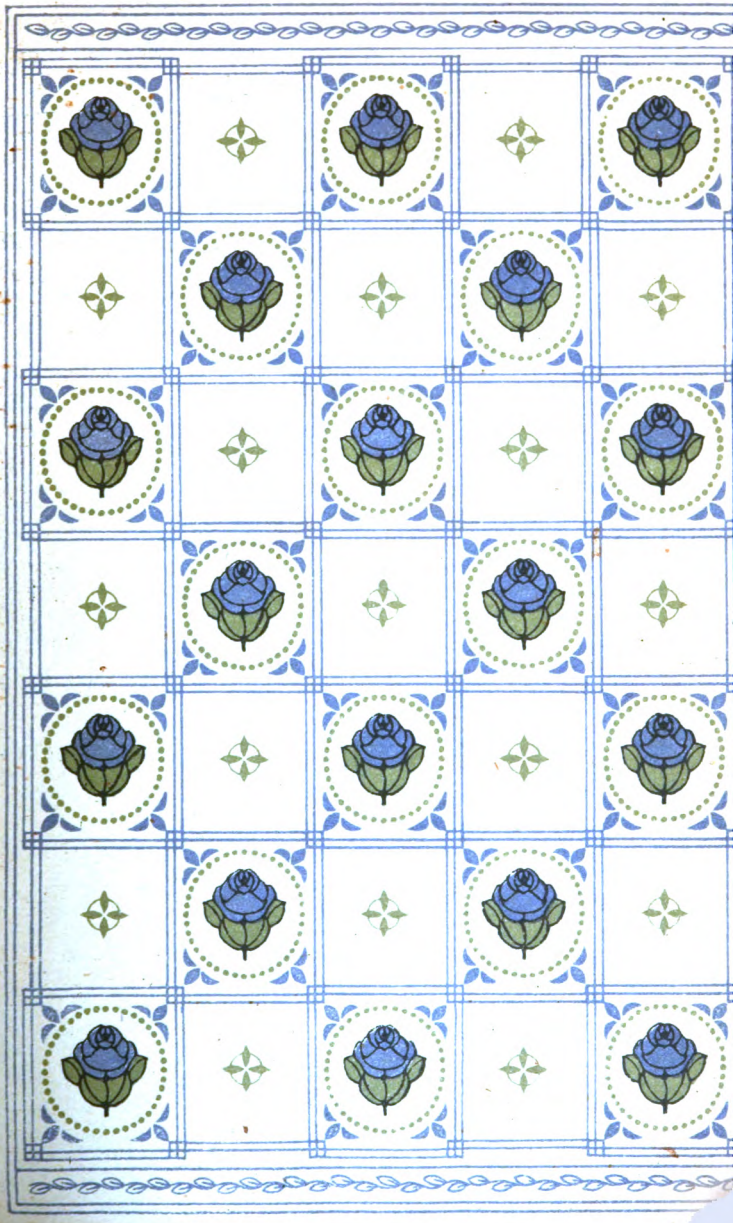
Princeton University Library
32101 066456516

Velhagen u. Klasings Almanach 1910

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Almanach / von Velhagen & Klasings Monatsheften /

Empfindſamkeit.

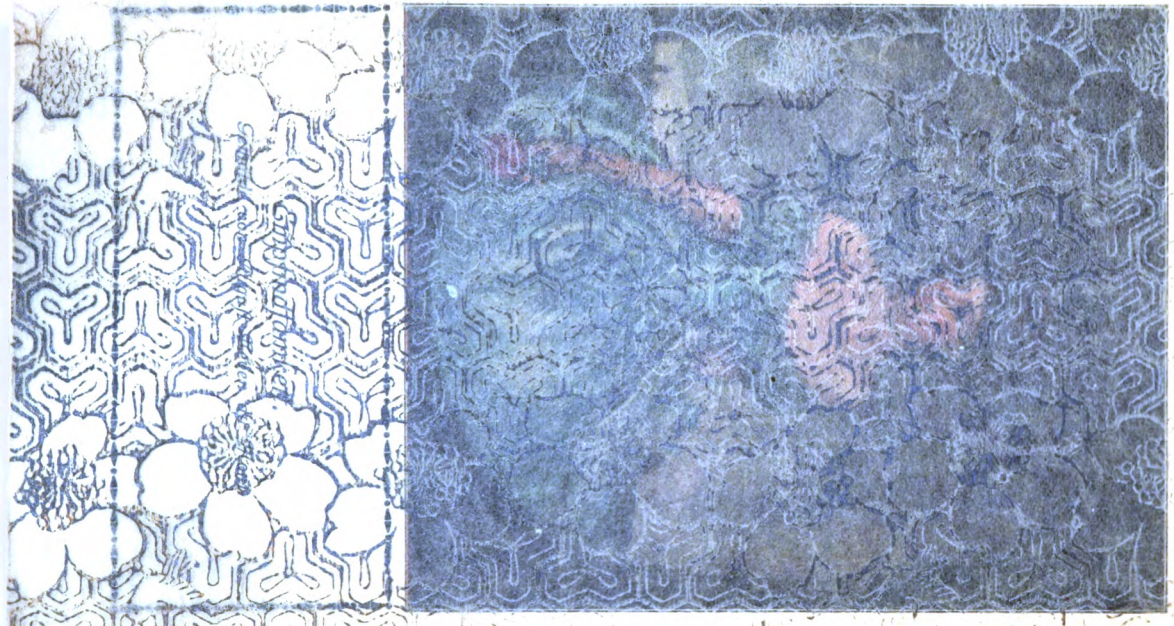
Gemälde von Auguſt Neven du Mont.

Almanach

Herausgegeben von der Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften

1910

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien



Almanach

Herausgegeben von der Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften

1910

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin. Bielefeld. Leipzig. Wien

Entwurf für Einband, Vorſatzpapiere und Buchſchmuck von Heinrich Wieynk in Berlin.

Copyright 1909 by Velhagen & Klaſing.

Einband von W. Collin in Berlin. Intagliodrucke von J. Löwy in Wien. Buchdruck von Fiſcher & Wittig in Leipzig. 1909.

Inhalt

(RECAP)
3429
.031
1910
558663

Erzählendes.

Seite

Raoul Auernheimer in Wien. Der Salon. Ein Dialog. 257
Rudolf Hans Bartſch: Die Pfingſtküſſe. Novelle. . 1
Marie von Ebner-Eſchenbach: Der Säger. Novelle 65
Emmy Lewald (E. Roland): Sécheresse de cœur. Skizze 193
Richard Voß: Fieber! Sterben in der römiſchen Wildnis 225
Jakob Waſſermann: Die Gefangenen auf der Plaſſenburg. Novelle 113
Ernſt Zahn: Der Tag der Perpetua. Erzählung . . 303

Balladen.

Das beinerne Tiſchlein. Von Otto Julius Bierbaum 82
Kreuzfahrerlegende. Von Alice Freiin von Gaudy 203
Prinzeß Lamballe. Von Joſeph Lauff 80

Literatur.

Das Märchen von der getröſteten Witwe. Von Hans Sendling 157
Die Dame. Ihr Lebens- und Werdegang in der deutſchen Literatur. Von Dr. Ernſt Heilborn 42

Kunſt.

Das deutſche Schönheitsideal. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit dreizehn Zeichnungen von Meinhard Jacoby 89
Die Frau im Leben von Rembrandt. Von Dr. Georg Biermann-Leipzig. Mit drei Intagliodrucken und fünf Textabbildungen. 241

Vermiſchte Aufſätze.

Erinnerungen an Charlotte Wolter. Ein Stück Wiener Theatergeſchichte. Von Memor. 289

Geſelligkeit zur Zeit der Medici. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm 271
Heinrich VIII. von England und ſeine Frauen. Von Carry Brachvogel. Mit zwei Kunſtdrucken und vier Zeichnungen von Meinhard Jacoby . . 177
Melodien, die man mit nach Hauſe bringt. Von Dr. Wilhelm Kleefeld 209

Gedichte.

Bei Mondſchein. Von Hermann Heſſe 156
Das Kreuz im Bergwald. Von Ludwig Ganghofer 64
Die Schlange. Von Guſtav Schüler 254
Die Würfler. Von Guſtav Schüler 202
Ein Liebeslied. Von Hermann Heſſe. 202
Häusliche Weihnachten. Von Ludwig Fulda . . . 112
Herbſttroſt. Von Hans Caſpar von Starken. . . . 302
Irrende Liebe. 1—20. Von Carl Buſſe. 33
Königin Mode. Vom Biedermeier. 173
Lotteliefens Traum. Von Ewald Gerhard Seeliger 286
Prinz. Von Karl Freye 223
Ruhendes Sein. Von Peter Roſegger 192
Stummes Ständchen. Von Hugo Salus 208
Tells Tod. (Eine Fortſetzung nach Uhland.) Von Arthur Fitger. 239
Toskaniſche Volkspoeſie. Riſpetti und Ritornelle. Überſetzt von Paul Heyſe 149
Wartezeit. Von Franz Karl Ginzkey 38
Zum Schlafengehen. Von Paul Wilhelm 79

Farbige Kunſtblätter.

Empfindſamkeit. Gemälde von Auguſt Neven du Mont. Titelbild.
Am Birkenwald. Gemälde von Adolf Münzer . 16—17
Das Spitzenkleid. Gemälde von Hans Borchardt 48—49
Stilleben. Gemälde von Adolf Heller . . . . . 80—81
Der Brief. Gemälde von Max Thedy . . . . 160—161
Studienkopf. Gemälde von Alois Erdtelt . . 272—273
Bildnis. Miniature eines unbekannten Meiſters aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts . 304—305
Die erſten Ohrringe. Gemälde von Laura T. Alma-Tadema. . . . . 312—313

Intaglio-Drucke.

Octavia. Gemälde von Franz von Stuck . . . . 32—33
Carmen la tocaora. Gemälde von José Villegas 64—68
Die Gattin des Künſtlers. Gemälde von John Quincy Adams . . . . . 112—113
Am Abend. Gemälde von Albert Lang . . . 128—129
Bildnis meiner Frau. Marmorbüſte von Hans Damman . . . . . 192—193
Rembrandts Mutter. Gemälde von Rembrandt van Rijn . . . . . 240—241
Saskia. Gemälde von Rembrandt van Rijn . 248—249
Hendrickje Stoffels. Gemälde von Rembrandt van Rijn . . . . . 256—257

Kunſtblätter.

Die Leuchte. Skulptur von P. Carrier-Belleuſe . 88—89
Der Roman. Gemälde von Alfred Stevens. . 144—145
Leukothea. Gemälde von Friedrich Preller . . 168—169
Jane Seymour, Königin von England. Gemälde von Hans Holbein dem Jüngeren . . . . 176—177
Anna von Cleve. Gemälde von Hans Holbein dem Jüngeren . . . . . 184—185
Interieur. Gemälde von Carl Albrecht . . . 208—209
Atelierbeſuch. Gemälde von Wolfgang Wagner 224—225
Frühlingstag. Gemälde von John Lavery . . 288—289

Die Pfingstküsse

Novelle von

Rudolf Hans Bartsch

Diese Geschichte sollte man eigentlich gar nicht erzählen, denn sie hat nicht die geringste Moral. Aber da der liebe Gott Herrn Willibald Himmelmayer in die Welt gestellt zu haben schien, um sich ein lebendiges Exempel dafür zu schaffen, wie er sich ungefähr das österreichische Musikantenblut vorstellte, so dürfen auch wir ihn nicht verdammen und mögen ihn ruhig betrachten; natürlich nur objektiv und als Exemplar.

Herr Willibald hatte schon seit ein paar Wintern Weib und Kind und war darüber vierzig Jahre alt geworden; die hatten sich wie eine Rinde langsam um ihn gelegt, ohne daß er auf den steifen Harnisch viel geachtet hatte, denn inwendig war er immer noch sechzehn. Am Morgen war ihm gratuliert worden; er hatte es gleich danach vergessen. Er hatte, nach dem Weihnachtsschlafrock, einen leichteren Sommerschlafrock zum Geschenk erhalten, denn es war der Sonntag zu Pfingsten. Die durchdringende Ironie des Ereignisses hatte er gar nicht bemerkt. Draußen war es so lind und leuchtend blau, die helle Welt stand zur Verfügung wie eine schöne Frau in ihrer allerschwächsten Stunde, und es war beruhigend für den Weltlauf, aber ein Wunder, daß nicht sämtliche Ehemänner ihren Frauen an diesem berauschenden Tage, an dem sich einst sogar die Jünger Christi aufs Schwadronieren verlegt hatten — durchbrannten.

Herrn Willibald war es höchlich danach zumute, und er beschaute sich auf seine vierzig Jahre hin im Spiegel. Er war sonst von so gleichgültiger Freudigkeit, daß er niemals in einen Spiegel schaute. Heute aber hatte er Angst um

ſich und tat's: Unter ſeinen Augen ſchmunzelte wahrhaftig ſchon kreuz und quer die ſchmerzlich humorvolle Zeit mit den wagerechten Fältchen, die vom vielen Lachen, und den ſchrägen, die von der Nachtarbeit und anderen ſchlimmen Stunden entſtanden waren, die ſich auch über Herrn Willibald hergemacht hatten. Das ſah alſo zwar charakteriſtiſch aus, aber gar nicht ſo glatt wie Porzellanmalerei. Der Bart, den er ſich aus Abſcheu vor der ſeifigen Hand des Barbiers hatte wachſen laſſen und den er aus Eitelkeit ſo klein und knapp wie möglich hielt, war noch kohlſchwarz von blühender Jugend, das Auge friſch. Er wollte ſchon weg vom Spiegel, denn er verachtete ihn und hatte ihm noch niemals irgendeine nachdenkliche Minute geſchenkt, im Gefühl, daß ſchließlich alles eitel ſei und es für ihn einſtweilen auch ſo noch gut abgegangen wäre. Aber da fuhr ihm etwas durch Mark und Bein.

War das möglich? Er ſah genauer hin: Ein blondes Haar war das nicht! Er riß es aus und legte es auf ſeinen ſchwarzen Rockärmel: Das erſte, ſchneeweiße Rabenaas unter tauſenden ſchwarzen. Und Willibald hatte gar nicht daran gedacht, älter zu ſein als ſechzehn oder ſechsundzwanzig.

„Na ja" ... ſagte der Herr Kapellmeiſter, und über ſein fluderwuſchiges Herz lief eine Ahnung des Kreisganges dieſer Welt; ja, es drehte ihm dieſes Herz um und um. Er ſtand und ſagte noch einmal ſein reſigniert ironiſches: „Na ja," aber im geheimſten wußte er, daß Sonnenwende ſei, und das tat ſchauderhaft weh; ſo wehe wie Schnee im September, ſo wehe wie Allerſeelen, ja gerade heraus: ſo wehe wie der Tod. Eine Seele, die jung und dumm, ahnungslos, verliebt, lebenstoll und noch gänzlich unbereitet wie die eines Kindes war, weil die Noten, ſamt Paleſtrina, Händel, Bach, Haydn und Mozart ſo ewig jung waren, eine Seele, die vor lauter Ewigkeit gar nicht daran gedacht hatte, daß ſie bloß als Uhr in einem vermorſchenden Kaſten beſtellt worden war, die wand ſich jetzt vor Weh und Angſt, als ob der Herr der Zeiten ſchon allväterlich und furchtbar geſagt hätte: „Zu Bette endlich, Lausbub."

Nun ſtand ein Geburtstagskind am Pfingſtſonntag mit hängendem Kopfe da und hätte gern in der Eile irgendeine Philoſophie erfunden, um den ſchaurigen Anhauch dieſes unzeitgemäßen erſten Herbſtwindes in Muſik zu überſetzen. Aber der Himmelmayer hatte nie den gramvollen Ringkampf des Gedankens mit dem Weh der Vergänglichkeit geübt, niemals die bittere Süßigkeit des Umlernens gekannt, die allein alle Zeit zeitlos zu machen vermag. Er hatte keinerlei Philoſophie. — —

Alſo ging er ſpazieren und war nun wenigſtens mit den Beinen Peripathetiker.

Die große Provinzſtadt hatte dreimal ſoviel Menſchen in ihren Gaſſen, Alleen und Gärten, als ſonſt, und fünf Sechſtel davon ſchienen ihm jünger als er. Da ſchraubte er ſich aus dem farbefrohen, verliebten, duftenden, nickenden Korſo fort und ging in kleine Gaſſen hinaus, wo die Läden offen ſtanden, weil es noch nicht zehn Uhr am Vormittage war. Hier war es ſtiller; hier, wo das Gras immer wieder zwiſchen den Pflaſterſteinen emporguckte, obwohl ihm dies zweimal des Jahres von rupfenden Händen als unſtädtiſch verwieſen wurde. Ja; es war ſtill; hier kannte ihn niemand. Bloß Dienſtmädchen gab es, und die beeilten ſich, ihren Sonntagseinkauf zu machen.

Aber, o Menſchenherz! Gerade dieſe Dienſtmädchen trugen ſchon die Sommerkleider mit den köſtlichen, kurzen Ärmeln. Bis an den Ellbogen oder noch höher hinauf reckten ſich die bisher winterbehüteten lichten und zarten, vollen Arme aus den hellen Bluſen; die leuchtende Jugend blühte wieder herzbeſtrickend in freier Luft, und es war eine Auferſtehung des Fleiſches, am Tage des Heiligen Geiſtes, von ſolcher Überzeugungskraft und aufrechter Liebesgegenwart, daß Herrn Willibalds Herz dreimal in der Minute gegen Himmel fuhr. Dieſes immer erneute luſtvolle Emporbrauſen ſeines Herzens ließ ſich nur mit einem Sommerfeſt vergleichen, wo eine Rakete nach der anderen unter „ah“ und „ſeht“ in die Höhe ſteigt.

Ach, es gab da mehr hübſche Weibsgelegenheiten in zweien kleinen, frühlingshellen Gaſſen, als Herr Willibald bisher in ſieben Jahren geliebt und erſehnet hatte!

Da ging in seiner Seele folgendes Sprüchlein los: O ihr alle, alle, rosig wie Neujahrsschweinchen, blütenweiß wie zartester Zucker, klar wie firner Wein und viel, viel berauschender als er, all euch möchte ich drücken und abküssen! Herr der Herzen! Lust hätte ich zu einem ganzen Tanzsaal voll wehender Schürzen! Ja, wäre ich Kaiser, heut möchte ich nichts, als im Automobil durch eine telegraphisch vorbereitete Welt rasen und mich an siebzig Stadttoren durch bloßärmlige Empfangsjungfrauen hindurchknutschen!

An Schlimmeres dachte Willibald nicht, denn vor lauter Glücksgefühl blieb er immer schon am bekränzten Eingange seiner Phantasien stehen und war überwältigt. Inzwischen kamen und gingen in den Gassen die Mädchen in weiß, hellrosa und blaßblau, und der arme Willibald hatte ein ewiges Gruseln, weil er fühlte, daß solche Arme von Rechts wegen um seinen Hals geschlungen gehörten. Er verlief sich in immer einsamere Viertel, um solch herzbedrückendem Zauber zu entgehen, und mündete endlich in der Au, in der lichtgoldgrünen Au, durch die der Fluß mit vielen Brüdern von kleinen Wasserläufen, Mühlgängen und stillen Tümpeln hinspielte. Dort hörten endlich, endlich die herzbewegenden Schürzen auf.

Da und dort stand noch ein Haus, eine Mühle, oder eine Fischerhütte mit ausgehängten Netzen, die weithin an die trocknende Luft ihren Flußtiefengeruch weitergaben; später ward das einzige Anzeichen der Menschenwesenschaft ein stark angeschnittener Heuschober. Endlich dann ward es einsam, und nun war Wiese, Gehölz, stilles Wasser und alle sonstige Natur unter sich. Und leise, leise ging Willibald durch die betäubend schöne, allseitig verliebte Welt seiner grünen Geschwister hindurch, die ringsum mit der Sonne eine Leuchtkraft an Blüte und Hellgrün loshatten, daß es den Sinnen schwindlig wurde.

Die Finken jauchzten wie verliebte Sennbuben ihr ji, ji, ji, ji, juhuhuhui alle durcheinander, die Amseln bliesen des Herrgotts Urflöte, die Grasmücken und Mönche übten allerfeinste, minderbemerkte Vokalkultur, und in diesem Losgelassensein aller Liebe einer lange gedrillten, armen Welt,

ſtand der Muſikant und hatte keine einzige Note zur Verfügung, außer einem dicken, ſchweren Seufzer und zwei Tränen, von denen eine dem ſchwächeren linken Auge zuerſt entprallte, worauf auch die rechte ſüßſchmerzlich und ſcheinbar ſo groß wie eine Kanonenkugel zur Welt kam.

Denn ringsum war die alte, neubetrogene Natur gerade ſo unerfahren, des Gottestages froh und unbelehrt wie dieſes große Kind, das ſchon ein weißes Haar erlebt und dennoch immer noch nichts anderes getan, als daß es Klingklang Gloria zu Ehren des allerſüßeſten Lebens geübt, geſungen und gemuſiziert hatte, als ob es mitten in der ewigen Seligkeit ſtünde. Hellgrün waren alle Blattſpitzlein zugleich an den Tag geſchoſſen, und die Sträucher, die jungen und die alten Bäume waren gleich eilig in ihrer luſtvollen Torheit, zu leben und Vergänglichkeiten zu verüben.

„Na, denn los!“ ſagte Herr Willibald, geſtattete ſeiner Rührung einen freien Sonntag und ſchritt in die volle Ungewöhnlichkeit dieſes liebeſchweren Tages mit einer Luſt hinein, als wäre die Geſchichte mit den ſechzehn Jahren dennoch wahr.

Dann blieb er plötzlich ſtehen, verſuchte noch ein letztesmal zu philoſophieren und faßte alſo all ſeine Eigenſchaften zuſammen. Da wog ein weißes Haar, (und wenn's tauſend waren), gegen das Gewicht eines ganz lieben Kerls, der einen brillanten Dirigenten, Geiger, Sänger und Frauenbeſchwätzer abgab, deſſen einzige, düſtere Seite die unabwendbare Neigung war, bei Nacht zu komponieren, und der ſonſt eine Leichtigkeit des Lebens hatte, als beſtände der Kampf ums Daſein für ihn darin, mit den Händen in den Hoſentaſchen durch dieſe Welt zu gehen und dabei ſehr hübſch zu pfeifen.

Er hatte alſo, am Ende, dennoch Eigenſchaften.

Schwermütige Welt: — wie bringt man nur dieſes graue Haar zum Schweigen? Man beweiſt ihm, daß es unrecht hat; nicht wahr? Nun aber hervor mit dem Beweis.

Kapellmeiſter Willibald war alſo hell und voll geſammelt, ſich im vierzigſten Jahre ſeines Lebens zu be-

weiſen, daß er ein Junge war. Er trat aus der Au in die Feldweite hinaus. Voller Gold lag die Welt der Keime endlos vor ihm. Ferne war ein Dorf, deſſen Dächer bis in die Feldſchollen zu verſinken ſchienen; es räkelte ſich verliebt an die Erde wie ein wohliges Händlein in der Sonne. In den leuchtblauen Himmel ſchnitten nur zwei Dinge hinein: ein Kirchturm und ein Maibaum. Der Kirchturm war ſpitz und hatte ein rotes Dach und einen Wetterhahn, der ſich je nach himmelspolitiſchen Umſtänden drehte, wie die Stimmungen unſerer lieben Kleriſei, die ja, Gott ſei Dank, aus Menſchen beſteht. Geläute war keines mehr zu hören, denn es ging an Mittag; alſo war für den freundlichen Willibald der Kirchturm weſenlos. Der Maibaum aber wurde deſto lieblicher, je näher man ihm kam. Schon fern glänzte ſein heller, entrindeter Stamm in der verzückten Feldweitenſonne, und bunte Bänder wehten von ſeinem Fichtenwipfel plaudernd in die Welt hinaus. Es war ein Maibaum, an dem Gott ſelber ſeine Freude haben mußte.

Da dachte der Muſikus Willibald Himmelmayer mitten auf dem Feldwege an das Weſen des Volksbrauches, der den Maibaum erfunden hatte. Wem wird der Maibaum geſetzt? Dem ſchönſten Mädchen weit in der Runde. Wohlan, Willibald, beweiſe deinem weißen Haare deſſen Niedertracht und Unzulänglichkeit, indem du dir das auf ſo holde Weiſe und hochauf angedeutete Mädchen eroberſt, als ſeieſt du ein junger Student!

Und er marſchierte, ſprühend vor Hoffnung und Ahnung kommenden Glückes, auf dem Feldwege gegen jenen Maibaum los, der ſich kopfwiegend im leiſen Winde bog und ſeine Bänder in bräutlicher Verheißung flattern ließ.

Und dann kam das Wirtshaus, das Wirtshaus an der Au! Links war die goldgrüne, windhauchwallende Feldweite, rechts erſt ein paar, dann mehrere kühner beiſammen ſtehende Traubenkirſchen, die über und über blühten und berauſchend für Biene und Menſch nach Honig rochen, — ihr Duft ging in ganzen Wolken über Land, — und dann kam die Au: ein ganzer Wald von Pappeln und Eſpen, Weiden und Traubenkirſchen, Hartriegel, Eſchen,

Feldahorn, wilden Kirſchbäumen und was Gott noch zuließ, je nachdem der Boden ſchwer, feucht oder ſteinig war.

Geradeswegs aber ging Herr Himmelmayer in das feldſtille Dorf ein und auf den Maibaum zu, und mit dem Augenblick ſeines Eingangs begannen alle drei Mittagsglocken hoch und tief aufzuläuten und machten einen wundervoll nachdenklichen Dreiklang, denn es waren tiefe Glocken, was eine reiche Gegend verriet. Denn tiefe Glocken müſſen groß ſein. Schwer ſchwangen und ſangen ſie und verkündigten drei Meilen hin für vier oder fünf Herzen Andacht und für eine Armee von fünfzigtauſend Magen den glückſeligen Pfingſtſonntagsfraß. Und die ganze Welt lächelte, Gott mit inbegriffen, und war zufrieden.

Da machte ſich Meiſter Willibald im Gaſthausgarten auf einer neugerammten Bank mit frohſinnigem Rucke ſeßhaft und ſang in den Klang der Mittagsglocken bald in g, bald in h und bald in d das Hohelied ſeines Hungers: „Wirtshaus! Wirtshaus!“

Kam eine ganz junge Kellnerin heraus, ſchüchtern, hilflos und ungeſchickt, ſo daß man ſah, ſie diente heute den erſten Tag. Sie zitterte mit der Stimme, wegen des feinen Herrn, der da gleich in ihren Weg gewettert kam: „Was befehlen Euer Gnaden?“

„Komm her, Kind,“ ſagte der Kapellmeiſter frohgemut. „Setz' dich da neben mich. Gäſte ſind noch nicht da.“

„Die kommen erſt um fünfe oder ſechſe; wir haben noch recht wenig vorbereitet,“ ſagte das Mädchen ängſtlich und ſetzte ſich an den Rand der Bank.

Herr Willibald ſang noch einige Sekunden hübſche Untertonläufe zu dem Klange der Glocken, und das Mädchen dachte: ‚Ein fideler Herr.‘

Dann hörten die Glocken auf, und Willibald fragte: „Für wen iſt der Maibaum vor euerm Haus?“

„Den haben neulich in der Nacht die Burſchen geſetzt,“ erzählte das Mädchen, und ihre ſommerſchwarzen Kirſchenaugen wurden lebhaft, „weil er dann ein Faſſel Bier freigeben muß. Unſer Wirt hat eine ſolche Freud' gehabt, indem daß man ſein Wirtshaus weit in der ganzen Ebenen

erkennt, wo es liegt, daß er zwei Faſſerln hergegeben hat. Bei der Kegelbahn hat er ſein Geld aber wieder hereingebracht," ſchloß ſie tröſtend.

‚O höchſt verſchlimmerte, moderne Welt,' dachte der Kapellmeiſter. ‚Nun ſind die jungen Burſchen vom ſittſamſten Mädel bis auf den freigebigſten Bierwirt gekommen. Bande!' Er war ſittlich entrüſtet. Das Volk hatte wieder eins ſeiner heiligen Güter verloren und er ein Mädel. Daß die junge Kellnerin auch nicht übel war, bemerkte er in ſeiner ärgerlichen Enttäuſchung nicht gleich und fuhr ſehr ſachlich fort: „Was gibt's zu eſſen?"

„Mein Gott: nur eine ſchwäbiſche Brotſuppen mit Würſteln, Rindfleiſch mit Semmelkren ... Gugelhupf wär für die Jauſen da." — Sie ſchwieg und ſah den ſchwermütig gewordenen Herrn ängſtlich an.

„Aber Kind," ſagte er, „heute iſt doch Pfingſtſonntag. Ich möchte ein Backhuhn."

„Ja, das kann recht gut geſchehen. Backhendel ſind wohl da. Nur leben ſie noch."

„Alſo abſtechen," entſchied Willibald wehmütig. „Freilich, graue Haare haben ſie noch nicht; ihre Zeit wäre noch fern. Aber jung ſterben iſt auch ſchön; ja es iſt geradezu genial. Fragen Sie nur den Maler Rafael."

„Ach den," ſagte das junge Ding verſtändnislos und bedrückt. Dann verſchwand es.

„Backhendel mit Salat," rief ihr der Kapellmeiſter nach. „Ja, mit Salat," wiederholte ſie etwas fröhlicher, verſchwand im Wirtshaus, und Willibald ſchaute ſich die wunderſchönen abgefallenen Kaſtanienblüten an, die über den ganzen Tiſch geſät lagen, während oben in den Bäumen des Wirtsgartens noch hunderttauſend, kerzenaufrecht und den Sommer weit über Feld hinausleuchtend, blühten. Über den Bäumen lag innige Sonne; unter ihnen war es heimlich wie Erinnerung; alle leeren Tiſche erzählten Liebesgeſchichten aus ähnlicher Zeit wie heute.

Willibald träumte; träumte. Nun hätte er das bildſchöne Wirtsmädel auskundſchaften und her zu ſich ziehen ſollen, das ihm der Maibaum verſprochen hatte. Damit war es aus. Die Wirtin war ſicherlich auch nicht der

Mühe wert; ſie hatte eine harte Stimme; das hörte man an der Art, wie ſie mit der neuen, kleinen Kellnerin ſchalt: „Das muaß a Madel lernen! Und a Kellnerin zuerſt. Mit die Gäſt hoppertatſchig und mit die Hendeln in chriſtlicher Bruderſchaft ſein, taugt net für unſern Stand. Das Hendel ſtichſt ab und dem Herrn zeigſt, daß du a jungs, feſches Madel biſt. — — Wie? Du weißt net, wo ma'r an Hendel eini ſchneid't? Da: Schau her. Jetzt gehſt hinter die Kegelbahn, haltſt ihm die Flügel und die Haxen hinteri und ſtichſt es ab. Halloh, mach g'ſchwind."

Kurz nachher lief das Mädchen mit einem jungen Huhn verzweifelt über den Hof. Da ſchloß ſich Herr Willibald voll Schrecken ihr an.

„Was ſoll's denn, Fräul'n?"

„Ihner Hendel muß i abſtechen, und das hab' i no nie net tan," jammerte ſie hoffnungslos.

„Na ja, aber," ſagte Willibald ſchüchtern, „wenn man bloß den Hals durchzuſchneiden hat."

„Aber das is es grad," ſeufzte das junge Ding. „Mir wär's, als ob i' an Chriſtenmenſchen abkrageln müſſet. Und es zappelt und zappelt."

„Laſſ'n wir's los," ſagte Willibald mitleidsvoll. „Mir iſt der Guſto vergangen. Ich möchte gern Schinken, Wurſt und Käſe."

„Ja, aber das ſoll jetzt mein Probeſtückl ſein," klagte die neue Kellnerin, „und ich muß doch Hendel abſtechen lernen!"

„Guter Gott, ich kann's auch nicht," ſagte der arme Kapellmeiſter hilflos.

„Na, wird's bald?" ſchrie die Wirtin unſichtbar aber grellſtimmig aus dem Küchenfenſter herüber.

Da packte das arme Mädchen ſein Huhn feſter und lief hinter die Kegelbahn; Herr Himmelmayer ſchlich ihr entzückt nach, um die Tragödie bis zum Ende zu ſehen.

Da mußte er erleben, wie das junge Ding in ſeiner Verzweiflung einen groben Hanffetzen, der zum Schutz gegen das Aufprellen der Kegelkugeln diente, von dem Bahnende wegriß, das Huhn hineinwickelte, damit ſie es nicht ſähe, einen Kegel in die Rechte nahm, die Augen

zudrückte, den Kopf märtyrerkühn gegen Himmel drehte und dann viermal daneben hieb, bis sie ihr junges Opfer traf und still machte, sowohl zu Ehren des Pfingstsonntagsgastes, als auch um ihre Ehre als künftige Wirtin zu retten.

‚Sie hat ein weiches, gottgefälliges Gemüt,' sagte sich Willibald Himmelmayer gerührt. ‚Es ist geradezu etwas Gottesdienstliches in diesem gütigen Geschöpf. Wie sich das Braun ihrer Augen gegen Himmel zu drehte und das bläuliche Weiß des Augenkörpers feucht und schmerzlich die Übermacht in diesen süßen Augen bekam, wie der silberne Mond über die Nacht, das war einfach delikat. Judith konnte nicht schmerzlicher zu den Sternen geschaut haben, als sie das Haupt des Holofernes endlich 'runter hatte. Sie, sie verdiente den Maibaum!'

Inzwischen trug das junge, mitleidige Herz das verreckte Huhn von dannen; dieses weiland Huhn streckte die Beine hinter sich wie ein fliegender Storch und war weich wie ein Abwischlappen, denn kein Knochen in seinem Leibe hatte dem Kegel zu widerstehen vermocht. Im Gehen machte die junge Weibskreatur noch schüchtern einen Schnitt in den Hals des toten Federgeschöpfes, dann überlieferte sie es der Wirtin.

„Marand Annerl, was hast denn mit dem Hendel g'macht?" schrie die Wirtin.

„I bin drüber herg'fallen und hab's a bisserl 'druckt," log die kleine Nachfahrin Frau Evas.

Die Wirtin sah erwägend durch die Haustür in den Garten. „Na ja," sagte sie dann, „es ist ein Stadtherr und ißt's sicherlich, wann die Gall' nicht mit zerdruckt worden ist. Aber Mariedl! Wann er Umständ' macht, so setzt du dich neben ihn und nötigst ihn und vertreibst ihm die Zeit, damit er Ruh gibt. Ich werd' wegen deiner kein zweites Hendel backen."

Marie brachte also inzwischen gehorsam die Suppe und blieb neben dem Herrn Kapellmeister stehn, um mit ihm bekannt zu werden.

Der Herr aß ein bißchen und fragte dann: „Wie heißt du?"

„Marie," ſagte ſie knickſend.

An dem Knicks erkannte der Kapellmeiſter die Unberührtheit des Neulings. Ihm ward mutvoll und zugleich bange um das Herz, und er überlegte löffelnd, wie er aus dem Hauſe mit dem Maibaum ein herziges, kleines Abenteuer mit ſich tragen könnte.

„Backhendel," ſchrie die Wirtin aus der Küche. Ihre fette, ſcharfe Stimme prallte durch den winkligen Hausflur bis in den Garten, obwohl das Küchenfenſter auf die Gaſſe ging.

Mariedl rannte fort und brachte das hellbraune Kunſtwerk im ſpielenden Schatten der Kaſtanien angſtvoll herangetragen.

„Marie," ſagte der Kapellmeiſter zu ihr, als ſie das Küchenſtück vor ihn ſetzte. „Marie! Warum haſt du das arme Lebegeſchöpf nicht laufen laſſen, wie ich dir anriet?"

„Ich muß doch tun, was mir die Frau anſchafft," ſagte das Mädchen bedrückt.

„Aber Marie," ſagte der Herr Kapellmeiſter weich und liebevoll aus dem Grunde ſeines reichen Herzens: „Hat dir denn die Wirtin angeſchafft, daß du es mit einem Kegel totſchlagen ſollſt?"

Das arme Mädchen wurde butterblaß und begann ſich mit Tauperlen zu bedecken, die ihr teils aus den Augen rollten, teils vor Angſt aus den Poren quollen.

Der kluge Willibald nahm ſeinen Vorteil wahr. „Mitzi," ſagte er: „Marie! Ich kann und kann das Hendel vor lauter Mitleid nicht eſſen. Ich bin gewiſſermaßen ſchuldig an ſeinem Ende. Habt ihr keinen Hund im Haus, der's eſſen möchte?"

„Ach Gott ja," klagte die arme Marie. „Aber der flaniert den ganzen Tag in der Au und bringt dem Wirt Faſanen nach Haus."

„Ein Goldhund," ſagte Willibald mit Wärme. „Aber was machen wir mit unſerm Hendel?"

„Wenn es der Herr vielleicht doch verſuchen wollten," fragte das Mädchen mit herzlicher Bitte an.

„Marie," ſagte Willibald nachdenklich; „vielleicht ginge es ſo: Was iſt euer beſter Wein?"

„Der Kreuzwein," ſagte Marie mit ſicherer Stimme.

„Kreuzwein?"

„Ja, weil er um das Kreuz dort mitten in den Weingärten am Berghang herum wachſen tut," ſagte Marie; „und das iſt der beſte. Er koſtet aber einen Gulden, der Liter."

„Her damit," ſagte Himmelmayer.

Sehr glücklich lief die junge Kellnerin davon und beſtellte den Wein. Auch die Wirtin war zufrieden, daß ihre Kellnerin ſo animierſam auf Gäſte wirkte, und warf ihr ein kurzes Wort der Anerkennung hin. Dann kam das junge Mädchen hochrot mit ihrem Wein zum einſamen Herrn Gaſte unter den mittagheißen Kaſtanien.

„Alſo," ſagte Herr Willibald reſpektvoll. „Da wäre der Kreuzwein. Marie, nun ſetz' du dich neben mich."

Marie wagte es und tat nach dem Gebote.

„Kind," ſagte der Herr Kapellmeiſter ſo milde, als ſei er der Herr des letzten Abendmahls, „nun mußt du das Hendel eſſen."

„Das geht nicht," ſagte Marie erſchrocken und wollte aufſtehen, Himmelmayer aber legte ſeine Hand auf ihren bloßen Arm, der ihm ſchon längſt gefallen hatte: „Liebſte, ſchönſte Marie, kein Aufſehen, ſonſt wird die Wirtin bös. Das Hendel muß weg. Mir erbarmt es gar ſo ſehr, und wenn ich den Salat eſſe, ſo iſt es ſchon viel, weil Mitleid manchmal weher tut als Leid." Er ſprach das wunderſchön; ganz ſchwer, ganz milde, ganz als wollte er von der Welt Abſchied nehmen.

„Ja, aber der Herr hat doch das Abſtechen befohlen," ſagte das Mädchen.

„Mein Gott," erwiderte Herr Himmelmayer, „das iſt eben unſere ſtädtiſche Unerfahrenheit. Unſereins beſtellt ein Backhendel, ſieht ein Hendel nie anders als entweder lebendig oder gebacken und glaubt, das wären verſchiedene Arten. Er betrachtet ein Backhendel als ein ſeparates Geſchöpf, welches, wie es iſt, fertig aus des Herrgotts gütiger Hand an ihn adreſſiert iſt. Daß Mord und Totſchlag dazwiſchen liegt, Marie, dafür iſt unſereiner zu weichherzig. Wie alt biſt du, Marie?"

„Siebzehn Jahr.“

„Siebzehn! Ich bin ſchon ſiebenundzwanzig,“ ſeufzte der Kapellmeiſter. „Weißt du was, Marie? Wir nehmen uns einen Anlauf und eſſen miteinander das gebackene arme Tier, bevor es ganz kalt iſt. Wenn du mir nur hilfſt, dann geht es.“

Er zog die ängſtliche, kleine Perſon an ſich, legte ihr vor, ſchenkte ihr Wein ein, nötigte ſie, gründlich auszutrinken, und dann begann das Mahl, als ſäße ein ſcheues Liebespaar unter den ſchattigen Bäumen. Herr Himmelmayer ſchälte nur die äußerſte gebackene Haut von den ermordeten Gebeinen, die brave Marie aß aber gewiſſenhaft auch alles Fleiſch. Wenn eins von den beiden vor einem zertrümmerten Tarſus oder einem Spinafragment erſchrak, ſprach ihm das andere Mut zu, und Willibald unterſtützte den wankenden Fleiß des Mädchens mit freundlichem Weinzuſpruch. Da aßen und tranken ſie, bis das Unglückshuhn in nichts mehr als abgenagten Reſten zum Himmel emporklagte, und je mehr Marie aß und trank, deſto lieblicher, tiefrotwangiger und frohäugiger wurde ſie. Nun war ſie ſchon ganz handſam. Ja, ſie hatte um des Kapellmeiſters Taufnamen angefragt. Der Schreibnamen ging ſie nichts an, und Ehering war keiner an Herrn Himmelmayer ſichtbar.

„Marie,“ ſagte der Gaſt, „trink noch ein Glas; ja? So, gut. Und nun ſag' mir: Betrüg mich nicht. Der Maibaum iſt deinetwegen geſetzt. So ſchön wie du, ſo lieb und jung und herzlich wie du — — Im ganzen Lande, wenn ich irgendwo einen Maibaum hätte ſetzen ſollen, dir hätte ich ihn geſetzt. Dein Liebhaber hat's angezettelt.“

Marie war glücklich. Dieſer Herr war mitleidig gegen jedes Huhn, fröhlich, tiſchteilſam wie ein Kind, und nun glaubte er ſogar, daß ſie ſchön ſei und einen Liebhaber beſäße. Ach ja, einen ſolchen, wie den. Dann wollte ſie wohl mal beginnen, dachte ſie. Und ſie ſchwor, daß der Maibaum dem Wirt gehöre, daß ſie erſt den zweiten Mai ins Dorf gekommen und gänzlich unbeachtet ſei.

„Marie,“ bat Willibald innig, „unbeachtet? Und ich, der hier nicht mehr weg kann! Ich, der mit dir jetzt zu-

ſammenſitzt, wie zwei rechte Liebesleute ſitzen. Ich beachte dich auch nicht?"

„Ja freilich," ſagte ſie leiſe. „Der gnädige Herr war ſehr lieb zu mir, den ganzen Mittag lang."

„Mäderl," drang der Muſikant in ſie, „Mäderl, nun ſoll ich fort, und du willſt mir fremd bleiben! Trink doch Bruderſchaft mit mir, damit ich weiß, daß ich ein liebes Geſchöpf irgendwo hab, denn ich muß nun weit hinaus in die glühende, fremde Welt."

„Kommt der Herr wieder ins Dorf?" fragte ſie.

„Zu dir, zu dir. Ich komme wieder!" verſprach er. „Alſo trinken wir Bruderſchaft?"

„Wie wird's gemacht?"

„So, Arm in Arm eingehängt, du dein Glas in der Hand und ich meins. Und nun trinken wir bis auf den letzten Tropfen leer. Ja?"

„Mhm," ſagte Marie trinkend.

„Und nun küſſen wir uns," ſagte Willibald.

Beide ſahen ſich um. Dann breitete Marie ihre bloßen Arme aus, zog ihn an die Bruſt und legte dieſe nackten, ſchließfeſten Arme voller Innigkeit um den Hals des ihr herzlich nahe gewordenen fremden Gaſtes. „Du guter, lieber Menſch," ſagte ſie, und ihre weinfeuchten Lippen legten ſich friſchgekühlt an die ſeinen und küßten, als ob pralle Weinbeeren an ſeinem Munde zerſprängen. „Noch," ſagte er. Da verſchenkte Marie nach ihrem, möglicherweiſe erſten Liebeskuß auch den zweiten und dritten; köſtliche Stücke erglühender Neigung, bis zu elfen. Dann hielten ſie inne, ſchauten ſich in die heißen Augen und wollten von neuem beginnen, als die fette, ranzige Stimme der Wirtin von ferne durch den Torgang knarrte: „Marie?"

Noch hatte ſie ihre Arme um ſeinen Hals und bekam ſie beinahe nicht los, ſo teuer war ihr dieſer Menſch geworden. Er umfing ſie, küßte ſie und drehte ihren zierlichen Körper wie im Tanze um ſich. „Nun lauf, herziges Mädel," ſagte er.

Dann, leider in Gegenwart der Wirtin, zahlte er betrübt und ging. Sie ſagten ſich nur mehr mit den Augen durſtig und in gieriger Sehnſucht: „Auf Wiederſehen!"

Hinter dem Herrn Kapellmeiſter lag, wie ein Inſelchen der köſtlichen Jugend, ein blühender Kaſtanienhain über niederem Strohdach, er ſelber wanderte im Sonnenſchein über eine zirpende, ſummende und heiße Welt dahin und wußte nicht, warum er gegangen war, denn alles Glück war hinter ihm. Vor ihm war bloß Stimmung; freilich eine köſtliche Stimmung inmitten der tiefwallenden Felder, darin die roten Mohnblumen und die Cyanen das Gloria der Schönheit hoch über alle Nützlichkeit des Korns und der Gerſte ſangen. Und die hunderttauſendfach gleichhalmige Jugend der Felder war mit ihnen ſchön, unter Gottes allergnädigſtem Sonnenlächeln.

Ein Tag des Herrn, ein Tag der offenen Herzen und der roten Lippen! In hellem Siegergefühl wanderte Willibald weiter, und ſeine Nerven muſizierten ſehr zart und ſehr freudig im Nachhall der Küſſe.

Durch die Ebene ſchwang ſich ein Bahndamm. Was ohne Abſicht auf Schönheit ausgeführt wird, gedeiht oft zu einem Wunder an Schönheit. Dieſer arme Bahndamm nun, der, von oben geſehen, einen ungeheuren, herrlich gerundeten Viertelbogen in dem tellerförmigen Lande hinzog, war der groß geordnete, überragende König der Gegend. Von ihm aus geſehen lag das Land gnädig zu Füßen hingewieſen, und ſein zirkelgerechter Bogenzug beherrſchte kühngebietend alle Unordnung der bauernhaft einzelweſigen Parzellierung. Er fuhr durch das zerſchachtelte Land wie ein Meteor über die ganze Sternenkonkurrenz; großherrlich, eigennützig, aber mit Schwung.

Dem Muſikantenblut ſchien es ſchon längſt eine Schwäche von Unterweſen, daß die Behörden das Gehen auf Bahndämmen verboten; gerade das liebte er ja ſo ſehr. Man hatte Luft, man war, der man war; der über das flache Land erhabene Herr, man ſah weit umher und genoß die verbotene Frucht des Paradieſes. Natürlich erhoppſte er ſogleich mit röckewehendem Schwung die Böſchung des Dammes und ging nun als Herr aller niederen Dinge dieſer Welt in verhältnismäßig göttlicher Höhe rhythmiſch mit dem beruhigenden Gleiſe der Schienen dahin. Die Telegraphendrähte ſangen im Winde zuerſt einen famoſen Moll-

akkord. Dann, durch eine Stange und wechſelnde Spannung anders abgeſtimmt, kam die Tonica hinzu und bei der nächſten Stange ſolch eine famoſe Diſſonanz, als freute ſich Richard Strauß ſeiner neuen, wilden, bunten Welt, die ſo ſehr das herzzerriſſene, vieltönige, aber alle Augenblicke erlöſungsbereite Zeitalter dieſer Tage ſingt.

Derlei fröhliche Gedanken an ſeine Lieblinge balancierten mit dem Herrn Muſikanten, als er ſtolz wie ein Seiltänzer über die Erde erhaben war. Denn er ging auf einer einzigen Eiſenbahnſchiene, hatte die Arme ausgebreitet, rutſchte niemals ab und freute ſich ſehr über ſein Artiſtentum. Die Telegraphendrähte ſchwirrten bald d, bald des, bald cis, er ſagte ihnen fröhlich ihre Tonart auf den Kopf zu und balancierte weiter. Die Grillen und Heupferdchen hatten ein famoſes Pizzicato ringsum, und der Herr Kapellmeiſter hielt die Arme ſegnend über dieſe muſizierende Welt ausgeſtreckt, teils weil er ſich auf den Eiſenbahnſchienen erhalten, teils aber auch, weil er etwas von der Luſt des Taktſchlagens in ſich hatte. Und er überlegte, daß von allen Geſchöpfen dieſer Erde der ſchaffende Herrgott, ein ſteinerner, ſegnender Heiliger und ein Kapellmeiſter am längſten ihre Arme in der Schwebe zu erhalten vermöchten. Ein Fechter hat nach einer Stunde genug. Aarons Arme mußten während einer Schlacht horizontal geſtützt werden, ja ſogar Jehovah legt ſich, in den Gemälden ſchwacher Menſchen, ſtützende Englein zu. Der Kapellmeiſter allein ſegnet und ſegnet, von ſieben bis zwölfe in der Nacht meinethalben, dieſe Welt, — länger als ſie aushält.

Er ging und jubelte in die Welt hinein, der Herr Luftblut, ſolange das Land um ihn blaute. Kein Bahnwächter hielt ihn auf. Erſt als die weit vorgefelderten Häuschen eines fernen Marktes bis an den Bahndamm heranſchoben, gewann er wieder Intereſſe für die Menſchenwelt. Denn ringsum in den Feldern jäteten gebückte blaue und rote Röcke das blühende Unkraut aus, Gärten waren ringsum, dann kamen enger aneinander ſchließende Häuſer und endlich der geſchloſſene Marktflecken. Herr Willibald ſtieg ſittſam vom Bahndamm herunter, weil, in der Nähe der Vorgeſetzten, ſelbſt die ſonſt naturmilden Bahnwächter

Im Birkenwald.

Gemälde von Adolf Münzer.

Copyright 1908 by Franz Hanfstaengl.

Stimmungen verderben können. Er prallte an die Rückseite eines Krämerhauses; aus einem Fenster starrte ein junges Weib und achtete den Herabspringenden kaum als eines Vaganten. Das beleidigte nun Herrn Himmelmayer; übrigens wußte er, daß es in jedes Menschen Macht läge, sich im Sinne des allertrotzigsten andern so hoch emporzubringen, als es nur bei gesundem Verstande möglich war: die sollte ihn nebenbei nur fein schätzen lernen.

„Gnädige Frau," sagte er ernsthaft. „Verzeihen Sie, daß ich Sie anspreche, aber es geschieht von Staatswegen, weil ich Ingenieur bin. Man beklagt sich über diesen Bahndamm, weil er den bürgerlichen Hausgärten Sonne wegnimmt, erfuhr ich —"

Die junge Frau sah ihn erstaunt an. „Davon hab' ich nun wenig gehört," sagte sie.

„Nun sehen Sie an," rief Willibald, „was für unnötiges Zeug an die Regierung geschickt wird! Unser Bahndamm bringt doch so viel Leben nach diesem Markt herzu, und man schilt nun wegen eines Dutzend beschatteter Bohnstangen."

„Na ja," sagte die junge Frau schüchtern; „in unserm Garten wächst auch nur wenig, soweit der Schatten hinfällt, und mein Zimmer da ist das allertraurigste im ganzen Haus."

„Gnädige Frau, Ihr Zimmer geht eben nahezu nach Norden, und der Bahndamm böscht sich nach Süden," berichtigte Himmelmayer mutig. „Gibt Ihnen da nicht der Bahndamm den Reflex der Mittagssonne? Gibt er Ihnen nicht das glänzende Grün seines Rasens, den hellen Widerschein seiner kleinen Welt?"

„Das habe ich nie angesehen," sagte die arme, bedrückte Frau mißmutig.

„Aber Ihre Kinder, gnädige Frau?" erwiderte der falsche Bahningenieur fröhlich.

„Ich bin erstens keine gnädige Frau und zweitens habe ich keine Kinder," trotzte die junge Frau mißmutig, schwenkte um, rannte vom Fenster weg und ging nur wegen der staatlichen Obrigkeit und deren freundlicher Rede wieder zum Fenster zurück.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," ſagte Himmelmayer, „es gehört zwar ganz und gar nicht zu meinem Bahndamm, aber wenn ich nicht im Dienſte wäre, ſo würde ich mir gehorſamſt zu ſagen erlauben, daß einer ſolchen Frau dennoch ſowohl Gnädigkeit, das heißt ein freundliches Lächeln, als auch Kinder beſchert ſein müßten. Ich bin nur Ingenieur und muß Bahndämme erhalten: aber das Leben einer Frau, die ſolche Augen hat wie Sie, das möchte ich mir denn doch nebenbei auch ſonnig und in leichter Linie dahinziehend zu geſtalten getrauen, wie unſer guter Bahndamm iſt. Jedoch, gnädige Frau, wenn Sie nun verraten, daß ich da, ſtatt Beſchwerden einzuholen, Komplimente mache, bringen Sie freilich meine Stelle in Gefahr."

Die hübſche, traurige Frau lächelte. Das Gefühl, einen Menſchen zu begnadigen, tut dem ins Weltliche überſetzten Mitleid Gottes — als welches die Frauen angeſehen werden müſſen — ſehr wohl.

Sie lächelte. „Beamter ſind Sie, aber Sie ſehen aus wie ein Schlankel*). Bleiben Sie lieb und brav. Ja? Dann werde ich Sie nicht verraten."

Eilig ſtieg nun Willibald gänzlich vom Damm herunter und kam nahe an das Fenſter der traurigen Frau, die er nun ſchon ſo ſehr erheitert und friſchblickend gemacht hatte.

„Ach aber, gnädige Frau," ſagte er, „ſollen wir nun vom Bahndamm reden oder von Ihnen? Mir iſt ſo weh ums Herz, ſeit ich Ihre traurigen Augen geſehen habe. Und kinderlos?"

„Vom Bahndamm, vom Bahndamm ſollen Sie ſprechen, Herr Ingenieur," ſagte die junge Frau, halb mit der fröhlichen Nüchternheit ihres widerſtandskräftigen Geſchlechtes, halb phantaſtiſch erregt, was da werden ſolle. Denn Romane geleſen hatte auch ſie.

„O weh," klagte Himmelmayer traurig. „Alſo denn: Ich ſoll die Ortsbewohner im Namen der Regierung umſtimmen, damit der Damm bleibt, wie er iſt; — aber es ſcheint, daß ich kein Geſchick habe. Die erſte Frau, die ich anſpreche, treibt ihren Spott mit mir."

---

*) öſterreichiſch für Galgenſtrick.

„Aber nein," ſagte ſie lachend.

„Ja doch," lamentierte er fröhlich weiter. „Ich kam Brücken bauen, gnädige Frau, aus Eiſenlamellen, T-, U-, H-förmigen Eiſenrippen; zart, weitſchwingend, gewaltig. Aber ſprechen, beſchwätzen, das iſt mir verſagt. Ach, gnädige Frau," fuhr er fort, „einmal bei Erbauung der Tauernbahn hingen wir in einem Brückenbogen; die Arbeiter hämmerten donnernd die glühenden Nieten in die Eiſenbindungen hinein, über uns ſauſte der Sturm und unter uns brüllte der Wildbach. Ich als Ingenieur aber hing wie eine kleine Spinne am höchſten der Eiſengewebe zwiſchen der blauen Luft und den Felſen der Bergwände über dem tödlichen Wildwaſſer und kroch umher, um jede Niete zu unterſuchen ... Die Eiſenſchienen ſahen aus der Ferne und Tiefe wie Drähte aus, ich war ein Punkt; und doch waren ſie ſo dick, daß ich ſie mit der Armbeuge kaum faſſen konnte: ſo, gnädige Frau! Ihr Nacken iſt viel dünner als ſolch eine Hauptrippe."

„Das glaube ich," lächelte ſie und bog den geſchmeidigen Kopf nach vorne, um ſich einer leiſen Umarmung zu entziehen, wobei er, um ſie nicht zu verſtimmen, ſogleich galant, leicht und gehorſam den Arm weggleiten ließ.

„Ja, nun wegen des Bahndammes," ſagte er ſachlich und ein wenig ſtreng.

„Ach," bat ſie, „erzählen Sie mir von der Brücke. Alſo, was geſchah dort oben, hoch in den Eiſendrähten? Wie war Ihr Gefühl dort oben?"

„Winzig, gnädige Frau. Es ging mir wie dem kleinen Kinde, das den Eltern im Walde durchgebrannt iſt, und dem nun die Erde zehntauſendfach zu leer und groß iſt! Am Zeichenblock ſchien die Brücke zierlich; nun kroch vor mir die lebensgroße eigene Idee mit Rieſenſpinnengriffen ins Endloſe. Oben der Bergwind, unten der Wildbachtod, in mir der Schwindel: ſo hing ich im eigenen Werke wichthaft, elend, verlacht und erſchüttert von demſelben Gotte, der mich in der Stube Berge überſpannen hieß!"

„Und? Dann?" atmete die junge Frau. Sie hoffte was von Hinunterfallen zu hören und war dabei froh, daß der hübſche Menſch vor ihr ſtand, das zu erzählen.

Der arme Kapellmeiſter drehte den Kopf links und rechts in die Lüfte; die techniſchen Erfindungen gingen ihm aus. Über ihm ſangen die Telegraphendrähte. Da griff er nach rückwärts zu ſeiner Muſik.

„Alſo," ſagte er. „Da nun um mich der Sturmwind, in dieſe Enge gepreßt, mit neunzigtauſend Metern Geſchwindigkeit pro Stunde durch das Tal brauſte und unter mir der Wildbach brüllte und ich armer Menſch die einzelnen Nieten für einen Gehalt von vierhundert Kronen monatlich abrevidierte, da begannen die Eiſentraverſen zu vibrieren, daß mir die Arme anfangs ſpannweit hin- und hergeriſſen wurden; je weiter ich kroch, deſto größer wurden die Schwingungen. Zuletzt ſchwang ich ſelber mit; es rüttelte mich, daß ich von unten dreimal ſo dick ausſah, ſo ſehr fieberten die Brückenſpangen; und ich hing oben und betete Gott an, denn von der entſetzlichen Harmonie der Sphären bekam ich mein Teil ab! Alle dieſe Eiſenſaiten waren eine brauſende Harfe geworden; der Wildbach gröhlte ein tiefſtes D, die Brücke wimmerte ſchauderhaft in fis moll, es war ſcheußlich, gnädige Frau!"

„Das glaube ich," ſagte die junge Frau ehrlich überzeugt; denn im Orte war ein einziges Klavier, das ward alle Nacht im Wirtshaus gequält, und redete alſo eine Sprache von dem Elend der Welt, daß die arme, ſtille Frau von den bloßen Begriffen zweier Tonarten viel ſchauriger erſchüttert und erſchreckt wurde als von hundert Metern Spannweite einer Eiſenbrücke.

„Dazu brauſten die Fichten der Bergwälder in, in —" Der Kapellmeiſter ſuchte intereſſiert nach einer Auflöſung. Aber die junge Frau ſagte ſchaudernd: „Schweigen Sie, es muß unerträglich geweſen ſein."

Das waren ihre Begriffe von Muſik. Sie hatte fortab das angſtvollſte, tiefſte Mitgefühl für Ingenieure.

„Sind Sie denn noch bei dem Geſchäft?" fragte ſie dann vorſichtig.

„Ach, das iſt es ja eben. Ich hielt es ſo zwiſchen Himmel und Erde nicht mehr aus, und nun verwendet mich die Regierung bloß mehr auf Bahndämmen. Und wenn ich dieſen Ort nicht dazu kriege, daß er dem Bahndamm,

wie er jetzt iſt, zuſtimmt, ſo verliere ich weitere hundert Kronen von meinem Gehalt.“

„Das iſt aber ſehr traurig,“ ſagte die hübſche Frau.

„Freilich,“ ſeufzte er. „Und nun unterſchreiben Sie den Petitionsbogen zur Beibehaltung des Dammes?“

„Wer iſt denn ſchon unterſchrieben?“ fragte ſie.

„Sie ſollten anfangen,“ ſagte er kleinlaut.

„Mein Mann iſt nicht zu Hauſe, drei Tage lang,“ ſagte ſie entſchieden. „Die Politik macht er. Gott bewahre mich, daß ich ihm da dreinrede; ich hab' es ſo ſchon ſchwer genug.“ Sie atmete gepreßt; das ganze Herz tat ihr weh vor Mitleid. Denn Willibald ſetzte ſich bei ihrer Antwort wie ein kleiner Bub hucklings und total mutlos auf dem Bahndamm nieder. „Alles iſt aus,“ ſagte er.

„Gehen Sie doch, verſuchen Sie es nur bei der Bürgermeiſterin und der Apothekerin und der Majorin,“ drängte ſie ängſtlich. „Wenn die unterſchrieben haben, tu ich's auch.“

„Ich bin fertig; ich getraue mich nicht mehr,“ ſagte der Gauner beklommen. „Wenn ich von der hübſcheſten Frau des Ortes eine ſolche Abſage bekomme, was ſoll ich bei den häßlichen erwarten?“

„Ja, Sie Armſter,“ lächelte das junge Weibsgebilde; „hübſch ſind die alle dreie nicht.“

„Gnädige Frau,“ bat Wilibald.

„Was denn?“ fragte ſie weich.

„Machen Sie mir Mut.“

„Wie denn?“ fragte ſie milde.

„Einen leiſen, leichten Kuß, und ich laſſe Sie mit der Unterſchrift ganz aus. Die Unterſchrift könnte politiſche Unannehmlichkeiten haben, die Verweigerung auch; denn ich weiß nicht, wie Ihr Herr Gemahl darüber denkt. Ich bin ſehr traurig, ich habe ſehr ſtark meine Pflicht vergeſſen, und dennoch, daß ich meine Stelle verlieren ſoll, ſcheint mir jetzt klein. Nur Sie, Sie darf ich nicht mehr verlieren!“

„Ach,“ ſagte ſie. „Ihre Stelle iſt lang, und ein Kuß iſt kurz.“

„Er iſt eine Ewigkeit an Erinnerung,“ widerſprach er demütig. „Und dann liegt es ja an Ihnen, ihn zu verlängern?“

Sie drehte ſich fort und verſchwand in der dunklen, niederen Wohnung. Sie war ein Neſtchen böſe.

„Gnädige Frau," bat er ins Fenſter hinein.

Da kam ſie wieder. Er ward ſtill. Sie ſtand mitten im Zimmer und ließ die Arme hängen. Sie war ſchön, nur durch vieles Einerlei des Lebens allzu regelmäßig und ſchlafensmüde im Antlitz. Nun verſuchte ſie nachzudenken, über eine Sache, für die es zu ſpät war.

„Kommen Sie," ſagte ſie dann. „Dort im Zaun die kleine Tür iſt offen."

Er aber ſah links und rechts. Der Nachmittag war totenſtill, heiß und ſummend. Da ſtieg er gleich geradeaus durchs Fenſter und ſchlug ſeine Arme um die regungslos Stehende. „Zittern Sie? Nicht, nicht!" bat er.

„Ich bin die Brücke, an die Sie ſich klammern," ſagte ſie lächelnd und hielt ihm die Lippen entgegen. Der erſte Kuß war leicht, faſt ſpielend; als ſpränge beim Schließen eines Rockes ein Knopf, der bloß an einem Faden gehangen.

Der zweite hielt länger und feſter.

Beim dritten zuckten ihre Lippen in Weh und Leid, und dieſer Kuß war der ſeltſamſte und ſüßeſte von den dreien, denn die armen wehereichen Lippen vibrierten lange auf den ſeinen und blieben dennoch enge und heiß an ihm, ſo daß er das leiſe Auslöſen des vierten Kuſſes erſt an den Tränen merkte, die aus ihren Augen über beider Lippen tropften.

Er ſagte: „Weine nicht!" und küßte ſie wieder. Da rang ſie ſich von ihm los und ſah ihm in die Augen.

„Einen Mann möchte ich geküßt haben, einen endlich, der beſſer iſt als der meine," ſagte ſie mit tiefer Stimme.

Da erſchrak Herr Himmelmayer und vergaß ihr zu ſagen, was ſie ja doch gerne hören wollte: um wieviel er beſſer ſei als der Ortskrämer.

„Zweifelſt du an mir?" fragte er mit dem Reſte ſeiner Frechheit.

„Geh, geh," ſagte ſie. „Geh zu der Bürgermeiſterin und ſonſt, wohin du mußt, ſammle deine Unterſchriften und komm nur dann wieder zu mir, wenn du mir ſchwören kannſt, daß auf dich Glaube und Liebe zu bauen ſei. Kannſt

du das, ſo darfſt du ſo ſpät am Abend kommen, als du willſt. Ich bleibe wach und warte. Geh nun, geh!"

Willibald ging; erſt rücklings, dann vorwärts, im Schafottſchritt hinaus, aber er ging beinahe gern. Es war alles gar ſo geſchwind gekommen; — er hatte gelogen wie ein bettelnder Vagabund, und ſie hatte ihm ein ſchwerbeladenes Herz dafür entgegengehalten. Es waren Küſſe mit Salz geweſen. Da blieb es ihm gar nicht wohl. Er fuhr winkend von dannen und ſagte, als er in Sicherheit war: „Sapperlot, mein Mund zuckt, als wär' es der ihre. Ich bin nicht geſonnen, mit ihr zu weinen. Armſtes, unglückliches Geſchöpf. — Ich bin zwar ein Lump, aber ändern kann ich das in der Geſchwindigkeit nicht. Auf und davon alſo!"

Durch die Feldweite pfiff ein Bahnzug daher, der erſte nach Stunden. Er benutzte ihn ſofort, drei Stationen weit, und ſtieg erſt in einem kleinen Bergtal wieder aus, wo die Gegend gänzlich anders war. Nun tat's ihm leid, die hübſche traurige Gelegenheit verlaſſen zu haben. Aber dieſe Frau verlangte nach einem guten Menſchen! War er das? Nun alſo.

In der Nähe ſummte ein Wirtsgarten übervoll von Ausflüglern aus der Stadt. Dorthin ging er, denn er war ſowohl traurig wegen ſeiner Nichtswürdigkeit, als auch durſtig wegen des vielen Redens und der Küſſe.

Er ſetzte ſich, beſtellte Bier, trank raſch, als wollte er einen entſtehenden Feuerſchaden in ſich ausgießen, und ſchaute dann umher, damit ihm beim Anblick friſcher Frauengeſichter wieder wohl würde. Es gab da ſo mancherlei, was luſtvoll zu betrachten war, aber Herrn Himmelmayers Herz ſchien heute dazu beſtimmt, in Wehe aufzuſchrecken. In einer Ecke des Gartens ſaß ein alter Straßenmuſikant, der machte eben Pauſe und hätte eſſen ſollen, tat's aber nicht. Er hielt den zerzupften Stengel eines Kaſtanienblattes im Mund und hatte einen kleinen, dünnen Schädel und zerſchliſſenes graues Haar, das bei ſeiner Kürze an vielen Stellen die Haut des armſeligen ſchwachen Köpfleins durchſchimmern ließ. Er ließ dieſes kleine Haupt hängen, das magere Stechmückengeſicht ſpitzte ſich gegen den Boden: wenn dem jetzt ſein ganzes Hundeelend zum erſtenmal im

Leben kennbar wurde, konnte er ſich nicht gebeugter halten und nicht zertretener ausſehen. Wohl ſtreckte er die langen dünnen Beine gegrätſcht von ſich aus, das war aber nur längſt vergeſſene Flottheit; er hätte eher knieſpitzig daſitzen können. Von den Händen hing eine herab, eine hielt die Gabel und lag neben dem Teller. Seine Geige lag auf dem Tiſch und war viel hübſcher als er.

Da ließ es dem Kapellmeiſter keine Ruhe. Er dachte daran, daß er vor kurzem engagementslos geweſen war und auch ſein Kopf ſo über unberührtem Eſſen gehangen hatte. Er dachte daran, daß er einen gut unterſchriebenen Ruf an ein Hoftheater in der Taſche hatte, und ſein Mitleid wuchs hoch. Er ging zu dem armen Teufel hin: „Na, Muſikant, warum iſſeſt du dein Gulaſch nicht?“

Der Straßenſänger ſchaute auf, nahm den Blattſtengel heraus und ſagte: „Weil ſie mir kein Schweinsgulaſch, ſondern ein Saugulaſch hergeſtellt haben. Das iſt der echte Miſthaufen. Ich bin beſſere Zeiten gewohnt.“

„Bruder, Bruder, mach' mir keine großen Gebärden vor,“ mahnte Himmelmayer herzlich; „ich bin ja ſelber Muſikant und weiß, daß wir ein bißchen maulen müſſen, weil uns die Leute ſonſt gleich von vornherein für abgebrochene Topfhenkel anſehen. Na! wo fehlt's denn, Bruder?“

Der Muſikant hob den dünnen Kopf ſo hoch, daß am Halſe der heraustretende Adamsapfel mit ihm an Größe zu konkurrieren begann und ſah den Himmelmayer ſehr müde an, dann ſchlug er mit der Hand auf die Taſche. „Klimpert's?“ fragte er. „Nein. — Unſere alte Berufskrankheit, Herr Kollege.“

„O weh, die kenn' ich und möchte nur heute die Säck' voll haben; für Sie, lieber Freund!“

Der Alte ſchaute in das Gewirr der Weiberhüte, Bäume, Ankommenden und Kellner, die über den ſitzenden Gäſten die Ausſicht verſperrten, hob dann den dünnknochigen Arm und winkte mit dem gebogenen Zeigefinger. Da drängte ſich ein volles, ſchönes Mädchen heran; ſtark, bräunlich aber blaß. „Wir müſſen wieder anfangen, Riſa. Was haſt du zuſammengebracht? — Das iſt meine Tochter.“

Das Mädchen drehte ſeine Kitteltaſche um, indem es

nach dem hübſchen, fremden Menſchen zur Seite des Vaters hinüberſah. Sie leerte alles aus, was ſie hatte, und der Alte ſchob das dürre Kupfer mit hungrigen Händen gruppenweiſe und zählte; ſehr bald war er zu Ende.

„Sechsundvierzig," ſagte er mit trauriger Beſtätigung. „Na, Herr Kollege? Verdienen Sie auch ſo ſchlecht?"

Dem gutmütigen Kapellmeiſter rann innerlich ſchon lange eine Träne nach der andern übers Herz wegen dieſes gequälten, kleinen, dummen, dünnen, armen Greiſenſchädels, der wie vom Hagel des Lebens ausgewuchert dahing. Daß nun dieſe Tochter ihre Taſche ſo reſolut umdrehte und dennoch ſo wenig darin war, ſchien ihm noch ein Augenblickchen unſicher, bis er, nach jenem Blick, der ihm gegolten, den hilflos zuſchauenden Ausdruck ihres Geſichtes beobachtet hatte, mit dem ſie der Hand des Alten beim Zählen folgte. Die hatte nicht einen Kreuzer behalten, mochte ſie ſonſt ein feiles Ding ſein: hier dem Vater war ſie treu!

Spielend griff Willibald nach der Geige, klimperte und ſtimmte ein wenig und ſetzte ſie dann unter das Kinn. Dann griff er nach dem Fiedelbogen und tat einen Strich, der ſang, trog und log wie die Seele eines Zigeunerprimas. Und bei dieſem einen Striche fuhren die Gäſte mit ihren Köpfen empor, denn das klang nach dem bisherigen Gekratze des Alten und dem feſten aber nur gutgemeinten Gitarreſpiel der Tochter, als flöge ein Singſchwan mit ſehnſuchtsvollem Fanfarenſtoße über das ſchäumende Meer. Glücklich und energiſch bog der Kapellmeiſter den Kopf. Es war alles beiſammen: Hand, Herz, Geige und Entſchluß waren freudig. „Kind," ſagte er zu dem hochauf wartenden Mädchen. „Wenn du mich begleiten kannſt, dann tue ſehr leiſe und ſehr beſcheiden mit." Und er riß den Fiedelbogen über die Saiten, als ſchüttle ſich ein wildes Roß.

„Es iſt eine Galgenbande, ſonſt ſpielte ich ihnen ein altes Minneſängerlied," ſagte Himmelmayer; „etwa das von Wizlaf: ‚Die Erde iſt erſlozzen.' Sie verdienen's nicht, aber einen Heidenſpektakel, den ſie halb und halb kennen, gaukle ich ihnen auf den vier Saiten vor, als wär's ein Orcheſter."

Es war Publikum aus der Provinzſtadt, das ſah er; die hörten im Konzerte leidlich gute Sachen, die aus Gründen irgendeiner Gemeinverſtändlichkeit zum Spektakelſtück erniedrigt worden waren. Nun hatte er oft auf der bloßen Geige alle Unarten eines Orcheſters karikiert, womöglich mit Nachahmung der Klangfarbe des Engliſch-Horns, des Fagotts, ja ſogar der Hoboe und anderer ihm liebgewordener Wunderlichkeiten; wo ihm dabei die Geige nicht weiterhalf, beſonders wenn Hörner einſetzen ſollten, da half er ſo diskret mit dem Mund und durch die Naſe nach, daß man glaubte, ſie ſeien wenigſtens in der Nähe, hinter irgendeinem Buſch verſteckt: denn er war ſein Lebetag ein vollendeter, allerliebſter Lausbub geweſen.

So begann er denn die zweite ungariſche Rhapſodie des Liſzt mit einem Ernſt, mit ſchmerzlich gezogenen Geigenſtrichen und ſchrummenden Bäſſen, ſo gedehnt, ſo ſchwermutvoll und großlinig, als läge die tödlich braune Ebene im angrauenden Morgen einſam da, bis die Schellchen an den Pferden der erſten hunniſchen Späher am Fluſſe erſchienen. Dichter und dichter mehrten ſich die antanzenden kleinen Rößlein, aus einzelnen Reitern wurden Schwärme, aus Schwärmen Scharen, aus Scharen ein Heer, das ſich mit reißender Wucht in den Strom ſtürzte, ihn brauſend zu durchringen, mit ſeinen Wirbeln zu kämpfen, bis der wild gellende Jubelruf der erſten aufjauchzte, die das andere Ufer erkämpft hatten. Neues Gejohle zitterte dem erſten nach, dann erſtampfte unaufhaltſam die ganze wimmelnde Horde das neu gewonnene Land — Schellen, Pferdehufe, Waffengeklirr, Schreien, Stimmengewirr und Gewieher, alles rollt überwältigend durcheinander und reitet davon. Dann noch ein paar jener Nachzügler, ein paar müde Pferde, ein paar verhallende, verlorene Glöckchen ... Breit, wuchtig, ſchwermütig und einſam liegt wieder die brandbraune Ebene, und nichts bleibt, als ein rotes Drohen der emporrückenden Sonne über tödlicher Verlaſſenheit.

So empfand's der Kapellmeiſter, und während er das Wirren der Inſtrumente, das Aufbrauſen des Hunnenjubels, das tiefe Grunzen von Kontrabaß und Fagott

karikierte, ſchwoll ihm das übervolle Künſtlerherz vor verliebter Luſt an dem Meiſterwerke, das er ſo ſpitzbubentoll nachahmte. Alles war in ihm, und er war glücklich, das alles für ſich nachäffen zu können. Durch ſolches Temperament und ſolch wilde Luſt an dem Kunſtwerk wirkte er überwältigend und zwang ſeine Zuhörer ſtets vom „Hallo“ wieder zu hingeriſſenem „Ah!“ hinüber.

Der ganze Garten lauſchte dem begeiſterten Lauſejungenſtreich, und der wildgewordene Himmelmayer riß Töne aus der Geige, wie der Stahl dem Steine das heilige Feuer in langen, goldglühenden Funkenſträhnen entſprengt. Kaum klimperten da und dort ein paar unverbeſſerliche Freßgabeln, aber ſelbſt die Kellner ſchlichen auf den Zehen und gaben nur da und dort flüſternde Kunde hin und her: „Der Kapellmeiſter Himmelmayer iſt's, aus der Stadt; er kommt weg; — ans Hoftheater.“

Die herzbetörendſte Kantilene hätten ſie der Geige des luſtigen Muſikanten nicht halb ſo innig geglaubt, wie dieſe beglückte, kreuzfidele Barbarei! Und als die Ebene ausgeklungen hatte und Himmelmayer mit einem Ruck Geige und Bogen ſenkte und die Abſätze bei ſeiner Verbeugung wie ein Militärkapellmeiſter zuſammenklappte, da brauſte und ſtürmte dieſes ſonntagsſchwere Biergartenvolk empor, als ſei die Gnade Gottes aus den Wolken niedergebrochen und zucke in Feuerflammen aus ihren Häuptern. Es ging los wie der Strom durch die offene Schleuſe in Bergtiefen donnert, mit Hurra, Hoch, Bravo und Proſit, und Himmelmayer hatte einen Triumph, der all ſeine früheren einfach zerſtampfte.

Die Geigerstochter aber brannte ihm aus dem ganzen Antlitz entgegen, und ihre wilden, heißen Augen überſtürzten von ſchimmernder Feuchte. Sie warf ſich dem glücklich lachenden Menſchen an die Bruſt und umrang und band ihn mit den wildbegehrlichen Armen, als ſei er das Glück und die Gnade dieſer Erde. Auf Mund und Stirn und Augen flammten ihm ihre glühenden Küſſe, jeder ein rundes, rotes Brandmal, jeder toll, verliebt, ſeufzend, dankbar, rein und verworfen zugleich, — das ſchöne wilde Weibstier wußte ſelber nicht, was alles.

Himmelmayer aber küßte fröhlich und aus allen Kräften zurück; da war der geſamte Biergarten erlöſt und ſchrie Bravo! und Wohl bekomm's!, und eine ganze Menſchenwelt freute ſich über das temperamentvolle Künſtlergeſchmatz.

Dann aber nahm Himmelmayer den Filz des Alten und wollte abſammeln gehn, aber er kam gar nicht dazu. Die Menſchen erſtürmten ſeinen Tiſch, Silberzwanziger und Gulden rollten und kollerten regenreich hinein, die Männer ſchüttelten ihm die Hände, und die Frauen küßten ſie ihm, und als die Raſerei ihr Ende erreicht hatte, da war der Hut des Alten voll grauem und blinkendem Metallplattengeringel und ſchwer wie ein in zwei Hände zuſammengefaßtes Panzerhemd.

Der alte Muſikant heulte wie ein Hund vor der Drehorgel, ſo bis in den Hals hinein ergriffen und nervös war er; aber glücklich, überglücklich.

„Noch was! Noch was!“ ſchrien die Gäſte. Da nahm Willibald Geige und Bogen und ſpielte eine bezaubernd liebe, zarte altniederländiſche Liebesklage des Orlandus Laſſus. Die Kaſtanien warfen im Abendhauch ihr leiſeſtes Blütengerieſel hernieder, nachdenklich blickten die Biergäſte in ihre Krüge, und ſelten fiſchte einer die Blüten heraus; es war, als ſänge der übervolle Mai aus einem Herzen voll Weh und ſüßem Verlangen.

Immer leiſer wurde das Lied, als ging der Muſikus fern und ferner durch die Bäume davon und in die blühenden Roggenfelder hinaus; endlich ſchluchzte die Geige eine zarte Skale hinan, dann kam noch eine ſüßtraurige, herzige Reflexion, einer jener hinreißenden kleinen Schnörkel alter Tage, die der Geſangsweiſe gleichſam noch einen Abſchiedskuß geben, — und dann blieb es ſtill. Verlegenes Wundern über dieſe gänzlich andere Welt gegen die frühere, ergriffenes Murmeln ging allein umher.

Leiſe legte Himmelmayer Geige und Fiedelbogen hin, klappte einen Gulden daneben, ſprach zum Alten: „Zahl' meine Zeche,“ ſagte: „Servus, herziges Mädel,“ und ſchritt durch den Garten in den blaſſen Frühabend hinaus. Als dann hinter ihm langſam, dann anpraſſelnd und rückrufend ein überraſchter Beifall dreinknatterte, war er ſchon

in der silbertönigen, schleierstill wehenden Feldweite. Hinter ihm zündeten sich die Lichter des Biergartens ferne an, mehrten sich, von weither erklang das Brausen der erlustigten Gäste, dann geleitete ihn nur mehr das lange Ziehen der wehmütigen Abendgrillen ringsum, als Rest einer reichverwirrten Welt von Lauten.

Es war gottgnädiger Friede, und nur sein Herz schwankte noch hochauf und ab, wie das Blut des Seemannes, der nach langer wellenbergreicher Meerfahrt das Land betreten hat, und in ihm geht es noch im tiefschwingenden Rhythmus der weißschaumigen Wellenrosse auf und nieder.

Er war glücklich und gerührt, als sei er ein guter Mensch nach seiner schönsten Tat.

Kaum konnte er von dieser grünwallenden Welt des Friedens los, und langsam, langsam wandelte er nach der fernen Stadt, wo er spät am Abende ankam. Da und dort grüßten ihn mit lautem Zuruf Bekannte, die vom Bahnhof kamen; in den drei letzten Abendzügen war von nichts die Rede gewesen, als von seinem warmherzigen Künstlerstreich im großen Biergarten; nun war die ganze Stadt in ihn verliebt.

An einer Ecke ward er festgehalten; eine große Gesellschaft ging dort auseinander, und es brauste aus ihr mit Heilrufen nach dem Künstler hinüber, der lächelnd stehen blieb. So gewahrte er, wie ein junges Mädchen sich von dem tumultreichen Schwarm löste und seitab nach einer Haltestelle der elektrischen Bahn ging, wo es wartend stehen blieb. Da machte Willibald kehrt, legte ein Stück der Gasse zurück, bis sich die Gesellschaft verlaufen hatte, und trat dann zu dem jungen, jungen Ding, das pflichtgetreu wie ein weißes Kerzlein stand und auf ihren sicheren Straßenbahnwagen harrte. Er kannte sie obenhin; es war ein liebes, trotziges Backfischchen, dessen Augen so schwarz waren, daß sie aus dem lebhaften roten Antlitz fast zornig zu funkeln schienen.

Zu der sagte er nun: „Der Wagen bleibt vielleicht zehn Minuten aus, Fräulein Dora. Bis dahin werden Sie zehnmal belästigt. Ich will Sie begleiten; gehen wir?“

„Ach ja," ſagte das junge Menſchenkind kurz und ging mit ihm fort.

Er ſprach wenig, ſie gar nicht. In ihm ſchwang immer noch der liebreiche Tag mit all ſeinem Trug und ſeiner Luſt, ſeinen ſeltſamen und ſo menſchlichen Miſchungen von Torheit und Gnade dahin; er hätte gern geſchwätzt, denn das aufrechte, vertrotzte Jungferlein neben ihm hatte ihm längſt gefallen. Aber es ſpann ſich nirgend was an; ſie war ſcheu und ſchien halb zornig mit ihm zu gehen, er war weich, reich und hilflos. So kamen ſie an ihre Haustür.

„Ja, nun ſind Sie mich los," ſagte ſie mit einer leiſen Härte in der Stimme. „Schön Dank auch für Ihre Pflichttreue!"

„Ah," ſagte er lächelnd, „es iſt nicht ſo arg mit der Pflichttreue, denn ich begleite Sie allzugern."

„Laſſen Sie das," befahl ſie. „Ich bin doch groß genug, um Ihnen nicht zu glauben. Sie haben ein junges dummes Hunderl nach Hauſe begleitet und ſind ſehr mitleidig."

„Fräulein, ich habe ein junges Weib nach Hauſe begleitet, und mir iſt ſehr bang," ſagte der ſchlimme Kerl.

„Ihnen? Der Sie heute von einem ſchönen Mädchen geküßt worden ſind, und um deſſen Hände Frauen ſich geſtoßen haben, ſie zu küſſen."

„Sie waren ja doch nicht darunter."

„Nein, ich nicht; drängen würde ich mich nicht."

Da ſagte er ſanft und demütig: „Alſo darf man bitten?"

„Herr Kapellmeiſter!" rief ſie erſchrocken.

„Darf man ſehr innig bitten?"

„Liegt Ihnen daran?" fragte ſie leiſe.

Und beide ſahen ringsum nach den Fenſtern, nahmen ſich im dunkelſten Gaſſenwinkel an den Händen, und ſie gab ihm ſeinen Kuß: Kurz, erſchrocken, herb, faſt wegprallend vor Erſchrecken über das eigene Hinwachſen der Lippen.

„Ich bin verliebt in Sie, verliebt, verliebt!" ſagte ſie zornig und ſtampfte mit dem Fuß. „Ich will's ſchon wieder wegbekommen. Aber heute hätte ich Sie faſt gebeten, Sie küſſen zu dürfen. Sie edler Menſch! Sie

großer Künſtler! Sie, Sie ſind ein Gott.“ — — Eine ganze Weile ſchwieg ſie tief ergriffen. „Und verheiratet, verheiratet ſind Sie auch,“ ſagte ſie dann mit dem unſäglich wichtigen Hohn des Backfiſches. „Adieu! Kennen Sie mich nicht mehr, ich bitte!“ Und energiſch zog ſie die Klingel am Haustor.

„Fräulein,“ bat er. „Sie haben mich geküßt wie ein zerplatzendes Rührmichnichtan. Das war ja gar nichts. Nur noch einmal! Weiblicher! Ja?“

„Adieu!“ ſagte ſie zitternd.

„Können Sie's denn gar nicht?“ fragte er.

Sie begann zu weinen. „O Sie, Sie, laſſen Sie mein Herz aus Ihren Händen!“

„Fräulein — —“ begann er nochmals. Da klappte aber ſchon der Schlüſſel des Hausbeſorgers im Schlüſſelloch, und er mußte zuſehen, daß er raſche Flucht nahm.

Nun ging er doch nach Hauſe.

Seine Frau empfing ihn, lieb, ſchlicht, ſchüchtern und blond. „War's ein ſchöner Tag?“ fragte ſie.

„Wie man ihn nehmen mag,“ ſagte er heiter. „Gib mir nur raſch noch was zu eſſen, und ich will dir was Dummes erzählen.“

So begann er fröhlich ſeine Biergartengeſchichte, die ja doch am übernächſten Tage in den Zeitungen ſtand, und ſeine Frau ſchaute ihn verliebt an.

Dann nahm ſie den unbekümmerten Künſtler in die leiſen, heilſamen Hände und gab ihm einen vorſichtigen Gutenachtkuß. „Ach, werden dich die Weiber jetzt wieder verfolgen,“ ſagte ſie beſorgt, glücklich und halb vertrauensvoll.

Er lächelte wehmütig. „Ich bin ein altes Grautier,“ ſchmollte er. „Heute hat's das erſte weiße Haar gegeben.“

„Aber geh, wo denn?“ fragte ſie freudig.

„Da,“ ſagte er und zeigte hin.

Sie küßte die arme Stelle, aus der dieſer heilloſe Tag entſprungen war, und freute ſich in ihrem kleinen Herzen, daß ihr Mann doch, endlich einmal, nicht mehr gar zu gefährlich ſein ſollte.

„Gott ſegne dich,“ ſagte ſie. „Gute Nacht, Liebſter.“

„Gute Nacht, Haſelmaus.“

Nun lag er neben ihr, die Arme unter dem lockigen Haupte verſchränkt. Sie ſchlief, er bohrte ſeine heißen, offnen, glücklichen Augen in die Nachtſchwärze.

„Nicht alt, nicht grau, und wenn ſchon ein Eſel, ſo doch der umjubelte vom Palmſonntag. O Glück, Reichtum! Elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn bis einundzwanzig; — dann der unvollkommene zweiundzwanzigſte, dazu noch zwei recht beruhigende von meiner lieben, herzigen, allerbeſten Frau. Macht volle zwei Dutzend Küſſe. Sapperlot, Willibald!“

Und in überglücklichem Gefühl, was für ein Herrgottskerl er ſei, wickelte er ſich links und rechts in ſeine Decken, und in ſein Hallo, wie eine Seidenſpinnerraupe, und ſchlief ein, als ſängen alle Englein Gottes um ihn und in ihm ein Gloria dei Willibaldi mit mozartiſch verteilten Pauken und vielen holdeſten Geigen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es iſt ja wahr. Dieſe Geſchichte, die nun vorläufig zu Ende iſt, ſollte nicht ſo heiter wiedererzählt werden, denn ſie iſt ohne Moral, ja verwerflich.

Nicht einmal das Wort Sparkaſſenbuch kommt darin vor.

Sie iſt gar nichts für uns ernſte, ſittliche Deutſche.

Wir wollen dieſen Willibald Himmelmayer hiermit auch nur betrachtet haben, wie den linken Schächer in Oberammergau, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß der Muſikant hübſcher wäre; — aber wir haben ihn immerhin rein objektiv und nur als Exemplar hingenommen. Als Exemplar aus Öſterreich.

Und Schelm ſei genannt, wer ſich über dieſe Geſchichte am Ende noch freut.

Octavia.

Gemälde von Franz von Stuck.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Irrende Liebe.

Von Carl Buſſe.

I.

Mein Kind fing an.
Dem Kinde hatte ſie's angetan.
Wie haſchten die beiden ſich unverdroſſen,
Zwei ſingende, ſelige Spielgenoſſen!
Und meine Blonde, die Scheuſte der Scheuen,
Was war ihr bloß?
Sie hing tagtäglich am Hals der Getreuen
Und ließ ſie nicht los.
Sie ſang und lachte ... In Schlaf und Wachen
Sang ich ſchon ſelber und hab's nicht gewußt.
Es war nur immer wie heimliches Lachen
In meiner Bruſt!

II.

Horch! Wild, in Sprüngen wie ein junges Kalb,
Tollt ſie dahin! Tollt mit Gekreiſch und Lachen!
Bis in mein Zimmer dringt des Lachens Laut,
Brauſt Garben Lichts durch die geſchloſſ'nen Fenſter,
Umwirbelt mich, hebt mir das Haupt vom Buch
Und macht mich lächeln ...
Selig überſtrömend
Schwillt mir zum Herzen eine warme Flut.
Die Wände weichen, und die Feder ſinkt.
Mein Herz iſt durſtig —
Still! Mein Herze trinkt!

III.

Ich weiß es wohl und kenn' mein ſchmerzlich Los:
Mit eigner Hand muß ich mein Fühlen ketten,

Zu keiner Stunde darf ich hüllenlos
Mein tiefſtes Herz in deine Hände betten.
Du wärſt bedrückt und wehrteſt ſolchem Tun,
Du tätſt mir weh, in Furcht mir wehzutun.
So berg' ich tief mich unter grobem Scherz,
Und nur in Nächten redet irr-beklommen
Zu deinem Bild in Glut und Scham mein Herz.

IV.

Nein ... glaub' ... der Abſchied wird mir nicht ſo ſchwer,
Ich trank den Kelch ſchluckweis im voraus leer.
In Tiefen zitternd unter fremder Macht
Wird mir der Krug ſchon, der mich labt, zum Scherben,
Mir malt ein Blick ſchon eine Liebesnacht,
Und krankt mein Kind, erleb' ich ſchwer ſein Sterben.
O, hundertmal hab' ich in Nächten nun
Erlebt die Stunde, die uns trennt und ſcheidet!
Und was ein Herz in ſolcher Stunde leidet,
Ich litt es längſt —
Sie kann mir nichts mehr tun!

V.

Und doch — auf einmal würgt und lähmt mich Angſt:
Geh nicht! Beſinn' dich! Bleib' noch eine Stunde!
Laß mich nicht fühlen, daß auch du jetzt bangſt,
Neck' mich wie ſonſt und lach' mit rotem Munde!
Auch ich will fröhlich tun und lach' zum Schein —
Ich hab' ſo Angſt! Laß mich doch nicht allein!

VI.

Still ward mein Haus, und träg, in Dumpfheit verloren,
Lauſch' ich zu Kammern empor, hinab zu den Toren.
Oft noch vom Flur tönt eiliger Schritte Getrapp,
Fragen noch Stimmen, die über den Stufen ſich einen,
Viele Gewänder rauſchen die Treppen hinab,
— Nie mehr die deinen!

VII.

Sie war nicht ſchön, ſie war nicht fein,
Ein Kraut am Weg zu finden,
Doch immer ſchien ſich Sonnenſchein
An ihren Schritt zu binden.

Frühmorgens in ihr fuchſig Haar
Schob ſie den Pfeil ſchon ſingend,
Kein Weg, der ihr zuwider war:
Klipp klapp, und immer ſpringend!

Ich hab' mich recht geſonnt an ihr,
Herzhaft und ohne Zagen.
So ward auch zwiſchen ihr und mir
Der Abſchied ausgetragen.

Ich weiß den Tag bis heute noch
Und brauch' mich nicht beſinnen:
Sie küßte meine Kinder noch
Und trug ihr Bund von hinnen.

Verſteckt blieb ich am Fenſter ſtehn.
Und hin- und hergeriſſen
Hab' ich ihr ewig nachgeſehn —
Sie braucht es nicht zu wiſſen!

VIII.

's iſt Oſterſonntag, und der Regen rinnt.
Ich dachte doch, du würdeſt heute kommen,
Und wär's ein Veilchen nur auf Huſch und Sprung.
Nun dämmert's bald. Ich weiß, du ſchmückſt dich jetzt,
Schmückſt dich zum Tanz, und eine Schleife probend,
Hältſt du die Nadel zwiſchen loſen Lippen
Und wiegſt vorm Spiegel dich im Walzertakt.
Nicht ein Gedanke ſucht mein Haus und mich.
Da berg' ich haſtig und mir ſelbſt zum Spott
Ein Oſterhäslein, das die Hand der Kinder
Dir ſchenken ſollte, wenn du heute kämſt —
Ich war gewiß, du würdeſt heute kommen ...

IX.

Nachts, als ich auffuhr, ward mir warm und frei.
Ich dachte nur: Der Tanz iſt nun vorbei.
Die Arme ſanken, die dich heiß umfingen,
Das Licht erloſch, die letzten Schwärmer gingen,
Auch du gingſt heim und ruhſt im Elternhaus.
Wie wohl das tut: Der Tanz ... der Tanz iſt aus!
Und einmal nur, ſchon halb in Schlummerfrieden,
Klemmt ſich die Lippe bitter mir und ſcheu,
Weil mir nun gut iſt und ich tief mich freu'!

X.

O martervoll iſt dieſe Einſamkeit
Und unerträglich!
Wie ein Raubtier ewig
Den engen Käfig mißt in Läng' und Breit',
Hetzt mich Durchwühlten ruhelos die Unraſt
Von Wand zu Wand!
Seht, meine Füße gehn
Von ſelber faſt! Gehn ohne Sinn und Ziel!
An hundert Meilen lief ich brennend ſchon
Auf dieſen Dielen! Dieſe Wände legten
Sich über mich, daß mir der Atem ſchwand,
Daß ich nach Luft rang und nach Menſchen ſchrie,
Nach Menſchen ... Menſchen!
Nein, es iſt nicht gut!
Ich bin zu lange mit mir ſelbſt allein,
Und Tag und Nacht verzehr' ich mich nach dir!

XI.

Ich hör' vom Park den vollen Glockenton
Der Nachtigall nun ſeit zwei Nächten ſchon.
Ihr ſchluchzend Rollen flötet um mein Haus,
In Uferbüſchen hört' ich ſie ſchon geſtern —
Flieg zu, mein Herz! Du willſt zu ihr hinaus.
Nun ſingt und klagt. Nun eint euch, liebe Schweſtern!

XII.

Heut ſprach mein Kind nach langer Zeit von dir.
Es ließ ſein Buch, davor es ſtill geſeſſen.
„Wo bleibt ſie denn? Sie ſpielt ſo ſchön mit mir."
Und altklug dann: „Sie hat uns wohl vergeſſen."

Das Mäulchen lief. Es kam mir flüſternd nah:
„Sei nicht ſo laut. Die Puppe ſchläft, Papa!“
Ich nickte nur und hab' mich ſtumm gewandt,
Hab' ſtundenlang den kühlen Park durchmeſſen —
O, grauſam ſtößt der Dolch in Kindeshand!
Mein Kind hat recht.
Sie hat uns wohl vergeſſen.

XIII.

Schickſal, erbarm' dich! Nimm mir dieſes Herz,
Das glüht und leidet! Reiß das blutige Ding
Mir aus dem Leib und ſetz' ein Scherbenſtück,
Kalt, glatt und fühllos, in die wilde Bruſt
An ſeiner Statt! —
Ich will's auf Knien dir danken!

XIV.

Grad wie der Schmiedegaul geblendet nur
Im Kreiſe trabt zu höh'rer Glutenſchürung,
Zieht all mein Sinnen ſtets die eine Spur,
Und willenlos verlor ich jede Führung.
Ich bin nicht Herr im eignen Hauſe mehr,
Ein Kartenblatt, bläſt mich der Sturm daher.
Und wenn Erſchöpfung mich der Qual entbunden,
Sitz' ich betäubt, verſäum' den langen Tag
Und ſtarr' in Dumpfheit Stunden über Stunden.
Doch ſteigt's mir manchmal in der Dumpfheit auf,
Daß ich dich lieb' und dich in Ohnmacht haſſe,
Dann in der Stille ſtöhn' ich plötzlich auf,
Und mein Geſicht verzerrt ſich zur Grimaſſe.

XV.

Himmelfahrt.

Verfluchter Tag! Könnt' ich in Eis und Schnee
Dich doch begraben, deine Sonne blenden,
Und alle Fröhlichkeit, die dich durchklingt,
In Gram erſticken!
Weh, dein Himmel lacht!
Der Faulbaum blüht und duftet aus den Gärten,
Und unabläſſig lockt und raſt Muſik.

Ich weiß, Ihr liebt euch ...
Selig ſchreitet ihr
In dieſes Frühlings üppige Verlockung.
Ihr werdet lächeln — tanzen — glücklich ſein
Ach, einen ganzen ewig langen Tag!

Dann wird es Abend werden, und der Wald
Wird heimlich dunkeln. An den Händen zieht
Der alte Kuppler euch in ſeine Gründe.
Und alle Glut, die ſich hier ſatt geküßt,
Und alle Wolluſt, die ſich trunken hier
In Seufzern brach, ſie drängt mit Allgewalt
Wie Flamm' und Fieber nun um euch ...
um euch!

Die Büſche raunen. Arm preßt ſich an Arm.
Mit andrem Klang löſt ſich das Wort vom
Munde.
Brautlichter ſchimmern über Wipfeln hoch.
Mund glüht auf Mund. Vielleicht — o Gott,
vielleicht
Sieht dieſe Nacht ſchon euer Hochzeitsbette —

Und ich ſitz hier und darf nicht einmal ſchrein!

XVI.

Sie ſagen mir, daß meine Augen nun
So lange ſchon in tiefen Schatten ruhn.
Doch als ein Spiegel mir mein Antlitz bot,
Staunt' ich es an und konnt' es nicht begreifen,
Wie klein die Wandlung und wie groß die Not!

XVII.

O Nacht, wie wardſt du bitter,
Die ſonſt ſo ſüße war,
Bringſt deinem treuſten Ritter
Den Kelch voll Wermut dar!

Vom Becher borg' ich Schlummer,
Er drückt mich dumpf und ſchwül.
Ein Kiſſen leiht der Kummer,
Und Neſſeln ſind mein Pfühl.

Einſt mocht' ich gerne ſchauen
In deiner Sterne Zahl —
Nun ſchlägſt du mich mit Grauen
Und doppelſt meine Qual!

XVIII.

Nach Wochen ...

Es iſt nur noch ein leiſes Weh
Und eine bitterſüße Luſt,
Wenn ich die Straße niederſeh',
Die Straße, die du kommen mußt.

Sie ſchläft am Alltag ſonnig aus,
Da ſie zu viel des Sonntags trägt,
Und ſelten nur, daß Haus um Haus
Der Schatten eines Wandrers ſchlägt.

Doch immer, wenn ins heiße Licht
Der Schatten fällt, vergeß ich mein:
Ich weiß vorher, du biſt es nicht,
Und glaub' doch ſtets, du könnt'ſt es ſein!

— Es iſt nicht mehr der wilde Schmerz,
Es iſt die wilde Luſt nicht mehr.
Nur leiſe zittert noch mein Herz
Und bangt um deine Wiederkehr.

XIX.

... Und hab' ich's überwunden,
Und tut's auch nicht mehr weh:
Was ich in bittren Stunden
Erkauft mit Blut und Wunden,
— Mir graut, wenn ich's gebunden
Als Buſch von Roſen ſeh'!

XX.

Meiner Frau.

Wenn ich in Irrſal wandre, habe Geduld mit mir,
Alle meine Wege enden zuletzt bei dir!
Hat ſich mein Herz vergriffen, — mein Herz war krank.
Still vor dir und den Kindern zügelt ſich jeder Drang.
Staub fällt über die Jugend; Aſche wird jede Glut.
Hand in meinen Händen, wie wärmſt du gut!
Was mich gelockt und gezogen: flüchtiger Flamme Schein.
Helfen mir einſt im Sterben wirſt du allein!

Die Dame
Ihr Lebens- und Werdegang in der deutſchen Literatur.

Von Dr. Ernſt Heilborn.

1. Das Debut der Dame.

Wie Minerva ausgewachſen und wohlgerüſtet dem Haupte ihres Vaters entſprang, ſo trat die Dame im Vollbeſitz der ihr eigentümlichen, vornehmen Eigenſchaften vor den Zuſchauer hin, ohne daß ſich ihr Werden, ihr Nahen irgendwie angekündigt hätte. Sie kam in jedem Sinne unangemeldet. Noch eben hatte Juſt gepoltert, — nun ſtand die „Dame in Trauer“ vor dem Major v. Tellheim.

Sie kommt im Witwenkleide, die Schulden ihres verſtorbenen Gatten zu begleichen. Es werden nur wenige Worte gewechſelt. Sie genügen, nicht nur das Weſen der Dame zu offenbaren, es werden Züge, es werden Begriffslinien angedeutet, welche die Literatur immer wieder aufnehmen wird, wo es „Damen“ zu geſtalten gilt.

Die „Dame in Trauer“ trägt den Leidenszug. Sie iſt erſt kürzlich vom Krankenbette aufgeſtanden. Zunächſt erkennt Tellheim ſie nicht wieder, woran das kühle Schwarz, das ſie nun kleidet, ſeinen Anteil haben mag. Eine falſche Scham iſt ihr fremd. So fern es ihr liegt, dem Freunde ihres verſtorbenen Gatten mit einer Bitte zu nahen, ganz ſo wenig kommt es ihr bei, falſche Vorſtellungen über ihre Lage zu erwecken. Sie iſt Dame genug, ſich in ihrem Weſen durch die trüben pekuniären Verhältniſſe, in die ſie geraten iſt, unberührt zu wiſſen. Sie iſt wahr.

Ihr fällt das ſchwerſte Los, das es für hochgeſtimmte Naturen gibt: ſie hat Wohltaten entgegenzunehmen. Tellheim macht es ihr leicht, er gibt vor, ſich der Schuld nicht

zu entſinnen. Sie könnte auf das Spiel eingehen, aber ſie tut es nicht. Sie iſt wahr. Um ihres Kindes willen nimmt ſie das Geſchenk an. Ihr Dank iſt gehalten. Sie ſpricht ihn nicht mit Worten aus. „Verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohltaten annehmen muß.“

Was liegt nicht alles in dieſem einen „noch“! Man ſieht den ſteinigen Weg vor ſich, den dieſe Dame mit ungewöhnten Füßen zu betreten hat. Er ſcheint ſehr weit, und keine Schattenausſicht iſt gegeben. Wird ſie die „Dame“ auf dieſem Wege bleiben? Es iſt zugleich ein eigentümlich weher Ton der Reſignation, der aus dem wenigen, was ſie ſpricht, entgegenklingt. Zunächſt warf es ſie auf das Krankenbett nieder, nun hat ſie ſich ſoweit damit abgefunden, daß ſie ihren Weg, dieſen ſteinigen Weg, bewußt beſchreitet.

Die Dame tritt in Erſcheinung, und ſie weiſt den Leidenszug. Bevorzugte Schweſtern werden ſich zu ihr geſellen, und es wird kaum eine ſein, die nicht dies Zeichen trüge. Man wird nicht viel Lachen von Damenlippen vernehmen. Ja, es iſt, als hätte Leſſing, da er ſeine „Dame“ vor ſich erblickte, auch rein äußerlich die Viſion der vielen Kommenden gehabt. Dieſe eine ſtand noch eben an einem Sterbelager. Dichter werden Damen ſchildern, und ſie werden ſie unwillkürlich, als läge ein innerer Zwang dazu vor, in ſchwarzem Kleide ſehen.

2. Wie es der Dame vor ihrem Debut in der deutſchen Literatur erging.

Das Wort „Dame“, dem Franzöſiſchen entlehnt, wurde um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts in Deutſchland eingeführt. Ganz vereinzelt mag es, wenn man Heyne trauen darf, ſchon zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts gebraucht worden ſein. Ein Kind des Luxus, ein vornehmes und adeliges Weſen, vom letzten Glanz der Renaiſſance umwoben, ſo kam die „Dame“ nach Deutſchland. In dieſem Sinne gebraucht Grimmelshauſen das Wort in ſeinem „Simpliciſſimus“ (1669). Das alte Volkslied ſingt:

„ein dama ſchön
im garten gehn
thet früh an einem morgen."

Gegen das Kind des Luxus und des Reichtums wappnete ſich der Zorn eines ſittenſtrengen Proteſtantismus. Zog man gegen den „Hoſenteufel" zu Felde, ſo verdiente gewiß auch die alamodiſche Dame Streiche mit der Birkenrute des Magiſters. Ein fremdes Wort für einen fremden — dem armen Deutſchland ach! ſo fremden Begriff: Grund genug für die Puriſten, den großen und furchtbaren Reichsbann aufzubieten und alle Lichter in der Kemenate der „Dame" auszublaſen. Daß das Wort ſelbſt dem lateiniſchen domina (Herrin) entſtammte, wußte man nicht, oder wollte man nicht gelten laſſen. „Dame" — was konnte das anderes ſein, als das lateiniſche dama, die Hirſchkuh? Nun war freilich Grund genug zu rohem Gelächter und zu Spott gegeben. Nicht unwitzig reimte Logau (1654):

„Was Dame ſei und dann was dama, wird verſpüret,
Daß jene Hörner macht und dieſe Hörner führet."

Und wirklich, die Puriſten, die Geißelſchwinger, die Magiſter gewannen zunächſt den Sieg bis zur Vernichtung. Aller Hoheit und Vornehmheit wurde die arme „Dame" entkleidet. Sie wurde durchaus gemein. Im Jahre 1691 bereits konnte Stieler ſchreiben, das Wort ſei anrüchig geworden und bezeichne das lateiniſche amica. Zwiſchen der „Dame" und der Buhldirne beſtand kein Unterſchied mehr. Der „Kavalier im Irrgarten" kennt die dame de fortune, das „friedewünſchende Teutſchland" des Johann Riſt (1647) läßt die Dame im Soldatenlager ihr Unweſen treiben, Schuppius identifiziert den Begriff mit dem einer häßlichen Krankheit, die man gleichfalls von den Franzoſen überkommen zu haben glaubte. Derart führt ſich die Dame auch in die deutſche Sprichwörterwelt ein. „Den Damen die Ehre, ſagte der Schweinetreiber, die Sauen gehen vor." „Neun Damen und ein Herr machen zehn Schmuggler."

Nur hatten die Puriſten in ihrem Zorne eins überſehen: es iſt leicht, ein Wort zu verfehmen, es iſt ſchwer,

einen neuen Begriff, der Lebenskraft beſitzt, aus der Welt zu ſchaffen. In den unglückſeligen Zeitläuften, die dem Dreißigjährigen Krieg in Deutſchland folgten, war für die „Dame“ freilich kein Raum. Aber die Verhältniſſe beſſerten ſich, neuer Glanz höfiſchen Lebens ſtrahlte über den Rhein, und ſo gebar auch bei uns „das Glück dem Talente die göttlichen Kinder“. Die Dame gewann ihren Adel zurück. Wir wiſſen, wie Leſſing das Wort gebrauchte. Goethe und Schiller führen es ſelten, doch in der gleichen Bedeutung. Es waren Damen, die ſich mit dem jungen Goethe am Ufer der Ilm zum zärtlichen Schäferſpiel einfanden.

Und dennoch ſollte das Wort noch einmal feindlichen Klang gewinnen. Die Romantik ironiſierte die „Dame“. Sie wurde der Begriff des „Launiſchen“. So ſpricht Tieck von „Dame Fortuna“, Uhland nennt das Publikum „die edle Dame“. Bei Heine iſt es eine Teetiſchviſion: „Die Herren waren äſthetiſch, die Damen von zartem Gefühl“. Wenn die Kaſtraten ſingen, ſchwimmen die „Damen“ in Tränen bei ſolchem Kunſtgenuß. „Denkſt du der Dame, die ſo niedlich mit kleinem Zürnen dich ergötzt?“ „Täglich geht ſie dort ſpazieren mit zwei häßlich alten Damen — ſind es Tanten, ſind's Dragoner, die vermummt in Weiberröcken?“ Es wird auch der Begriff der „ſchönen, wirtſchaftlichen Dame“ gebildet, und ſchließlich ſinkt das Wort in all die Tiefen zurück, in die es Zeloten und Puriſten gebannt hatten. „Stehſt du in vertrautem Umgang mit Damen, ſchweig, Freundchen! ſtill, und nenne nie Namen. Um ihretwillen, wenn ſie fein ſind, um deinetwillen, wenn ſie gemein ſind.“

— Was iſt uns eine Dame? Die Wörterbücher — und es iſt manchmal gut, ſie zu Rate zu ziehen — unterſcheiden den doppelten Gebrauch des Wortes: Die Dame iſt zunächſt eine angeſehene, vornehme Frau, der wir unſererſeits das Prädikat „gutgekleidet“ nicht vorenthalten möchten, ſie iſt ſodann die, welche man liebend verehrt. Die Bedeutung der „Dame des Herzens“ fällt nicht ohne weiteres mit jener erſten zuſammen.

Was uns eine Dame iſt? Rufen wir noch einmal die „Dame in Trauer“ als Zeugin auf und ſtellen wir ſie

Minna v. Barnhelm gegenüber. Das Fräulein v. Barnhelm iſt gewiß ein angeſehenes und vornehmes und gutgekleidetes weibliches Weſen, und doch würden wir zögern, ſie in der Schärfe des Begriffs eine „Dame“ zu nennen. Dazu fehlt es ihr an Haltung. Und vielleicht iſt dies das Eigentümliche: die Haltung macht die Dame aus. Das kann äußerlich anerzogen ſein, dann eben iſt die Dame das zimperliche Teetiſchgeſchöpflein oder die ſteife Repräſentantin, deren die Romantik ſpottete. Echte „Haltung“ aber iſt ein Geſchenk guter Genien, aus ſeeliſchem Adel erwachſen. So geht die Dame durch das Leben, und es ſcheint ein Wagnis, ſich ihr zu nahen. Sie mag beſchenken, doch darf man keine Forderung an ſie ſtellen. Sie geht, ſie überſchreitet die ſtaubige Straße, — es haftet kein Schmutz an ihrem Saume.

Will man nur von dem Ironiſchen und Häßlichen abſehen, ſo erſcheint der Heineſche Vers nicht uncharakteriſtiſch:

„Täglich wächſt zu dieſer Dame
Meines Herzens tiefſte Neigung ...

Dieſe Hüften! Dieſe Stirne!
Dieſe Naſe! Die Entfaltung
Dieſes Lächelns auf den Lippen!
Und wie gut iſt ihre Haltung!

3. Die Dame erhebt ſich zu Adel der Seele.

Das iſt hier Goethe: die Vermählung ſeeliſch reichen Frauentums mit dem Inbegriff der Dame. Drei ſeiner Geſtalten nahen und geben Antwort auf jegliche Frage.

Sehr ſelten gebraucht Goethe das Wort „Dame“, aber da er von ſeiner Natalie ſpricht, kommt es ihm gleichſam unwillkürlich über die Lippen. Wilhelm Meiſter trägt ſeinen Felix im Arm, als er ſich Natalie gegenüber ſieht: „Er ſetzte das Kind nieder, das aufzuwachen ſchien, und dachte ſich der Dame zu nähern ...“

Er erkennt ſie wieder. Das war Natalies erſtes In-Erſcheinung-Treten, daß ſie ſich um den verwundeten Meiſter mühte. Ein Grundzug ihres Weſens kam darin

zutage. Natalie iſt hilfsbereit. Iſt es in andrer Art, als es Frauen gemeinhin ſind, die mit läſſiger Hand ein Geldſtück reichen. Der Begriff des Geldes iſt ihr durchaus fremd, gleichſam als ſei das Geld etwas zu Gemeines, in ihre Sphäre gezogen zu werden. Ihre Hilfsbereitſchaft iſt die der erſten Chriſten. Sie ſchneidet den Hungrigen ſelbſt das Brot; ſie ſpürt in den eigenen Schränken und denen der Freunde nach Kleidung für die Darbenden. Die Bedürfniſſe ausgleichen: das iſt das ihr angeborene Streben. Immer muß ſie ſich nützlich machen. So hat ſie ſich mit jungen Mädchen umgeben, die ſie erzieht.

Natalie hat jene „Haltung“, die einer adeligen Seele entſpricht. Darum iſt ihr falſche Luſtigkeit, wie die ihres jungen Bruders, läſtig. Lautes Lachen verletzt ſie. Es wird ihr auch, wie es ausdrücklich heißt, jede Beſchäftigung „zu würdiger Handlung“. Steht ſie den Werken der Kunſt fremd und innerlich unempfänglich gegenüber, ſo gewinnt alles Lebendige, von der ſtummen Pflanze zum leidenden Kinde, ihre Anteilnahme. Als ſtrahlte ihre innere Harmonie nach außen aus: „Natalie kann man bei Leibesleben ſelig preiſen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünſcht und braucht.“

Die Liebe iſt ihr immer wie ein Märchen erſchienen. „Sie haben nicht geliebt?“ „Nie oder immer.“ Und nun tritt doch die Liebe zu Meiſter in ihr Herz. Da iſt es ihr nur ſelbſtverſtändlich, auch ungefragt, Bekenntnis abzulegen. Aus ſich heraus will ſie Wilhelm ſagen, was ſie für ihn empfindet. Das iſt die Freiheit dieſer Dame. Freilich, ob auch die Heirat vollzogen wird, die Ehe mit Natalie bedeutet Entſagen. Beide Züge aber, das freie Hervortreten der Dame mit dem Bekenntnis ihrer Neigung, zugleich das klöſterliche Zurückweichen vor der Umarmung, werden in der nachgoetheſchen Literatur fortgeſtaltet werden.

Die Natalie erzog, ſteht ihr hier als ganz eigentümliche Verkörperung der Dame zur Seite; ich meine die „ſchöne Seele“.

Sie trägt den Leidenszug. Als Kind bereits hat ſie einen Blutſturz gehabt; der Anfall wiederholt ſich, ſobald ſie einmal aus der Stille ihres Daſeins hinaustritt. Die

Leidenſchaft wirkt auf ſie, das betont Goethe ausdrücklich, wie eine Krankheit. Sie macht ſie ſtill.

Durch eine Samaritertat gewinnt ſie ſich den Mann, der ihr die Hand zum Lebensbunde bietet. Sie genießt ein bräutliches Glück, — um als Verlobte erſt völlig die mimoſenhafte Zurückhaltung ihres Weſens zu bekunden. So erſtirbt die Liebe des Freiers. Beides aber, Verlobung und Entlobung, gleitet an ihrer Seele vorüber wie Bilder, die das Spiegelglas zwar zeigt, aber nicht feſthält. Und doch nicht ganz ſo. Liebend lernt ſie beten. Der Bräutigam ſchien nur gekommen, ſie jenem anderen Bräutigam der Seele zuzuführen.

Es war ein Zug der Zeit, daß es nicht ſchicklich ſchien, daß Frauen ihre Bildung zur Schau ſtellten. Man verabſcheute das „gelehrte Frauenzimmer". Der „ſchönen Seele" kommt dieſe Richtung entgegen. Sie gehört zu denen, die beſitzen, um zu verbergen.

Doch iſt ihr, wo es drauf ankommt, Feſtigkeit verliehen. Sie ſchließt die Tür den Beſuchern, die ihren Frieden ſtören. Sie meidet Geſelligkeit und Spiel, ſobald ſie einmal erfahren hat, daß ihre Seele der Ruhe bedarf. Sie gibt ihren Bräutigam dafür mit in Kauf. Sie ſetzt ihr alles daran, die eine köſtliche Perle zu erwerben. Es iſt bereits etwas Starres in der Haltung dieſer Dame, die oberflächlicher Betrachtung wenig „Dame" erſcheinen mag, und zu deren äußerer Erſcheinung doch auch das Stiftskreuz mit dem großen Diamanten hinzugehört.

Sie findet Anſchluß an die Stillen im Lande, ohne doch recht dazuzupaſſen. Ihr fehlt die Sünden-Zerknirſchung. Auch ihre tiefe Frömmigkeit bleibt ariſtokratiſch. Sie ſucht und gewinnt den engen Anſchluß an Gott. Äußerlich trägt ſie den Leidenszug, innerlich iſt ihr eine lichte Heiterkeit des Weſens verliehen. Ehe ſie Ihn lieben lernte, hat Er ſie zuvor geliebt.

Schien es nicht, als ſei ein letzter Glanz der Renaiſſance um die „Dame" gebreitet? Durch die Gärten von Belriguardo ſtreicht die leiſe Frühlingsbriſe. Vor Taſſo ſteht Leonore von Eſte.

Auch in dieſem milden Antlitz fehlt nicht der Leidens-

Das Spitzenkleid.

Gemälde von Hans Borchardt.

zug. Von schwerer Krankheit war sie eben erstanden, als Tasso ihr zugeführt wurde. Auf ihre Frauen gestützt, empfing sie ihn. Den Festen blieb sie fern. Das Kind war einsam, und durch die geschlossenen Fenster drang kaum das Jubeln der Gefährten. Den letzten Trost des Gesanges nahm ihr der Arzt.

Sie lernt und wird durch Studien erst völlig sie selbst. Das ist kein Kleid, das sie trägt, sondern eine Bestimmung, in die sie hineinwächst. Ihre tiefste Teilnahme bekundet sich trotzdem nur in Schweigen. Sie beglückt nicht durch das, was sie bietet, sondern durch das, was sie ist.

Liebt Leonore? Sie sieht sich umworben, doch weiß sie von keinem Verhältnis, das sie lockte. Ihre Liebe ist Freundschaft. Ihre Leidenschaften leuchten „wie der stille Schein des Mondes". Die Liebe, meint sie, könne nur durch Mäßigung und Entbehren unser eigen werden. Darin gleicht sie völlig einer Lichterscheinung. Sobald Tasso leidenschaftliche und verlangende Arme nach ihr ausstreckt, ist das Bild zerronnen.

Wir sprachen von der Haltung der Dame, und was wir Haltung nannten, ist hier Ausdruck innerster Natur. Man könnte diese weiße Blume nicht in einen Kranz einflechten; man könnte sie nur brechen.

Bei höchster Entwicklung ist hier Erfüllung. Wir stehen auf der Höhe. Alles, was die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, die Dame gestaltend, nach Goethe gegeben, ist nur Wiederholung und oft, scheint es, Übertreibung.

4. Von etlicher Damen großer Keuschheit.

Als reiche Erbin ist sie auf einem einsamen Gute Northumberlands aufgewachsen. Die Mutter starb ihr früh, und so befand sie sich stets in Gesellschaft ihres Vaters. Ihr Sinn war den strengen Wissenschaften zugewendet. Schwierige algebraische Aufgaben löste sie mit Leichtigkeit, die Nacht verbrachte sie oft auf dem Observatorium, das ihren astronomischen Interessen diente. Als sie zur Jungfrau erblüht war, fehlte es ihr nicht an Freiern; sie mochte keinen erhören. Wohl schmerzte ihr schroffes

Weſen den Vater, doch war dies das Eigentümliche in Florentinen, daß ſelbſt ihn die Empfindung beſchlich, er dürfe ihre Vermählung nicht wünſchen.

An der Grenze der Kindheit war ihr unter anderen lateiniſchen Büchern ein anatomiſches Werk in die Hände gekommen. In ihrem Wiſſensdrange hatte ſie es geleſen. Sie war darüber in nachhaltige Melancholie verfallen. Es war, als ſei es ihr unmöglich, „die ſeltſame Baſis unſeres Lebens zu vergeſſen, wo Luſt und Scherz mit der Verweſung liebäugelt".

Ein ernſter und gebildeter Mann, ein Freund des Vaters, näherte ſich ihr. Gemeinſame Studien verbanden die beiden. Eine tiefe Neigung zu dem rätſelhaften Geſchöpf ſtieg in ihm auf. Sie wurde zu Leidenſchaft. Je mehr er ſich jedoch Florentinen zu nähern ſuchte, deſto mehr floh ſie ihn.

Auf einem gemeinſamen Ausritt war es, daß er ſich ihr erklärte. Sie wies ihn ab. Schweigend wandten ſie die Pferde. Sie waren wieder an das Schloß gelangt, um ſich fortan für immer zu meiden, er war abgeſprungen, um ihr behilflich zu ſein. Unwillig kehrte ſie ſich von ihm ab, ihr Reitkleid blieb am Sattelbogen hängen, halb entblößt ſtand ſie vor ihm.

Fortan verſchloß ſie ſich in ihr Zimmer und war nicht zu bewegen, Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen. So vergingen die Tage. Nach einer Woche aber trat ſie vor ihren Vater und forderte ihn auf, für ſie um den Freund zu werben. Nach dem was geſchehen, müſſe ſie ſeine Gattin werden. — Das iſt Ludwig Tiecks Novelle „Die wilde Engländerin". (In: „Das Zauberſchloß". 1830.)

Das gleiche Motiv kehrt in Wildenbruchs Roman „Eifernde Liebe" (1893) wieder. Die „weiße Dorothea" iſt eine Hamburger Patriziertochter, in Wohlſtand und vornehmer Abgeſchloſſenheit aufgewachſen. Sie wird im Bade von einem Maler belauſcht. Vielleicht liebt ſie dieſen Mann, vielleicht bemitleidet ſie ihn; jedenfalls fühlt ſie ſich zu ihm hingezogen. Als ſie aber erfährt, wie er ſie geſehen, weiſt ſie ihn für immer von ſich. „Des Weibes Keuſchheit geht auf ihren Leib, des Mannes Keuſchheit

geht auf ſeine Seele". Das Rhodope-Problem klingt an. Bei Wildenbruch freilich iſt dieſen beiden Liebenden dann doch eine ſpäte und böſe Vereinigung gegeben. Der erſte Impuls aber hieß die „weiße Dorothea" meiden, was Florentine forderte.

Es kann hier nicht darauf ankommen zu unterſuchen, ob Tieck, ob Wildenbruch dem Motiv die rechte Folge gegeben. Auch iſt Natur wohl reich genug, dem gleichen Ruf nicht immer die gleiche Antwort zu ſprechen. Genug, wir ſehen uns der romantiſchen Konzeption der „Dame" gegenüber. Ihre „Haltung" iſt ein Problem geworden, in das Geſchlechtsmyſtik hineinſpielt. Es iſt der Iſisſchleier, in den ſich die Dame hüllt.

Ein Schritt weiter, und die moderne Dame, dies Kind des Luxus und der Verfeinerung, beträte die Hallen, die, weihraucherfüllt, dem Dienſte mittelalterlicher Myſterien geweiht ſind. Und dieſer Schritt wird getan! Es mag ſeltſam anmuten und iſt doch eine längſt erkannte Tatſache: das „junge Deutſchland" ſteigert die myſtiſche Empfindungsſchwüle der Romantik.

Gutzkows Wally (1835) iſt dem ungeliebten Manne anverlobt, und ſo heißt es für ſie von Cäſar, dem ihr Herz zugetan iſt, Abſchied nehmen. Er ſpricht ihr von Tſchionatulander und Sigune und fordert eine letzte Gunſt. Wie Sigune ſoll ſie ſich ihm geiſtig vermählen, durch den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit. Sie ſtößt ihn von ſich. Um ihn dann doch in eben der Nacht zu ſich zu beſcheiden, in der ſie dem andern angehören muß.

Auf das Forte das Piano, aber die Tonart bleibt. Wir blättern in den Romanen der Gräfin Hahn-Hahn und finden, ob auch unausgeſprochen, die gleiche myſtiſche Keuſchheit, die ſtillen Feiern zu Ehren des Myſteriums der „Dame". Es iſt, als fühlte ſich Ida Hahn-Hahn gedrängt, die volle Beweglichkeit ihrer Phantaſie aufzubieten, ihre Heldinnen „aus der Geſellſchaft" vor Vermählung zu ſchützen. Renate (Aus: „Cecil", 1844) hat ſich ſelbſt einem kranken Manne zum Opfer gebracht und ihm als pflegende Schweſter die Hand zum Ehebunde gereicht. Sie lernt einen andern lieben und widerſteht dem Wollen ihres eigenen

Herzens. Ihr Gatte ſtirbt, ſie eilt zu dem Geliebten und findet ihn vermählt und hat von neuem zu entſagen. Ein dritter Mann, eben Cecil, tritt in ihr Leben, er wird ihr teuer, und ſie verlobt ſich ihm an. Die Nachricht erreicht ſie, daß der von ihr zuvor Erkorene frei geworden iſt, ſie löſt die Verlobung mit Cecil, ſie findet den Geliebten — aber nur als Toten. Eine jungfräuliche Witwe, eine jungfräuliche Liebende. Es iſt, als würde man durch die weiten Alleen eines Parkes geführt, die Wege kreuzen und verſchlingen ſich und ſchließen ſich zum Kreiſe, und in dem großen, fichtenumdunkelten Mittelrondell züngelt die Flamme empor: das Myſterium der Dame.

5. Die Dame wird ſehr gottlos, um ſich alsbald zu ſtrenger Frömmigkeit zu bekennen.

Iſt Gutzkows Wally, die Zweiflerin, eine Dame? In Gutzkows eigenem Sinne iſt dieſe Frage durchaus zu bejahen. Hoch zu Pferde, an der Spitze eines ganzen Trupps von Anbetern wird ſie eingeführt, an ihrer Reitgerte glitzern die Ringe, die ſie von Courmachern erhielt und die ſie gelegentlich an Arme verſchenken wird. Der Salon iſt ihre Sphäre. Ihre Unterhaltung iſt ſpielend, abweiſend und witzig. Sie leidet unter der Langeweile der großen Dame. Sie geht eine Konvenienzheirat ein, trotzdem ſie einen anderen liebt. Sie wird ſtets gefühllos an den Unglücklichen vorübergehen und nur eben ihr Kleid aufraffen, damit ihr Rockſaum nicht die Not und das Elend ſtreife. Sie liebt das Haſardſpiel, ſie ermangelt jeglichen Sinnes für die Schönheit der Landſchaft, ſie iſt bewußt kokett.

Wally iſt ein taubes Metall, das nur an einer Stelle Klang gibt. Rührt die Unterhaltung an religiöſe Fragen, dann verſtummt dieſe Dame. Ein ſpöttiſches Wort, eine Verneinung, und ſie zuckt in einem Schmerz zuſammen, der ihr körperlich wehe zu tun ſcheint. Sie will glauben, und vermag es nicht. Sie möchte zum mindeſten gleichgültig an den Fragen des Jenſeits vorüberhuſchen, und iſt es nicht imſtande. Sie koſtet alle Erniedrigungen einer unwürdigen und verbrecheriſchen Ehe aus, ſie ſieht ſich von dem Manne, den ſie liebt, um ihrer Freundin willen verlaſſen, — ſie findet

die Kraft, das alles zu überwinden oder doch zu verſchmerzen. Das, was ihr an Glaubensmöglichkeit geblieben iſt, wird ihr genommen, — und ſie gibt ſich ſelbſt den Tod. Tut es als Dame, den Dolch, mit dem ſie ſich erſticht, in einem roten Tuch verhüllend.

Wieder wird die Gräfin Hahn-Hahn für die weitere Entwicklung des Typus wichtig. Die Linie führt über die „geniale" Dame, und das iſt Ilda Schönholm (1838). Ihr Geſicht weiſt den Schnitt einer Madonna und den Ausdruck einer Sibylle; dazu fatiguierte Züge und Augen, wechſelnd, ſchillernd wie das Meer. Ilda Schönholm iſt eine berühmte Schriftſtellerin, iſt aber vor allem Ariſtokratin. Die Erfahrung einer müden Ehe liegt hinter ihr, die neue Liebe, die ſich bietet, führt zum Entſagen. Ihre Anmut beſteht großenteils in Sichgehenlaſſen, eine Fähigkeit, deren „alle Bürgerlichen ermangeln". Ihre Liebe iſt ſelbſtbewußt. Sie tritt vor den Mann, dem ſie ihr Herz geſchenkt hat, und ehe er noch ein Wort gefunden, ſagt ſie: „Wir lieben uns." „Der, den ich liebe, widerſteht mir nicht." Sie ſelbſt wäre bereit, ihrer Leidenſchaft jedes Opfer zu bringen. Wird auch ſie trotzdem zu Entſagung verurteilt, ſo findet doch auch hier etwas wie eine myſtiſche Vermählung ſtatt. Der Liebhaber, ein Bürgerlicher und darum nicht fähig, ein Opfer anzunehmen, betritt zur Nachtzeit ihr Zimmer und blickt auf die Schlafende.

Es iſt ihr eigenes Bild, das die Gräfin Hahn-Hahn in Ilda Schönholm gezeichnet hat. Und wie ſie ſelbſt ſich einer ſehr katholiſchen Frömmigkeit zuwandte, ſo gehen die Damen, die ſie fortan ſchildert, denſelben Weg. „Ich möchte zu meinem Schmerze ſprechen: du ſollſt meine Wonne ſein und mein Triumph." Thomas a Kempis liegt nunmehr auf dem Toilettentiſch. Die jungen Mädchen zieht es ins Kloſter, bis ſie begreifen lernen, daß es die Welt iſt, die härteres Märtyrerinnentum fordert.

Neben dem ſelbſtgelebten Konvertitentum wirken die literariſchen Anregungen fort. Harmoniumklänge ertönen, die „ſchöne Seele" zündet die Lichter an.

In Paul Heyſes „Roman der Stiftsdame" (1887) lebt „Wilhelm Meiſter" völlig wieder auf. Aber die Frömmigkeit der Stiftsdame ſelbſt weiſt einen eigenen Zug. Es iſt

etwas ausgeſprochen Demokratiſches darin, wie die Religioſität der Gräfin Hahn-Hahn ariſtokratiſch war und ſein wollte. Die Stiftsdame trägt wieder das ſchwarze Kleid; und an goldener Kette ein altmodiſches Medaillon. Sie iſt die Hilfsbereite. Zu den Schickſalsgeſchlagenen und darum Weiſen fühlt ſie ſich hingezogen. Wo es gilt, dem alten Mütterchen den Wagen mit Reiſig ſchieben helfen, iſt ſie dabei. Sie kanzelt den Kandidaten ab, der irdiſche Rangesunterſchiede in das himmliſche Reich einſchmuggeln möchte. „Ich kann nur das alte Wort wiederholen: bei Kranken bin ich geſund, bei Armen reich geworden; bei Sterbenden hab' ich leben gelernt."

Und noch in anderer Hinſicht wird dieſe Stiftsdame wichtig. Sie offenbart, was „Haltung" iſt. Das Mitleid hat ſie verführt, einem fahrenden Komödianten die Hand zum Ehebund zu reichen. Nun bleibt ihr keine Erniedrigung erſpart. Der Mann wird ſich mit Gewalt in den Genuß ihrer Liebe zu ſetzen ſuchen, er wird es dulden, daß ſich ein Fremder unter ſeiner Maske nachts bei ihr einſchleicht. Sie ſelbſt bleibt von dem allen innerlich unberührt. Als wäre ſie die Lilie, die, auch mit Kot beſpritzt, ihr königliches Anſehn wahrt. Und wenn dieſe Stiftsdame zum Schluß ihres Lebens in einem Armenhauſe Aufnahme findet, ſo organiſiert ſie ſich auch da unter den alten Weiblein ihren Hofſtaat, und kommt die adlige Verwandtſchaft zu Beſuch, ſo ſerviert ſie den Tee mit Anſtand und Würde.

War bei der Gräfin Hahn-Hahn das Muſizieren der Dame gleichſam ein myſtiſches Akkompagnement zu ſphäriſchen Harmonien, ſo klingen Spiel und Geſang dieſer Stiftsdame wieder wie gut proteſtantiſche Kirchenmuſik.

Die Frömmigkeit der Dame wird abermals ariſtokratiſch. Gnadenfrei und Herrnhutertum treten von neuem in ihre Rechte, nur iſt die Bewertung eine gänzlich verſchiedene geworden. Was Hymnus war, wird Anklageſchrift. Wir denken an Chriſtine in Theodor Fontanes Roman „Unwiederbringlich" (1892).

Von Chriſtine heißt es, daß ſie zu den Vorzügen der vornehmen Dame alle Tugenden einer chriſtlichen Frau beſaß. Sie iſt ihrem Manne die beſte Gattin, — iſt es nur zu ſehr.

Und dies „zu ſehr“ gibt auch ihrer Frömmigkeit das Gepräge. Die Religioſität wird ihr zu einem Panzer, ſie macht ſtarr und unerbittlich. Dieſe bleiche Dame geht ihren Weg mit niedergeſchlagenen Augen, aber ſie weiß ſehr wohl, daß ſie nicht fehl treten kann. „Nur für Chriſtine waren alle Fragen gelöſt, nur Chriſtine wußte ganz genau, daß die Prädeſtinationslehre falſch und zu verwerfen und die kalviniſtiſche Abendmahlsform ein Affront ſei.“

So wird dieſe Heilige vor den einen Konflikt geſtellt, dem ſie nicht gewachſen iſt: die Chriſtin in ihr wird gegen die Frau in ihr aufgerufen. Der Gatte iſt ihr untreu geworden, — nicht etwa in frechem Sinnentaumel, was verzeihlicher ſchiene, ſondern in bewußter Abkehr von ihr. Er forderte die Scheidung, um ſich einer andern vermählen zu können, und dieſe andere wies ihn ab. So begehrt er zu ihr zurück. Die geiſtlichen Ratgeber, der ſehr poſitive Generalſuperintendent, wie der alte, milde, ein wenig rationaliſtiſch angekränkelte Ortspfarrer ſagen ihr beide: du mußt verzeihen. So gehorcht ſie. So verzeiht ſie. Und kann ihr eigenes Verzeihen als Frau doch nicht tragen. — Chriſtine gibt ſich ſelbſt in den Fluten des Meeres den Frieden, den ihr das Leben verſagte. Eine blaſſe und vornehme Dame, die an der Frau in ſich zugrunde gehen mußte.

6. Die Reſignation der Dame.

Das iſt der neue Wandel, den die Zeit bringt: die Religioſität tritt zurück oder bleibt doch nur als ein ſeeliſcher Grundklang beſtehen, Reſignation wird Führerin. Man verlangt nicht mehr nach Licht, man ſucht vielmehr die allzu grelle Tagesbeleuchtung zu dämpfen. In ein Alters-idyll klang bereits Heyſes „Roman der Stiftsdame“ aus. Das Leben mit ſeinen Forderungen, Kämpfen, Niederlagen lag dahinten. Es war Abend geworden, und in dem Zimmer eines Armenhauſes lud die freundliche Lampe zu ihrem milden Schein.

Marie v. Ebner-Eſchenbach führt die Entwicklung auf dieſem Wege weiter. Es gilt nur ihren kleinen Einakter „Am Ende“ (1896), aber er eröffnet neue Empfindungsmöglichkeiten. Gealtert, trifft die Fürſtin Seinsburg wieder

mit ihrem Gemahl zuſammen. Vor ſechsundzwanzig Jahren ſchied man in Haß und in Verachtung voneinander, feſt entſchloſſen, ſich niemals wieder zu ſehen. Nun ſind es die längſt erwachſenen Kinder, die eine Verſöhnung erbitten.

Galt Jugend als Kraft, ſo wird nun das Alter zu Tugend. In erzwungener, kläglicher Jugendlichkeit tritt der Fürſt vor die Fürſtin. Das iſt der kleine Vorgang, der ſich abſpielt, daß ſie ihn altern lehrt. Sie befreit ihn von ſeinen viel zu engen Schuhen, ſie heißt ihn in einen bequemen Hausrock ſchlüpfen. Sie ſtellt ſich ſchwerhörig, damit er näher an ſie heranrücke, ihre Worte in ſeinem hartgewordenen Ohr aufzufangen. Auf den Ausruf: „Wie ſchön iſt's, jung zu ſein," folgt hier alsbald die Ergänzung: „Aber alt zu ſein — wie bequem." „Von den aufgegebenen Anſprüchen kommen die Genüſſe."

Der Abend iſt es, der die Dame über den falſchen Glanz ihres Tages hinwegtröſten muß. In dieſer Reſignation iſt der Ruf nach Dämmerung und Stille.

Neben der freiwilligen Reſignation die erzwungene. Aber auch in ihr iſt Troſt zu finden.

Fontanes Majorin v. Poggenpuhl (gleichfalls 1896) iſt eine geborene Pütter, aus einer angeſehenen aber armen Predigerfamilie. Der Mann fiel ihr im Feldzug und ließ ſie mit ihren fünf Kindern in kümmerlichen Verhältniſſen zurück. Das bittere Los der mittelloſen Standesfrau ward ihr zuteil. Sie verkümmerte darüber, wie eine Pflanze in allzu nahrungskargem Boden. Ihrem Weſen war keine Entfaltung gegeben; das weiß ſie ſelbſt. Daß ſie es aber ſelbſt empfindet und ſich dabei beſcheidet, — dieſe Reſignation wird ihr zu Kraft. „Ich habe nur ſorgen und entbehren gelernt. Das iſt meine Schule geweſen. Viel Vornehmes iſt dabei nicht herausgekommen, nur Demut. Aber Gott verzeih es mir, wenn ich etwas Unrechtes damit ſage, die Demut, wenn ſie recht und echt iſt, iſt vielleicht auch eine Eigenſchaft, die ſich unter dem Adel ſehen laſſen kann."

Wieder, wie einſt bei Leſſing, iſt die Dame zu einer Art Almoſenempfängerin geworden. Die gute Majorin von Poggenpuhl erhält von ihrer Schwägerin, die doch nur eine weitläufige Verwandte iſt, ein kleines Vermögen

ausgesetzt, das sie nicht angreifen darf, dessen Zinsgenuß ihr aber zufällt. Sie dankt, und die Geberin antwortet: „Ich bin glücklicher als Sie.“ Und die Resignation erwidert: „Das sind Sie, gnädige Frau. Glücklich machen, ist das höchste Glück. Es war mir nicht beschieden. Aber auch dankbar empfangen können ist ein Glück.“

Man könnte sich vorstellen, jene „Dame in Trauer“ sei, gealtert, zu der Majorin v. Poggenpuhl geworden. Beider Lebensschicksal ist ganz das gleiche. Frühes Witwentum und Not und Sorgen. Nun aber gewahrt man, daß der Leidenszug, dort nur eine rührende Eigenschaft, hier zu einer Kraft geworden ist. „Man muß sich die Gnadenschaft verdienen,“ bleibt in allen Erniedrigungen der Wahlspruch der Majorin. Dort stand die Resignation am Anfang der Lebensbahn, hier steht sie am Ende. Sie ist ein Ziel, und zwar ein gutes, geworden.

7. Die Salonschlange.

Es konnte etwas Feindliches in der Haltung der Dame verspürt werden.

So trat Mrs. Forster in Herman Grimms Roman „Unüberwindliche Mächte“ (1867) dem jungen Grafen Arthur gegenüber, nachdem er ihre Tochter beleidigt hatte und ihr dann in großer und heimlicher Liebe wie ein anhängliches Hündchen, das man nicht loswerden mag, gefolgt war: Sie legte das Schmuckstück, das er einst ihrer Tochter geschenkt hatte, vor ihn hin. „Mögen dies die letzten Worte sein, die zwischen uns noch gewechselt werden. Ich und Emmy leben nicht mehr für Sie.“ Und da er aus reuigem Herzensdrang ihr Verzeihen erflehte: „Was Sie sich zu erkaufen wünschen, und ob Sie dafür Ihr Leben oder irgend etwas sonst geben wollen, ist mir gleichgültig. Reden Sie davon, wem Sie wollen, nur mir oder meiner Tochter nicht.“ Es war etwas Starres, etwas Eisiges in der Haltung der Dame.

Man hatte das zu respektieren, solange es in guten und aufrechten Eigenschaften wurzelte. Entsprang es den niederen Instinkten, so durften sich Haß und Verachtung dagegen wappnen.

Der Typus der „Salonſchlange“ tritt in die Literatur. Das Wort entſtammt Paul Lindaus Schauſpiel „Gräfin Lea“ (1881), und der Charakter iſt hier bereits nicht übel angedeutet. Die Salonſchlange lebt vom geſellſchaftlichen Klatſch. Sie wird immer das Böſe von ihren Mitmenſchen mutmaßen, und dieſen ſelbſt, als von etwas ganz Harmloſem, davon reden. Ihre Liebenswürdigkeiten werden vergiftet ſein.

In Verena aus Ricarda Huchs Roman „Vita somnium breve“ (1903) lebt ſich der Typus aus. Eine hohe, ſchlanke Dame mit weißer und durchſichtiger Geſichtsfarbe und mattblondem Haar; einem kaufmänniſchen Patriziergeſchlecht entſproſſen; reich und gelangweilt. Sie iſt ihrem Gatten zugetan und kann doch nicht umhin, ihm gegenüber ihre Verwunderung darüber laut werden zu laſſen, daß er ſich nicht in jene andere, ihre Freundin, verliebe: der ungeſunde Trieb nach aufregenden Senſationen iſt von allem Anbeginn in ihr. Das trügeriſch ſpielende und vergiftete Wort aber ſoll Kraft gewinnen: wirklich ergreift den Mann die große und beſeligende Leidenſchaft zu jener anderen; um ihretwillen verläßt er Verena. Nun iſt ſie, deren Seele immer feige geweſen, jedes Haltes beraubt. Sie flirtet mit dem Schwager; ſie ſucht in wahlloſer Wohltätigkeit ihre Befriedigung; ſie begibt ſich in die Geſellſchaft literariſcher Snobs; ſie bettelt bei ihrem Mann um Liebe. Sie lernt einen katholiſchen Geiſtlichen kennen, er imponiert ihr, ſie tritt zum Katholizismus über. Dadurch bekommt ihre Lebensführung einen neuen „Stil“. Sie poſiert fortan auf kühle, gottergebene Gelaſſenheit. Sie ſegnet, denen ſie Unrecht tat. Ihr Salon wird mit Betſchemeln und Heiligenbildern dekoriert. Dabei bleibt ſie innerlich völlig, die ſie war; nur das Gemeine läßt ſie als Beweggrund gelten. Sie iſt ein Weſen, für das es mannigfache Modelle in der Wirklichkeit geben mag, aber ſie iſt zugleich in ihrer Erſcheinung ſtiliſiert. Ein neuer und ſkeptiſcher Pharao glaubt nicht mehr an ein ſeeliſches Leben der Geſellſchaftsdame, oder er fragt nichts danach. Es intereſſiert die Liniengebung einer ſchlanken und grazilen Silhouette.

8. „Qu' importe que tu sois sage? Sois belle et sois triste!"

In der Dame wird das ſublime Ideal ariſtokratiſcher Verfeinerung ſtiliſiert: das iſt abermals die neue Tendenz.

Man mag an Aubrey Beardsley oder an Conſtantin Somoff denken. Man blickt durch das künſtlich geſchmiedete Barockgitter des Parkes und ſieht in ungewiſſer Ferne die ſchlanken Figürchen mit den bauſchigen Röcken, die hochgetürmte Friſur über dem bleichgepuderten Antlitz. Die Reifröcke ſchweben über dem Weg, auf dem die welken Blätter raſcheln. — Die Dame ſitzt in der Loge, und ihre Locken ſpielen auf den Hals hinab. Ein Götzenbild, in köſtliche Seide gehüllt, aus der die dunklen Steine blitzen; ein Götzenbild, das Menſchenopfer fordern mag.

Die „Diaboliques" von Barbey d'Aurevilly treten in Erſcheinung. Wie kindlich der Ausdruck dieſes Auges, wie lächelnd der Mund, wie rein die Stirn: es iſt das Laſter, das die Farbe der Tugend borgte. Dieſe zarten Glieder halten mit Vampyrgier ihr Opfer feſt. Dieſe Lippen ſind blutrot gefärbt und leuchten aus dem bleichen Antlitz. Empfindungsloſigkeit ſtachelt die Begierde, Verfeinerung ward aller Künſte Meiſterin. In dieſen bläulich ſchimmernden Adern ſchläft träges und durch die Ausſchweifungen von Generationen müde gewordenes Blut; es will zu flüchtigen Ekſtaſen aufgepeitſcht ſein; für einen Augenblick wird dies kindliche Auge irr und geſpenſtiſch aufleuchten.

Die Reifröcke rauſchen über den Parkweg. Der Wind treibt die welken Blätter vor ſich her. Aus einer Laube tönt ein Flüſtern. Schrille und aufreizende Geigenklänge! Es iſt der Tod, der hinter jenem Rondell die Fiedel ſtreicht.

Wie einſt die „Dame" ſelbſt, ſo kam das ſtiliſierte Damenbildnis aus der Fremde. Es wurde an der Grenze angehalten und gezwungen, ſein ſataniſches Diadem abzutun.

Vielleicht tritt in Theodor Storms „Immenſee" (1849) die erſte deutſche Stiliſierung der Damengeſtalt zutage. Ein rein Äußerliches ſcheint bemerkenswert: ſahen noch Gutzkow und die Gräfin Hahn-Hahn ihre Damen in

ſchwarzer Toilette vor ſich, ſo trägt die Dame nun Weiß und immer nur Weiß. Der nächtliche Schwimmer taucht in den See nach der weißen Lilie; ihre langen Stengel ſchlingen ſich gefährlich um ſeine Glieder, er reißt ſich mühſam los und gewinnt die Blume nicht. Die ſchimmert wieder fern und unerreichbar im Mondlicht. Die weiße Lilie aber iſt nichts anderes als das Bild der Dame.

Die Art der Stiliſierung tritt in einem Zuge zutage. Eliſabeth hat den anderen geheiratet. Sie ſitzt mit dem Manne, den ſie liebt, im Kahne. Er blickt auf ihre Hand. „Und dieſe blaſſe Hand verriet ihm, was ihr Antlitz ihm verſchwiegen hatte. Er ſah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der ſich ſo gern ſchöner Frauenhände bemächtigt, die nachts auf krankem Herzen liegen.“ Das iſt nicht der Kummer und der Schmerz und die Reue, — es iſt die ſtiliſierte Liniengebung bleicher und müder Melancholie.

Unter den Neueren liebt Graf Keyſerling dieſe ſtiliſierten Damenbildniſſe. Das ſind Frauen der hohen Ariſtokratie, die in Weltabgeſchloſſenheit erwuchſen. Das alte Blut ward müde in ihren Adern. Sie ſind ſehr kühl, ſehr keuſch. Tief in ihrem Innern ſchlummert die Begierde, aber ſie ſelbſt kennen ſie nicht. Auch wiſſen ſie ſie in dem Manne, der ſich ihnen naht, weder wachzurufen, noch zu befriedigen. Ich denke vor anderen an ſeine Beate. (Beate und Mareile, 1903.)

Beate wohnt in einem blauen Kabinett mit weißlackierten Stühlen. Sie trägt ein weißes Kleid. In ihren durchſichtigen und graublauen Augen ſchimmert ein wenig feuchtes Gold. Ihr Geſicht iſt blaß, „von der feinen Bläſſe der alten Raſſen, die von jahrhundertelangem Stehen auf geſchützten Höhen müde geworden ſind“. Wenn ſie erzählt, „riecht es gut, wie nach weißem Flieder von Pinaud“. In aller Heimlichkeit kennt ſie die Ekſtaſen des Gebetes, erfährt ſie wohl auch die Sehnſucht nach dem Manne. Aber was auch in der Tiefe vor ſich gehen mag, die Oberfläche des Waſſers bleibt kühl und unbewegt. Nichts Unreines darf an ſie rühren. Mag Beate Mitleid mit der Kammerzofe empfinden, die ſich vergangen hat: nahe kommen darf ſie ihr nicht mehr.

Nun iſt in dieſem zarten und ſtiliſierten Geſchöpfe eine große Kraft. Mitleid, das ſich ihr nähern will, ſcheucht ſie von ſich. Die Nebenbuhlerin weiſt ſie aus ihrem Hauſe. Den untreuen Gatten zwingt ſie zur Unterwerfung. Ihr Wort klingt ſo leiſe, daß es kein Auflehnen dagegen gibt. Flucht iſt das Einzige, was dem Untreuen bleibt. Aber die bleiche Beate wartet. Es iſt ſtiller um ſie und leerer in ihr geworden, aber ſie wartet. Und nimmt ſchließlich den Flügellahmen wieder zu ſich in ihr kühles Reich.

Laub raſchelt auf den breiten Wegen des Parkes. Ein weißer Damenſchuh ſchreitet darüber hin. Es iſt ein ſüßer Duft in der abenddunklen Dämmerung — ſüß von Welken und von Sterben.

9. Die Dame erhält eine ſoziale Miſſion und gewinnt den Adel der Seele wieder.

Weder dieſer ſtiliſierenden Kunſt, noch jener Reſignationsdichtung war es vorbehalten, das letzte Wort über die Dame zu ſprechen. Im ewigen Wandel glitten die Geſtalten vorüber, von der Mode gerufen und geſchmückt, von keinem tieferen Zeitbedürfnis feſtgehalten.

Aus ſozialen Regungen heraus hatte ſich die Literatur verjüngt. Kein großes Frühlingsknoſpen, wie man anfänglich wohl hoffte, aber doch im Spätherbſt und in Epigonenkühle ein neuer Trieb. Das Stampfen der Hämmer und der Räder ward vernehmbar, es war ein mahnendes Klopfen an der Tür, ſolcher, die nicht Gäſte beim Feſt ſein durften. In das Boudoir der Dame drang von dem allen zunächſt kein Laut. Zwiſchen Toilettentiſch und Spiegel, zwiſchen Parkmauern und Logenbrüſtungen ſah ſie ihr Daſein eingefriedet. Und dann ſchlug doch auch ihr die Stunde, und die Glocke rief.

Omptedas Cäcilie von Sarryn (1902) iſt ein armes adeliges Fräulein. Weder Schönheit noch Geiſt zeichnen ſie aus. Ihre Schweſtern haben Männer gefunden, ſie bleibt allein zurück, ihren alten und kränkelnden Vater zu pflegen, und es iſt nicht viel Beſſeres als Magddienſte, was ſie zu verrichten hat. Es iſt zunächſt ſehr wenig „Damenhaftes“ in Cäcilie von Sarryns Weſen.

Der Vater ſtirbt, und aus ſeiner Tyrannei geht ſie in die der Schweſtern über. Hier nun, da ſie einmal die Wochenpflege übernimmt, tritt ihr alsbald das „Es ſchickt ſich nicht“ entgegen. Sie lernt, daß die Stimme der Pflicht von innen ertönt und daß die Gebote der Menſchen kein Maßſtab ſein dürfen. Selbſt in der Beſcheidenheit ſelbſtloſer Dienſte gilt es, ſich durchzuſetzen. Dieſe Stimme der Pflicht aber wird alsbald das größte Opfer von ihr fordern. Sie hat ein verſpätetes und doch ſehr lockendes Liebesglück von ſich zu weiſen, um ſich ganz an die Erziehung ihrer Schweſterkinder, die elternlos geworden ſind, hinzugeben. Die nie von einem Manne wußte, lernt Mutterglück und Mutterleiden kennen. Die nie der Liebe in ihr eigenes Herz Einlaß gewähren durfte, hat teil an den Liebeserfahrungen ihrer „Kinder“. In ſchweren Verirrungen muß ſie, an die Gemeines nie herandrang, Helferin und Richterin ſein. So wird dies alte Mädchen ein großer und freier Menſch. Der Dame iſt eine Miſſion inmitten des tätigen, ſtaubigen Alltagstreibens geworden.

Der Dame? Was in Cäcilie von Sarryn noch unklar bleiben konnte, dieſe Verbindung ſelbſtloſer und vorurteilsfreier Arbeit mit jener Eleganz, die ein verwöhntes Daſein gibt, das offenbart ſich in Theodor Fontanes Comteſſe Armgard („Der Stechlin“, 1899).

Es iſt nicht ganz leicht, ein Bild von ihr zu geben. Sehr ſchweigſam — „manchen kleidet es zu ſprechen, manchen kleidet es zu ſchweigen“ — geht ſie neben ihrer ſehr viel glänzenderen Schweſter, der Gräfin Meluſine, einher, die „eine Dame und ein Frauenzimmer dazu“ iſt. Dies Frauenzimmerhafte fehlt ihr durchaus. Man trifft ſie im Barbyſchen Salon am Kronprinzenufer — die Balkontüren ſind geöffnet, im Kamin brennt das Feuer, der alte Diener in Escarpins geht ab und zu — da ſie gerade vor dem Spiegel ſteht und neue Hüte aufprobiert: jede Koketterie liegt ihr fern, ſie iſt nur voll ſtiller und liebenswürdiger Grazie. Sie will nicht gelten. Nur gedrängt äußert ſie ihre Anſicht. Das einemal, um zu ſagen, daß „ein ſtarkes Selbſtbewußtſein nie gerechtfertigt iſt“. Für Mediſance hat ſie kein Ohr, Klatſch iſt ihr abſcheulich. Aber zumal dann,

wenn etwas erörtert wird, was ihrem Herzen nahe geht, wie die Erzählung von jenem Joao de Deus, der ſein ganzes Leben für die Armen hingab, — dann ſchweigt ſie.

Dies Schweigen wird ſehr beredt. Man fühlt die ſtille Nähe eines Weſens, das auf ſich ſelbſt beruht; das ſein Geheimnis wahrt. Und bei andrer Gelegenheit wird Comteſſe Armgard doch zum Sprechen gezwungen. Sie ſoll ſich entſcheiden, welcher von beiden ihre Sympathien gehören, Königin Eliſabeth von England oder Maria Stuart? Sie wählt keine von beiden. „Um es kurz zu ſagen, Eliſabeth von Thüringen iſt mir lieber als Eliſabeth von England. Andern leben und der Armut das Brot geben — darin allein ruht das Glück. Ich möchte, daß ich mir das erringen könnte. Aber man erringt ſich nichts. Alles iſt Gnade."

Alles iſt Gnade: das iſt das letzte Bekenntnis von Damenlippen. Die Vornehmheit der Lebensführung iſt geblieben, der Ruf zu tätiger Mitarbeit iſt ergangen: die ihm folgen, kennen die Schwere ihres Weges. Die Haltung iſt aufrecht, aber es iſt kein Stolz mehr darin. Alles iſt Gnade.

Wieder fühlt man ſich zu einer Höhe erhoben. Nicht gleich jener, auf der man mit Goethe ſtand. Dort war ein Mitgenießen aller Fülle der Seele und des Geiſtes. Hier ſpricht nur das Herz, und das muß unter Selbſtzweifeln reden. Das gewinnt ſeine Kraft nur aus einer höheren Macht. Wenn aber nicht auf Bergesgipfel, ſo ſteht man doch auf Hügels Rande und mag hinausblicken auf das Land. — Nebel wallen darüber. Die Sonne fern am Horizonte glutet und kündet neuen und klaren und arbeitsfrohen Tag.

Das Kreuz im Bergwald.

Von

Ludwig Ganghofer.

Die Nebel wogen, die Höhe graut,
Kein Stücklein Himmel, das freundlich blaut!
Durch ſteil zerklüftetes Waldgeheg'
Reitet ein Reiter auf ſteinigem Weg.

Da ſteht, wo gähnend die Schlucht ſich ſenkt,
Ein Kreuz, von Felſengeröll umdrängt:
Ein hölzerner Leib, ein Himmelsſpott,
Und doch im Holze ein redender Gott!

Es betet der Reiter im öden Wald.
Er betet: Du Guter, o gib mir's bald,
Daß ich den Weg zu Weib und Kind
Heim durch die weiten Wälder find'!

Die Höhen grauen, es dunkelt der Steg,
Der Reiter reitet auf blumigem Weg —
Der Sehnſucht Bilder ſind um ihn her,
Ein blühender Frühling, ein ſonniges Meer.

Carmen la tocaora.
Gemälde von José Villegas.

Der Jäger

von Marie v. Ebner-Eschenbach

Es war am Spätherbſtabend nach einer ſehr ermüdenden Treibjagd. Man ſaß ſchon lange gemächlich im Rauchſalon beim ſchwarzen Kaffee; den jungen Damen entſchwand mehr und mehr die Hoffnung, daß es doch noch zu einem Tänzchen kommen werde. In ſchleppendem Tempo drehte ſich die Unterhaltung um lauter raſche Dinge: Luftfahrzeuge, Autos, Rennpferde, und geriet endlich — wieſo hätte niemand ſagen können — ins Gebiet des Übernatürlichen. Ahnungen, eingetroffene Prophezeihungen kamen an die Reihe, zuletzt tauchten ſogar Geſpenſter auf.

Die Hausfrau zwang ſich, ernſthaft dreinzuſehen: „Ach die! Von dem Glauben an Geſpenſter hat mich ſchon meine alte Kinderfrau geheilt. Denn, ſagte ſie, nackt gehen ſie nicht, und wer möchte ihnen Kleider machen?“

Einige lachten, andere meinten, das ſei eben ein Kinderfrauenſcherz, und damit ließe ſich „ſo etwas“ nicht abtun.

Ein langer, dürrer Staatsbeamter mit dem Profil einer Krähe faßte die Hausfrau, die bürgerlicher Abkunft war, ſcharf ins Auge und ſprach belehrend: „Geſpenſtiſche Erſcheinungen ſind nichts mehr und nichts weniger als eine Tatſache. Familientraditionen uralter, erlauchter Geſchlechter verbürgen ſie.“

Die liebenswürdige und geiſtreiche Frau verſtand die Belehrung und erwiderte: „Ja, wenn ich nicht ſo ſkeptiſch wäre! Vielleicht ließe ich dann gelten, daß Familientraditionen gute Bürgen ſind. Übrigens: — und das iſt nun mein Ernſt — wenn ein Menſch, Mann oder Frau, ein gebildeter, mutiger, wahrheitsliebender Menſch, der ſehr geſund, der weder nervös noch ein Dichter iſt, mir ſagt: Ich

habe mit dieſen meinen eigenen Augen ein Geſpenſt geſehen — dann glaube ich an Geſpenſter."

Mit eigenen Augen — nein, deſſen konnte ſich niemand rühmen, aber der eine berief ſich auf das unwiderſprechliche Zeugnis eines weltberühmten Gelehrten, der andere hatte einen Freund, die Zuverläſſigkeit ſelbſt, der ihm ein Erlebnis mitgeteilt ...

„Gilt nicht! Gilt nicht!" unterbrach ihn die Hausfrau. „Ich habe meine Bedingung geſtellt, und die muß aufs Jota erfüllt werden."

Da erhob ſich eine ſonore Stimme. Sie gehörte dem Gutsbeſitzer Joſef von Juſtin, einem vierzigjährigen, kräftigen Manne, mit dichtem Haar- und Bartwuchs, mit vollen, bräunlich roten Wangen. Wenn er eifrig ſprach, ſchimmerten unter dem weichen Schnurrbart zwei Reihen makelloſer Zähne wie hochpoliertes Elfenbein hervor, und von ſeinen Augen behauptete eine moderne Dichterin, ihr blaues Lachen ſei entzückend.

„Gnädige Frau," ſagte er, „muß man das Geſpenſt durchaus mit eigenen Augen geſehen, darf man es nicht mit eigenen Ohren gehört haben?"

„Man darf. Ich hätte dagegen nichts einzuwenden."

„Dann will alſo ich die Geſpenſterſache führen."

„Sie, Herr von Juſtin? Sie ein Geſpenſterhörer?"

Nun lachten alle, nur er blieb ernſt. „Ich, wie ich daſitze und wie Sie mich alle kennen; wahrheitsliebend bis zur Grobheit, nicht feige, nicht nervös, nicht ganz ungebildet —"

Einige höflich berichtigende „Oho!" ertönten, er ließ ſich nicht unterbrechen.

„Und wirklich auch kein Dichter. Vater von fünf Kindern, ſo geſund, proſaiſch und phantaſielos wie ich ſelbſt. Erſcheine ich Ihnen glaubwürdig?"

„Unbedingt," war die allgemeine Meinung, und man wünſchte ſeine Geſpenſtergeſchichte zu hören.

„Nun denn," begann er, „ich war zwanzig Jahre alt ..."

„Zwanzig Jahre? O je!" ſprach ein junges Fräulein.

„Es iſt lange her, meinen Sie, und Sie haben recht.

Dennoch entſinne ich mich ſo genau, als hätte die Sache ſich geſtern begeben, jeder Einzelheit."

„Er wird Ihnen auch keine erſparen," fiel ſeine kleine behäbige Frau ein, die es ſchon überflüſſig gefunden, daß er ſeine Kinder proſaiſch und phantaſielos genannt hatte. „Mein Mann iſt kein Schwätzer, wenn er aber dieſe Geſchichte zu erzählen anfängt, wird er ſehr, ſehr ausführlich, und da gibt es kein i, das um ſein Tüpfelchen zu bitten brauchte."

„Um ſo beſſer," ſagte die Hausfrau, „die Ausführlichkeit wird das Unheimliche etwas mildern."

„Wie ſchon geſagt," nahm Juſtin wieder das Wort, „ich war zwanzig Jahre alt und hatte meine Maturitätsprüfung gut beſtanden. Es gelingt manchem Mittelmäßigen nur deshalb, weil ihn kein himmelſtürmendes Talent, das nach Ausübung lechzt, im Lernen behindert. Im Herbſte ſollte ich — mein Vormund befahl's, und ich wünſchte es — die Univerſität Bonn beziehen, vorher jedoch acht Tage auf dem Gute meiner Großtante im nördlichen Mähren zubringen. Die Ferienzeit verrann mit entſetzlicher Schnelligkeit, ich hatte ſie auf großen und kleinen Bergtouren in unſeren Alpenländern verbummelt. Es war dort ſo ſchön, und ich konnte mich nicht losreißen und verſchob, verſchob die Heimkehr immer wieder, bis für meinen Beſuch bei der Tante nur drei Tage übrig blieben. Vorwürfe über meine Unpünktlichkeit brauchte ich von ihr nicht zu beſorgen. Sie war ein grandioſes, altes Fräulein, geſcheit, mutig und klar, jeder Art Sentimentalität abhold und vollkommen anſpruchslos. Ich verdankte ihr viel, hatte, früh verwaiſt, meine Kindheit unter ihrer Obhut verlebt, nie beſondere Zärtlichkeit, aber immer treue Sorgfalt von ihr erfahren. Nie hat ein Wort aus ihrem Munde mich zur Dankbarkeit gegen ſie ermahnt, ſie hat mich nie zu einer Rückſichtnahme aufgefordert und Entſchuldigungen nahezu gehaßt. Deſſen konnte ich gewiß ſein, wenn ich ihr geſchrieben hätte: ‚Verzeihe, daß ich nicht pünktlich komme,' würde ſie geantwortet haben: ‚Mache keine Geſchichten und komme, wenn und wann Du willſt.' So traf ich denn mit dem glorreichſten Gewiſſen, aber nicht eben roſig gelaunt, aus dem märchen-

haft ſchönen Hochgebirge in der unwirtlichen Gegend meines engſten Vaterlandes ein.

Das burgartige Schlößchen der Großtante lag auf dem Plateau einer ſteilen Anhöhe, die im Volksmunde der Zuckerhut hieß, von der letzten Eiſenbahnſtation fünfzehn Kilometer entfernt. Eine armſelige Station, auf der ich vom Bahnbeamten erſtaunt empfangen wurde. Was — was? Da ſei ich nun doch! Man erwarte mich wohl nicht mehr auf dem Schlößchen. Alle die Tage hatten ſie von dort einen Wagen geſchickt, um mich abzuholen. Heute zum erſten Male keinen.

Da hieß es denn im nächſten Dorfe ein Fuhrwerk auftreiben, das mich und meine Reiſeeffekten zum Transport übernehme, und das war nicht leicht, gelang aber endlich doch. Fragt mich nur nicht wie? Die Pferde meines Wagenlenkers erwieſen ſich als eingefleiſchte Schrittgeher. Wir kamen auf den elenden Wegen kaum vom Flecke. Um ſo mehr beeilte ſich die Dunkelheit, an dem verwünſchten naßkalten Abend hereinzubrechen. Ich geriet in höchſt gereizte Stimmung und ärgerte mich über alles, was mir gerade einfiel. Zum Beiſpiel, daß ich mich, ſtatt zwiſchen elenden Sturzfeldern einherzukutſchieren, im Ampezzotal befinden könnte, oder daß es eigentlich nichts ſo Tyranniſches gebe, wie die anſpruchsloſen Großtanten, mit dem moraliſchen Zwang, den ſie auf feinfühlende Großneffen ausüben. Widerſtrebend nur gab ich zu, daß meiner daheim doch auch manches Angenehme warte, der Einzug in meine lieben, trauten Zimmer, das Wiederſehen mit einſtigen Spielgefährten aus dem Dorfe, mit den alten Dienern, in erſter Reihe unter ihnen mit Rudoſch, dem ſeltſamen, dem armen Rudoſch!

Wir langten bei Nacht und Nebel am Fuße des Zuckerhutes an, und wenn mein Koffer nicht geweſen wäre, hätte ich den Fuhrmann jetzt ſchon verabſchiedet und den Aufſtieg per pedes unternommen. Aber ich rief die heilige Geduld an und blieb ſitzen. Erſt als wir das Plateau erreicht hatten, auf dem, von einer Mauer umgeben, das Schlößchen ſteht, ſprang ich aus dem Wagen, lief auf das Tor zu und vollführte einen Höllenlärm mit dem eiſernen Klopfer.

Nach wenigen Minuten kam der dicke Türhüter laut brummend aus seiner Klause angestapft, wußte trotz der Finsternis sogleich, mit wem er's zu tun hatte, und öffnete. Auch der noch dickere Schloßwärter (alle Diener in diesem Hause wurden dick) kam herangerollt, leuchtete mir mit seiner Laterne ins Gesicht und mißbilligte, daß ich mich mit solchem Spektakel und so spät einfände. Das ganze Haus schlafe schon. Natürlich, die alte Turmuhr zeigte eben mit mühsam holpernden Schlägen 10½ Uhr an, und um zehn hatte jedermann die Ruhe zu suchen; ob er sie fand oder nicht, war seine Sache.

Die beiden Diener nahmen meine Bagage in Empfang, ich verabschiedete den verschlafenen Kutscher und die schlafenden Pferde, und der Burgfrieden umfing mich. Wir überschritten den geräumigen Hof, stiegen die Stufen, die zur Torhalle führen, hinauf. Der Schloßwärter zündete die Ampel an und schickte den Pförtner in die Küche, um ein Abendessen für mich zu besorgen. Die Halle ist ein länglicher, gewölbter Raum, von dem aus eine Treppe in das obere Geschoß emporsteigt. Rechts und links führt je eine Tür in die Zimmer des Hochparterres. Die meinen lagen rechts, und vor dem Eingang zu ihnen blieb ich stehen. Der Schloßwärter hatte aber die gegenüberliegende Tür geöffnet und forderte mich auf, in eines der Fremdenzimmer einzutreten.

‚Warum dahin? Warum denn nicht in meine alten Zimmer?'

Ja, das ginge nicht — ja!

Ob jemand andres drin wohne, ob sie ausgeräumt wären?

‚Gott behüte — das nicht — ja!'

‚Warum also, warum?' fragte ich nochmals. Und er näherte sich und erwiderte zögernd:

‚Sie hätten keine Ruhe — ja!'

‚Vor wem oder vor was keine Ruhe? Habt Ihr am Ende Ungeziefer drin?'

Nun hatte ich's verschüttet mit dem guten Kiwala, ihn tief gekränkt in seiner Schloßwärterehre. Er setzte seine trotzige Miene auf und fragte herausfordernd:

‚Ungeziefer? Wie meinen?‘

‚Ich meine, daß ich in meine Zimmer will,‘ ſagte ich, ging auf die Türe zu, fand ſie verſchloſſen, ärgerte mich und rief: ‚Sperren Sie auf! Sperren Sie ſogleich auf!‘

Er, ohne Widerrede, plötzlich verſtummt, wie immer, wenn er ſich bis aufs Blut beleidigt fühlte, holte das Schlüſſelbund herbei und hatte eben meinen Befehl ausgeführt, als der Pförtner mit dem Abendeſſen aus der Küche kam. Mitten in der Halle blieb er ſtehen und fragte ganz erſchrocken: ‚Herr Jeſus, wohin denn?‘

Der auch? Hatten mich die Herren definitiv ausquartiert? Da mußte ich doch ſehen, was es gäbe, zog mein Feuerzeug hervor, machte Licht und trat ins Zimmer. Ich fand die Leuchter an ihrem gewohnten Platz auf dem Schreibtiſch neben der Tür, ſetzte eine der Kerzen nach der andern in Brand, ſah mich um, ging ins anſtoßende Schlafgemach, fand alles unverändert und überall die Spuren von Kiwalas bewährtem Reinlichkeitsſinn.

Die Diener waren mir gefolgt, der eine ſchweigend und grollend, der andere bleich und verſtört. Auf dem Servierbrett in ſeinen zitternden Händen klirrten Glas und Geſchirr.

Nun machten ſie ſich an die Arbeit, brachten meine Sachen herein, beſtellten den Waſchtiſch und das Bett. Ich hätte den gekränkten Kiwala gern wieder gut gemacht und ſuchte ihn in ein Geſpräch zu ziehen, während er meinen Koffer auspackte, erkundigte mich nach dem Befinden ſeiner Frau, ſeiner Kinder, bekam aber nur einſilbige Antworten; und als ich endlich fragte: ‚Wie geht's meinem Rudoſch? War er fleißig, hat er wieder eine Überraſchung für mich bereit?‘ verzog Kiwala nur den Mund und wechſelte mit dem Pförtner einen bedeutungsvollen Blick.

‚Wie geht's meinem Rudoſch?‘ wiederholte ich.

Abermaliges Achſelzucken, dann kam es zögernd heraus: ‚Ja, wer weiß, wie's dem geht.‘

‚Wieſo? Reden Sie doch! Warum weiß man's nicht?‘

‚Ja — weil er tot iſt, ja.‘

‚Tot? . . . Mein lieber Rudoſch geſtorben! . . . Wann geſtorben?‘

‚Im Dezember wird's ein Jahr.‘

‚Woran geſtorben! Wie geſtorben?‘

‚Im Rauſch. Erfroren auf dem Weg aus dem Wirtshaus. Ja. Im Wald, ja.‘

‚Wo im Wald?‘

‚Unter den Buchen, wo's zu den Fichten geht, haben ſie ihn gefunden.‘

‚Und ich wußte nichts, und man hat es mir nicht geſchrieben?‘

Dem Herrn Vormund hatte man's geſchrieben, und er, in ſeiner unüberwindlichen Scheu vor der Mitteilung einer unangenehmen Nachricht, verſchwieg es mir.

Die beiden Diener hatten ihres Amtes gewaltet, ich entließ ſie, und ſie empfahlen ſich.

Hinter der Tür hielten ſie noch eine Beratung ab. Ich unterſchied deutlich die Worte des einen: ‚Ihm doch ſagen‘, und des andern ‚Iſt verboten‘. Schon wollte ich ſie zurückrufen und ſie zur Rede ſtellen, ließ es aber gut ſein. Ich hatte einen Wolfshunger und einen Bärendurſt, die kalte Küche und der Wein, die ſie mir aufgetragen hatten, ſchmeckten mir vortrefflich, ich aß und trank, ohne dabei auch nur einen Augenblick mein tiefes Leidweſen um den armen Rudoſch weniger ſchmerzlich zu ſpüren. — Den Armen, ja den ſehr Armen! ... Er hatte nichts, nicht einmal einen Familiennamen, nicht einmal die Erinnerung an ſeine Eltern, wußte nur, daß er zu den Seiltänzern, mit denen er herumzog, ſo lang er dachte, nicht von Geburt an gehöre. Bei einer Vorſtellung in unſerem Dorfe verunglückte er, und die Truppe wollte ihn beim Abzuge in ihrem Karren mitſchleppen, elend wie er war, mit gebrochenen Gliedern. Meine Großtante nahm ſich ſeiner an, und die fahrenden Künſtler überließen ihr gern die Sorge um das unnütz gewordene Mitglied. Rudoſch wurde ins Schlößchen gebracht und geſund gepflegt.

Seitdem blieb er da; ich habe das Haus nicht ohne ihn gekannt. Er war das Ideal eines Dieners der Diener und eine ſehr beliebte Perſönlichkeit. Daß er jemand geliebt hätte, außer vielleicht mich, habe ich nie bemerkt. Die Frauen waren ihm ſo wenig gefährlich wie er es ihnen,

begreiflicherweiſe, war; er hatte ja mehr Ähnlichkeit mit einem Gorilla als mit einem Apoll. Unvergeßlich bleiben mir ſeine kleine, breitſchulterige Geſtalt, ſein bleiches, eingefallenes Geſicht mit den ſchwarzen Bartſtoppeln, die behaarten Hände, die Haare, die glanzlos wie Pech ihm tief in die niedrige Stirn wuchſen. Wenn man ihn anſprach, glotzte er einem erſtaunt und fragend ins Geſicht, als ob er kaum glauben könne, daß man ſich mit ihm beſchäftige oder etwas von ihm wolle. Und jeder wollte doch etwas von ihm, hieß ihn tun, was der Betreffende ſelbſt hätte tun ſollen, oder nahm ſeine Geſchicklichkeit in Anſpruch, denn er war ein Naturgenie für mechaniſche Arbeiten. Mein ſchönſtes Spielzeug, eine famoſe Armbruſt, einen ſchlanken, großen Bogen, feine, buntbefiederte Pfeile verdankte ich ſeiner Kunſtfertigkeit. Nie war eine Arbeit ihm zuviel, er verhielt ſich bei jeder gleich emſig, gleich ernſt und vertieft. Nur wenn er aufgefordert wurde, einen dürren Aſt auf einem hohen Baume in Wipfelnähe abzuſägen, ging das Herz ihm auf. Ein Freudenglanz blitzte aus ſeinen ſchwermütigen Augen. Er ſchwang ſich behende von Aſt zu Aſt, baumelte tollkühn an einem Zweige. Und wenn ich ſtarr vor Angſt unten ſtand und zu ihm hinaufrief: ‚Gib acht, um Gottes willen, gib acht!‘ führte er in der Höhe ein Seiltänzerkunſtſtückchen nach dem andern auf.

Seine eigentliche und auch ſeine liebſte Beſchäftigung beſtand im Sägen des Brennholzes für den Hausbedarf. Es wurde aus dem Walde zugeführt, und Tag für Tag konnte man Rudoſch, im Winter durch lange, im Sommer durch kürzere Zeit, unter dem vorſpringenden Dache des Schuppens bei der Arbeit ſehen. Er verrichete ſie mit der Unermüdlichkeit und Gleichmäßigkeit einer im beſten Stande befindlichen Maſchine, immer raſtlos, immer ſchweigend, beſonders um die Zeit, in der ſein böſer Dämon ihn zu ergreifen drohte. Sie kam viermal im Jahre; mein armer Rudoſch war ein Quartalſäufer. Das klägliche Ereignis kündigte ſich durch ſichere Vorboten an: Aufs äußerſte getriebenen Fleiß, tiefere Traurigkeit. Er ſprach nicht, aß kaum, ſtarrte und ſtarrte ins Leere, ſtand vor mir und ſah mich nicht, ging umher wie einer, der einen ſchweren Fluch

nachſchleppt — und war plötzlich verſchwunden. Jetzt wußte man, er ſitzt in irgendeinem Wirtshaus, möge ihn ſuchen gehen, wer Luſt hat, und trinkt und trinkt. Nach einigen Tagen kam er wieder, mehr oder weniger verwundet nach einem ſchweren Fall, den er unterwegs getan. Einmal hatte er ein Loch im Kopf, die mit Blut getränkten Haare klebten drüber wie eine Kruſte. Ich ſchrie auf, als ich es bemerkte: ‚Rudoſch, wer hat dir das getan?‘ Er ſchüttelte den Kopf, ſah zu Boden und ſägte und ſägte. Ich ging oft fort von ihm, weil ich ſeine Todestraurigkeit nicht mit anſehen konnte, verſteckte mich in einem Winkel und weinte über ihn.

Was irgend geſchehen konnte, um ihn zu heilen, geſchah, in Güte wie in Strenge, durch meine Großtante, durch den Arzt, den geiſtlichen Herrn. Umſonſt. Man nahm endlich den Quartalrauſch des armen Rudoſch wie ein Elementarereignis hin.

Du Armer! Du Armer! Man ſoll dir deine Ruhe gönnen, ſoll dich nicht zurückwünſchen in ein Leben, das dir nichts Gutes zu bieten hatte. —

In den Zimmern war es wohlig warm geworden. Die Diener hatten viele Kerzen angeſteckt, hell und freundlich ſah meine alte Umgebung mich an. Die Möbel mit den ſpindeldünnen Füßen und den bunten Überzügen, der Glasſchrank mit den Büchern, die mich dereinſt entzückten, der kleine Werktiſch, an dem ich mich ſo fleißig mit Tiſchlerarbeit mühte, alle die alten Bekannten heimelten mich an. Auch das Schlafzimmer war gut gehalten, und alles befand ſich darin auf dem alten Fleck. Es lag gegen Weſten in einer ſtumpfen Ecke des unregelmäßig gebauten Schlößchens, war lang und ſchief und hatte durch ein hohes, ſchmales Fenſter, das in einer tiefen Mauerniſche lag, die Ausſicht auf den Zwinger. Einige ſchöne alte Bäume ſchmückten ihn, unter denen eine Fichte die Königin war. Mein Bett ſtand in der Nähe des Fenſters mit dem Kopfende an der Wand, und mein erſter Blick beim Erwachen fiel auf die immergrüne Majeſtät. Die Spitze ihres Wipfels glänzte wie ein Stern, wenn drüben die Sonne aufging. Langſam glitt das Licht an ihren Zweigen herab und vergoldete allmählich den ganzen Baum. Ein paar kleine

Wirtſchaftsgebäude, darunter die Werkſtatt des armen Rudoſch, bildeten ſeine Umgebung.

Ich trat ans Fenſter, wollte einen Blick nach dem Schauplatz ſeines unermüdlichen Fleißes werfen, doch war in der tiefen Dunkelheit abſolut nichts zu unterſcheiden. So ging ich denn zu Bette und ſchlief ſogleich ein. Ich konnte aber nicht lang geſchlafen haben, als ich plötzlich geweckt wurde. Wodurch hätte ich nicht ſagen können. Durch das heftige Zuſchlagen einer Tür, durch den Fall eines ſchweren Gegenſtandes? Ein kniſterndes Geräuſch folgte, ein regelmäßiges Hin und Her, das von einer in Bewegung geſetzten Säge zu kommen ſchien. Merkwürdig, daß ſie jetzt Holz ſägen in der Nacht, dachte ich, wenn man das denken nennen kann, was einem in der Schlaftrunkenheit durch den Kopf ſchwebt ... Ach was, ach was! — nicht draußen, in meinen Ohren ſägt's — bin Wein zu trinken nicht gewöhnt, habe vielleicht ein Räuſchlein ... Ein Räuſchlein, das mir eine beſonders gute Nacht verſchaffen wird. Und ich legte mich aufs Ohr und ſchlief weiter erquickend und tief, und als ich am Morgen erwachte, war, wie ich ſah, Kiwala ſchon dageweſen. Meine Kleider hingen ſauber ausgebürſtet am Rechen, der Waſchtiſch und die Wanne waren mit Waſſer verſorgt. Bevor ich noch mit meiner Morgentoilette fertig geworden, fand der Schloßwärter ſich wieder ein, ſah mich ſcheu mit neugierigen Augen an, fragte, wie ich geſchlafen habe, und nahm mein: ‚Gut, vortrefflich!' erſtaunt und ungläubig auf.

Die Großtante empfing mich freundlich wie immer, aber um einen Grad weniger kühl als ſonſt. Auch ihre erſte Frage war, wie ich geſchlafen habe, und meine befriedigende Antwort machte ihr ſichtlich Vergnügen. Sie hatte einſpannen laſſen, und nach dem Frühſtück fuhren wir in den Wald. Er war zum großen Teil unter ihrer langen Regierung angelegt worden und mit gutem Rechte ihr Stolz. Sie verſtand ſich auf die Forſtwirtſchaft trotz eines Profeſſors der Waldbaulehre. Ihre ‚Baumkinder', wie ſie ſagte, belohnten die Pflege, die ſie erfuhren, und ſtrotzten von Geſundheit und Kraft. Wir hatten den Wagen verlaſſen und ſchritten unter alten, grauſtämmigen Buchen

einem prächtigen Nadelholzbeſtande, der Lieblingsſchöpfung der Großtante, zu. Auf dieſem Wege fiel mir der Tod des armen Rudoſch wieder ein, und ich fragte, ob wir nicht in der Nähe der Stelle wären, an der man ſeine Leiche gefunden hatte. Die Großtante antwortete kurz, es ſei möglich, und lenkte ſofort das Geſpräch ab. Offenbar wollte ſie an die traurige Begebenheit nicht erinnert werden, und ich hütete mich, ihrer nochmals zu erwähnen.

Wir kamen knapp vor dem Mittageſſen von unſerer Ausfahrt zurück und fanden im Speiſezimmer eine junge Dame, in die ich mich ſogleich verliebte. Sie hieß Ellen Merton und fungierte ſeit einem Jahre bei meiner Großtante als Vorleſerin. Ein entzückendes Geſchöpf, friſch und heiter wie ein Maimorgen, geiſtreich und verſtändig. Ich unterhielt mich ſo gut mit ihr, daß es mich verdroß, als am Nachmittag Beſuch erſchien, noch dazu mir zu Ehren geladene Gäſte aus der Nachbarſchaft, denen ich Zeit und Aufmerkſamkeit widmen mußte. Zur Entſchädigung las Miß Merton am Abend ſchöne Gedichte von Longfellow reizend vor; der Tag war zu raſch verflogen, ich wollte proteſtieren, als die Großtante um zehn Uhr aufſtand und mich verabſchiedete. Aber von einem Sündigen gegen die Hausordnung wollte ſie nichts hören, es blieb dabei; ſie reichte mir die Hand, riet mir, ſo bald und ſo raſch einzuſchlafen wie geſtern, und verließ den Salon, begleitet von ihrer allerliebſten Vorleſerin.

Nun tröſtete ich mich: morgen iſt auch noch ein Tag! und wußte nichts Beſſeres als die Stunden, die mich von ihm trennten, in angenehmer Bewußtloſigkeit zu verbringen. So begab ich mich denn in beſter Laune zur Ruhe und befolgte aufs Haar den Rat der Großtante. Eine gute Weile mochte ich wohl im erſten tiefſten Schlafe gelegen haben, als ich aus ihm aufgeſchreckt wurde, wie geſtern. Ich fuhr in die Höhe und horchte geſpannt und war mir im erſten Augenblick bewußt: nicht das Zuſchlagen einer Tür, nicht der Sturz eines ſchweren Gegenſtandes hatte mich geweckt, ſondern das kräftige Geſchleudertwerden eines ſolchen auf eine harte aber bewegliche Maſſe, die unter dem Anprall kniſterte ... Einen Augenblick Stille, und

dann ein ſägendes Geräuſch — es kam von außen, das war mir heute ſofort ausgemacht, es kam von der Stelle her, wo die Werkſtatt meines armen Rudoſch ſich befand.

Dort hatte einer eine Säge in Bewegung geſetzt. Sie glitt gleichförmig und behend hin und her und hatte eine eigentümlich ſcharfe, hohe, boshafte Stimme und ſagte ganz deutlich: ‚Zu Fleiß! zu Fleiß!‘ — und das lebendige Holz ſtöhnte unter ihr: ‚'s tut weh! 's tut weh!‘ . . . Nun kam ein Knack, ein Wurf, die Scheite flogen auf den Holzſtoß, er kniſterte — dann folgte die Pauſe . . . Er ſpannt ein neues Scheit ein. Er — wer? Wem fällt es ein, Holz zu ſägen mitten in der tiefſchwarzen Nacht?

Wie lang er's ſchon treibt? — Wie lang er's noch treiben will? — Mir klopft das Herz vor Ungeduld und noch einem andern Gefühl, das ich mir nicht eingeſtehen will . . . Und der Unermüdliche ſägt und ſägt, es knackt, die Scheite fliegen, der Holzſtoß kniſtert . . . alles ſtill. Jetzt, jetzt! Ich atme auf, zähle die Sekunden — jetzt wird Ruhe ſein . . . Noch nicht! Das verdammte Sägen fängt von neuem an. Wieder eine Pauſe, wieder Hoffnung auf Ruhe, durch zehn, durch zwölf Sekunden — wieder die Enttäuſchung. Sie tanzt einem auf den Nerven, dieſe Abwechſlung zwiſchen erlöſender Ruhe und dem aber- und abermals erhobenen Gekreiſche der eiſernen Zähne. Sie ſingen ihr ſchrilles Lied: ‚Zu Fleiß! zu Fleiß!‘ — und das lebendige Holz ſtöhnt: ‚'s tut weh! 's tut weh!‘ Ich machte Licht, ſtand auf, trat ans Fenſter und ſah hinaus. Es war, wie wenn ich in ein verſchloſſenes Rohr hineingeſehen hätte. Der drüben, der Säger, hatte keine Laterne angeſteckt, verrichtete ſeine Arbeit im Dunkel. Was das heißt? — Was das nur heißt? . . . Ich hatte einen närriſchen Einfall, über den ich ſelbſt lachen mußte. Lachen — nun, im ganzen war mir nicht danach. — Rieſelnde Schauer durchfröſtelten mich. Ein Ende! Ein Ende! Der Wahnwitz muß ein Ende haben . . .

Ich riß das Fenſter auf. Ein eiſiger Luftſtrom blies mir entgegen, löſchte das Licht. Ich beugte mich hinaus — keine Veränderung. Das ſägende Geräuſch blieb ſich

gleich, hörte ſich bei offenem Fenſter nicht anders an als bei verſchloſſenem. Konnte das ſein? Mein Verſtand war noch rege genug, um zu denken: Es kann nicht ſein ... Aber ich höre, höre ja, daß es ſo iſt. Es kann nicht ſein, und es iſt ... Endlich überkam es mich: So ſei es denn! Nimm das Unerklärliche hin — was kümmert's dich? Geh ſchlafen und laß den Spuk ſägen, ſoviel er mag. Ja — was es mich kümmerte? — Daß es mich nicht losließ, ſich anklammerte an jeden Lebensnerv, an jede Faſer meiner Weſenheit, mich mit übermenſchlicher Stärke feſthielt und mich zwang: Hör zu! Hör zu! Höre die Säge hin und her ſchleifen, gleichförmig, raſtlos, unermüdlich, ſo wie nur einer ſie gehandhabt hat, höre die Scheite knacken und auf den Holzſtoß fliegen ... In mir bäumte ſich alles auf gegen den gebieteriſchen Zwang, ein Grimm, ein wildes Wollen zu drohen, zu überwältigen, erfaßte mich in meiner Todesangſt ... Ich raffte mich zuſammen und ſtieß mit aller Kraft meiner Lungen den Schrei hinaus:

‚Rudoſch!‘

Aber — mein Schrei erſtarb auf meinen zuckenden Lippen, weckte keinen Ton, die ſchwarze, geſpenſtiſche Nacht verſchlang ihn, verſchlang jeden Laut außer dem einen geheimnisvoll grauenhaften. Den trug ſie, der ſchwebte heran auf eiſernen gezahnten Flügeln, kälter als kalt, leiſer als der Flug der Fledermaus, der ſtrich über die Wurzeln meiner Haare, ſtrich mir über Stirn und Augen, nahm meinem Mund den Atem, meinem Herzen den Schlag. — —

Und nun — nun alles ſtill, um mich, in mir, totenſtill, und mein Bewußtſein entſchwunden ...

Aus tiefer Ohnmacht — ob bald, ob ſpät, könnte ich nicht ſagen — erwachend, noch halb betäubt, erhob ich mich vom Boden, auf den ich geſunken war, und ſchleppte mich in mein Bett.

Der ſchönſte Herbſtmorgen begrüßte mein Erwachen. Vor einer Weile ſchon mußte die Sonne am Horizont erſchienen ſein, denn Königin Fichte prangte in Gold und Purpur vom Wipfel bis zum Saume ihres ringsum und weithin auf dem Boden ausgebreiteten Nadelkleides. Mir gegenüber war indeſſen der Vollmond rot aufgegangen, da

ſtand Kiwala, betrachtete mich mitleidsvoll und ſagte etliche Male: ‚Ja, ja!‘

Als ich bei meiner Morgentoilette in den Spiegel ſah, erſchrak ich über meinen Anblick; es war der eines Menſchen, der eine ſchwere Krankheit überſtanden hat.

Von der Großtante wurde ich mit einem Blick begrüßt, in dem der Ausdruck von Enttäuſchung lag. Sie fragte heute nicht, wie ich geſchlafen habe. Nach dem Frühſtück ſchlug ſie mir vor, mit ihr einen Beſuch bei Verwandten zu machen, die in der Nähe wohnten, meine zwei letzten Ferientage dort zuzubringen und dann direkt nach Wien zu fahren.

‚Und Miß Merton?‘ fragte ich.

‚Fährt mit uns und ſogar recht gern. Sie hat ſich, mußt du wiſſen, vor kurzem halb und halb mit deinem Vetter Eduard verlobt.‘

Es war ein kleiner Schmerz, den ich aber bald überwand. Miß Merton heißt ſeit neunzehn Jahren Ellen Juſtin, und iſt unſere ſehr liebe Couſine.

Im Winter ließ meine Großtante mir durch meinen Vormund mitteilen (ſie ſelbſt war eine Feindin des Briefſchreibens), daß ſie das Schlößchen verkauft und ſich in Südtirol, in der Nähe von Rovereto, angeſiedelt habe. Dort beſuchte ich ſie noch manches Mal. Sie war immer gleich heiter, lebhaft, angeregt, aber von ihrem ehemaligen Gute, von ihrem geliebten Wald durfte man nicht ſprechen. Nur der alte Kiwala, deſſen Geſicht immer runder, deſſen Leibesfülle immer anſehnlicher wurde, teilte mir einmal flüſternd mit, das Schlößchen habe oft den Beſitzer gewechſelt, ſei aber jetzt in feſten Händen.“

„Damit wollen Sie andeuten,“ ſprach die Hausfrau, „der ſpukhafte Säger ſei der Arbeit doch endlich müde geworden.“

„Ich deute nichts an, gnädige Frau, ich berichte Tatſachen.“

„Und Ihre Großtante hat nie mit Ihnen von dieſen ‚Tatſachen‘ geſprochen?“

„Nie.“

„Warum nur?“

„Vielleicht aus demſelben Grunde, aus dem es in Weſtfalen verboten war, vom ‚zweiten Geſichte‘ zu reden.“

Eine Pauſe entſtand, dann fragte die Hausfrau ernſt und eindringend: „Alſo wirklich, Herr von Juſtin, Sie wollen dieſe Sägerei wirklich gehört haben?“

„Ich habe ſie wirklich gehört,“ erwiderte Juſtin.

Zum Schlafengehen.

Von Paul Wilhelm.

Droben am Himmel in ſeligem Schein
Wandeln die lächelnden Engelein,
Stecken die blinkenden Lichtlein an,
Funkelnde Sternlein auf ewiger Bahn...
Leiſe, mit klingenden, ſingenden Sohlen
Nahen ſie heimlich und huſchen verſtohlen,
Löſchen des Tageslichts ſtörenden Schein,
Hüllen in wonnige Träume dich ein,
Decken mit ſorgenden Händen dich zu —
Schlafe, mein Liebling, in ſüßeſter Ruh...

Aber am Morgen — da kommt's durch die Nacht,
Hei, wie das pumpert und donnert und kracht.
Siehſt du den Drachen mit glühendem Schein?
Hinten ein Wäglein — da ſteigen wir ein —
Heiſa, die Rutſchbahn — iſt das ein Brauſen,
Geht es ins Leben mit Donnern und Sauſen?...
Flugs in die Welt, in die lachende Ferne,
Vorne die Sonne als Wagenlaterne,
Drinnen mein Liebling mit Strampeln und Schrei'n
Rrrrutſch — in den leuchtenden Tag hinein...!

Prinzeß Lamballe.

Von Joſeph Lauff.

Paris — Café de Foy ...! —
Da ſitzt und ſinnt er vor dem Glas Abſinth,
Halb Grandſeigneur,
Gepaart mit Komödiantentum,
Und halb Friſeur ...
Auf kahlem Scheitel nur ein Haartoupet,
Und unterm müden, ſchweren Augenlid
Da blitzt es auf, zuweilen blitzt es auf,
Wie wenn beim erſten kalten Morgengrau
Das Meſſerchen der Guillotine blitzte. —
Und niemand kennt ihn,
Niemand, keine Seele ...
Man raunt und munkelt, ſieht den Fremden an,
Und das iſt alles — alles ...
Und lieſt die Zeitung, ſpielt ſein Ecarté
Und geht,
Um andern Tags ihm wieder zu begegnen.
So ſitzt er täglich, ſchon an dreißig Jahr',
Und geht und kommt und trinkt ſein Glas Abſinth —
Und jedesmal iſt Grauen um ihn her. —

Paris — Café de Foy! —
Seit den Septembertagen,
Den ſchrecklichen, hat vierzigmal das Jahr,
Ein Karuſſell, ſich um ſich ſelbſt gedreht.
Er fehlt auch heute nicht
Der Komödiant, der Alte, der Friſeur.
Auch de Muſſet und Girardin ſind da,
Die beiden Dichter, beide gleichbeſeelt,

Stilleben.

Gemälde von Adolf Heller.

Und Girardin, vom Grau'n gepackt, hebt an:
„Heut jährt die Stunde, wo Prinzeß Lamballe,
Die ſchöne, blonde, göttliche Lamballe
Verglaſten Auges
Durchs Traillenfenſter in den Temple ſchaute.
Die Königin ſchreit auf
Und hört im Geiſte ſchon das Fallbeil klappen,
Auch Ludwig ſieht's — und wieder klappt das
Beil ..."

Paris — Café de Foy ...! —
Der Alte horcht — und Girardin fährt fort:
„Nein, nein — ich irrte, nicht die Dame ſelbſt,
Nicht war's die blonde, göttliche Lamballe —
Es war ihr Kopf nur, den ein Schurke hielt ...
Ihr Kopf, ihr Kopf! — Des ſchönen Haars be-
raubt,
Das der Geſell an Albion verkaufte,
Als Rarität an Albion verkaufte ..."

„Pardon, Meſſieurs!" — Der Alte hebt ſich auf,
Der Komödiant, der Fremde, der Friſeur,
Und lacht und grinſt,
Und wieder iſt's, als wenn in ſeinem Blick
Das Meſſerchen der Guillotine blitzte,
„Pardon, Meſſieurs! — Gewiß es war ihr Kopf,
Doch auch ihr Haar, ihr bernſteinblondes Haar,
Dazu friſiert, gekräuſelt und gelockt,
Und im Toupet die farbige Kokarde
Der Republik, der ſtolzen Republik ...
Ich ſelber ..."
„Was?!"
Die beiden fahren auf ...
Er aber lacht und leert ſein Glas Abſinth
Und wendet ſich und geht und ſagt beim Gehn:
„Voilà, messieurs, la vérité — c'est tout."

Das beinene Tiſchlein.

Von

Otto Julius Bierbaum.

Spätjahrfäden trugen vom Schlern herüber
(Silberflimmernde, flüchtige: Greiſenhaare)
Heute ein Lied mir zu durch ſonnige Kühle:
Bunt und herbſtlich.

Hört mich an und lacht, — wenn ihr wollt. Der Hochmut
Kommt vor dem Fall in dem Lied. Oh, luſtig, luſtig!
Seht doch, wie ſich der Übermut rächt. So mög es
Jedem ergehen!

War ein Mädchen in Völs, eines Bauern Tochter,
Schön und reich und ſtolz, hoffärtig, lüſtern:
Wollt' es den Gräfinnen gleichtun oben im Schloſſe
Zimmerlehen.

Aß von Silber und trug demantene Ringe,
Goldgebortete Röcke, ſeidene Mäntel,
Perlen im Haar, am Hals, und ritt zur Kirche
Wie eine Gräfin.

Schöner war ſie als alle die Hochgebornen,
Leider auch ſtolzer; edler in Gang und Haltung.
Sprach ſie, blitzte das Auge von Geiſt, und die Lippen
Leuchteten Anmut.

Niemals rührte die Hand, die weiße, weiche,
Irgendein Werkzeug an: das Spinnrad ſelber
Drehte ſie langſam nur und läſſig: träumte
Buntre Geſpinſte.

Wie die Tochter, ſo war der Vater: Kannte
Bauerndemut nicht und fühlte ſich König
Von der Scholle Gnaden, nannte die Herren
„Windige Federn“.

Darum ließ er die Tochter müßigen; meinte,
Da ſie ſchöner und zarter war, auch klüger,
Als die adligen Fräulein, ſei ſie zum mindſten
Ebenſo adlig.

Gab ihr ſogar einen Pfaffen, daß er ſie lehrte,
Bücher zu leſen und höfiſch die Worte zu ſetzen.
Schön war und jung der Pfaff': er ritt mit ihr nach
Rom auf die Pilgrung.

„Alles macht ſie genau, wie die Herriſchen,“ ſagten
Lachend die Bauern; jedoch ſie kannten die Stolze
Wahrlich nicht. Sie war unnahbar jedem,
Wenn es kein Prinz war.

Warum kam kein Prinz? Die Bauerntochter
Hätte die Krone königlich getragen,
Und ein ſchöner Stoff mehr für Romanzen
Lockte die Dichter.

Ach, zu weit und hoch lag Völs; es ritten
Alle Prinzen und Grafen unten im Tale.
Einſam blieb das ſonderbare Mädchen:
Stolz und einſam.

Doch nicht traurig. Nein, hoffärtig, ruhig
Trieb ſie gelaſſen ihr Weſen weiter, mitten
Im Geſpötte der Bauern: eine Fürſtin,
Doch verwunſchen.

Hieß aus dem Welſch ſich Künſtler kommen, Tafeln
Ihr mit bunten Szenen der Fremde zu malen,
Lernte die Laute ſchlagen, ſang toskaniſch
Schwirrende Lieder.

Einmal kam aus Venedig ein rarer Meiſter,
Der die Kunſt verſtand, aus Elfenbeine
Zarte Gebilde zu ſchnitzen, ſpitzenduftig,
Wunder des Stichels.

Dem gebot ſie, daß er des edlen Beinwerks,
Was zu finden nur irgend ſich traf, ihr ſchaffe,
Und einen Tiſch daraus ihr bilde zum Speiſen,
Schöner als alle.

So geſchah's. Und es ward ein Kunſtwerk, koſtbar
Über die Maßen und prächtig, daß es des Himmels
Zorn (ſo kündet das Volk) auf die Übermüt'ge
Endlich herabſchwor.

(Höchſtwahrſcheinlich ſogar, ja gewiß: daß niemand
Als der Teufel ſelber es war, der es ſchnitzte,
Denn nichts Heiliges war daran, doch Nacktes
Mehr als zu ſagen.)

Seit der beinene Tiſch im Haus ſtand, ging es
Raſch bergunter mit Fülle und Reichtum. Jählings
Brach die Not herein: aus Bein auch, aber
Wahrlich kein Kunſtwerk.

Was ihr Knochenfinger ergreift, das wird zu
Staub und Laub und morſch, und alles höhlt der
Bohrende aus; nichts bleibt als kahle Leere,
Wohnung der Seufzer.

Trotzig ſtemmte der Bauer den Rücken dawider,
Als der Bau ſeines Lebens ins Schwanken kam: erſchlagen
Ward ſein Wille und Trotz. Die Gnade des Wahnſinns
Traf ihn mit Dumpfheit.

Aber dem ſtolzen Mädchen wurde die ganze
Laſt des Elends auf die ſchmalen Schultern
Grauſam gelegt: der Hohn voran, ein ſchweres,
Glühendes Eiſen.

Lachend riß man vom Leib die ſchönen Kleider
Stück für Stück ihr und lud die Lumpenprinzeſſin
Spöttiſch ein, vom beinenen Tiſche zu eſſen
Laute und Lieder.

Lieblich ſtellt ſich das Volk nicht an, fällt einer
Seinesgleichen, der ſich erhob: die Kunſt des
Tretens nach einem, der fällt, braucht ihm kein Denker
Erſt noch zu lehren.

„Hüte die Schweine, mein Schätzchen, und laſſe ſie tanzen!
Lieblich ja haſt Du zu ſingen gelernt! —“ der eine;
Aber der andre: „Komm! Ich hätte wohl auch gern
Mal ſo was Feines.“

Und die Gräfinnen kamen und fragten beſorglich,
Wie es dem gnädigen Fräulein mit der Geſundheit
Gehe, da ſich das Wetter gewandt: das ſchade
Zarten Naturen.

Ohne Regung im Antlitz hörte das Mädchen
Alles und ging davon. Es wußte niemand,
Wo ſie ſich hingewandt. Sie blieb verſchollen
Jahre und Jahre.

Hirten vom Schlern erzählten, ſie hauſe in Höhlen,
Nackt faſt, ſcheu wie das Wild, an ſteilen Hängen,
Kaum zu erblicken, ſo ſchnell verſchwand ſie, kam ein
Schritt in die Nähe.

Aber des Nachts erklang den Hütenden lieblich
Obenher ſüßer Geſang in fremden Lauten,
Wie von den ſaligen Fräulein, die im Mondlicht
Singen und tanzen.

Jahre und Jahre verrannen, Frühlinge, Sommer,
Herbſte und Winter im gleichen Schritte: immer
Schwächer klangen die Lieder, aber ſie klangen
Süßer und ſüßer.

Daß eine Lebende ſang: ſo ſüß und ſelig,
Glaubte niemand, niemand glaubte ſie lebend.
Wer ſie ſah, der ſchlug ein Kreuz, des Spukes
Tücke zu bannen.

Da (ein Spätjahr war's, wie ſelten eines:
Purpurſäume und Säume von Gold umgaben
Königlich das dunkle Fichtengrün des
Schlernerwaldes):

Kam, im weißen, ſeidigen Haar von braunem
Buchenlaub ein Kränzlein, wie beſchuppt mit
Gelben, roten Blättern, leuchtend ſchwarze
Beeren am Halſe,

Singend den Berg herunter die Totgeglaubte.
Alle, die ſie gekannt, erkannten ſie: Älter
War ſie freilich geworden, aber die Schönheit
War ihr geblieben.

Schönheit, durch Leid zur Milde gereift. Mit Lächeln
Schritt ſie im raſchelnden bunten Mantel des Herbſtes
Langſam nieder zum Haus ihrer frohen Jugend:
Klopfte und harrte.

Lange wagte ſich niemand hervor. Denn alle
Hatten dem Spuke Fenſter und Türen verriegelt.
Endlich ſteckte ein Kind den Kopf durchs Guckloch,
Zutraulich fragend,

Was ihr Begehr. Sie ſprach: „Ich möcht' ... ich möchte
Eſſen ein Bauernmus. Ich bin nicht hungrig.
Aber ein Bauernmus, das möcht' ich ſo gerne
Noch einmal koſten."

Gab eine irdene Schüſſel voll Mus das Kind ihr,
Die mit edlem Neigen des Hauptes dankte
Und den Rand des groben, braunen Geſchirres
Ehrfürchtig küßte.

Stellte die Schüſſel ſich leiſe aufs Knie und ſagte,
Tränen im Auge zwar, jedoch mit Lächeln:
„Ei, da hab' ich nun auch mein beinenes Tiſchlein,
Schöner als alle."

Lächelnd hat ſie vom Muſe gegeſſen. Dann lehnte
Ruhig den Kopf ſie zurück zur Wand des Vater-Hauſes und ſah ins Licht der ſinkenden Sonne.
Lächelnd ſtarb ſie.

Wartezeit.

Von Franz Karl Ginzkey.

Drei Wölklein ſeh' ich ſchweben
Im Blauen hoch und weit.
Oft denk' ich: all mein Leben
Es iſt nur Wartezeit.

Was will ich denn erwarten?
Iſt nicht ſo vieles mein?
Es blühn in meinem Garten
Die Roſen ſtill und rein.

Und was mir etwa fehle,
Bedacht und unbedacht,
Empfängt es meine Seele
Im Traum nicht manche Nacht?

Und doch — die Wünſche beben
Und bangen weh und weit
Und flüſtern: all dein Leben
Es iſt nur Wartezeit.

Iſt etwa, was den Frieden
Mir ſtört, noch alſo fern,
Als wär's mir erſt beſchieden
Auf einem andern Stern?

Ich muß nur immer ſchauen
Die Wölklein hoch und weit,
Die ſegeln auch im Blauen
Durch ihre Wartezeit.

Die Leuchte. Skulptur von P. Carrier-Belleuſe.

Das deutſche Schönheitsideal.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Mit dreizehn Zeichnungen von Meinhard Jacoby.

Die Kleidermode wendet und dreht ſich um das Empire vor hundert Jahren. Und gleichzeitig geht ſie, was zeitgemäße Politik iſt, eine freundſchaftliche Entente, nämlich mit dem fernen Japan, ein. Einſtmals reichten Rokoko und China für ein graziös gedachtes Verhältnis ſich die Hand. Nur hat es leider dann doch nicht gereicht, die Welt mit etwas mehr als Spielereien, Zopfereien zu beſchenken. Heute möchten wir faſt optimiſtiſch annehmen, daß eine wertvolle Neubildung möglich ſei. Jedenfalls gibt man ſich redlichere Mühe, als die Franzoſen ſeinerzeit mit den Chineſen, ohne bloßes beluſtigtes Kichern den Japanern gerecht zu werden. Die Zeit iſt weniger ſelbſtſicher und inſofern geeigneter, die bewundernswerte äſthetiſche Verfeinerung auf ſich wirken zu laſſen, zu der ſich jenes Volk im Laufe einer langen, nach außen abgeſchloſſenen Ziviliſation erzogen hat.

So geht, noch mit der Entente von Empire und Oſtaſien, die Führung doch auch jetzt von dem alten europäiſchen Herrſchaftslande der Mode aus. Wir ſind etwas empfindlich geworden, das Vorbild uns von Frankreich diktieren zu laſſen, aber wir holen es freiwillig von ihm und aus dem Muſeum der franzöſiſchen Koſtümgeſchichte. Dagegen ſteht es mit einem anderen Ideal des mondänen Geſchmacks heute nicht mehr ſo, da iſt die Losſagung eine wirkliche geworden. Die „anmutige Franzöſin“ iſt im alten Sinn nicht mehr. Es gibt ſie ſo viel oder ſo wenig, als es ſie je gegeben hat. Aber ſie rumort nicht mehr

Römiſche Büſte einer Germanin.
In der Eremitage zu Petersburg.

wie einſt in ſehnſuchtsvollen Phantaſien, männlichen und weiblichen, nicht mehr im Feuilleton und in Romanen. Die Pariſerin a cessé de régner, wie nacheinander Frankreichs Dynaſtien. Man gibt keine Bulletins durch die Zeitungen mehr aus über ihr tägliches Tun, ihre Launen, ihre Pikanterien und über die Geheimniſſe ihrer Kosmetik. An ihrer Stelle iſt ohne viel Aufhebens beim Thronwechſel die Germanin erſchienen. Vorderhand vertreten durch die Angelſächſin.

Die Selbſtverſtändlichkeit aller Welt iſt einig geworden, die vollkommenſten Erſcheinungen ſchöner Frauen ſich in England vorzuſtellen, und mit dem altvornehmen England konkurriert die junge angelſächſiſch charakteriſierte Großmachtbildung Nordamerika. Sie konkurriert ſchon etwas mit bewußtem Nachdruck und vernehmlichem Geräuſch. Hier werden in der Tat jene Bulletins, die einſt aus Paris kamen, wieder aufgenommen. Es gibt in Nordamerika ganze illuſtrierte „Magazine“, die kaum anderes bringen, als die Bilder der Tagesſchönheiten, der Theaterdamen und Artiſtinnen, der Photographen- und Malermodelle, der Repräſentantinnen, ja vielleicht der Probierdamen. Aber auch auf dieſer Seite des Ozeans unterhalten die Zeitungen uns aufs intimſte über die Mittel, wodurch die amerikaniſche Rekord-Schönheit entſteht und ſich erhält.

Immerhin, dieſe Mittel ſind keine chemiſchen. Es ſind Bewegung, Sport, zweckvolle Geſundheitspflege, allgemeine und ſpezielle Maſſage und derlei mehr. Das iſt etwas

recht anderes, als einſt die jeweils allerneueſten Puder und Schminken und Cremes, die ſo untrennbar waren vom franzöſiſchen Geſchmack. Die geſamte Vorſtellung von großer Welt und von gefeierten ſchönen Frauen hat ſich überhaupt von den romaniſchen Völkern abgewandt. Nicht bloß aus politiſchen, ſondern auch aus Gründen hygieniſcher Richtungen. Selbſt wenn wir kunſthiſtoriſch werden, führt uns der Gedanke ſchöner Frauen ſogleich zu Reynolds, Romney, Lawrence, Gainsborough. Um ſo leichter hat der aktuelle wie der künſtleriſche Liebhabergeſchmack denn auch die beſondere Wendung in das Blonde vollzogen. Und jene alte grobe Kunſt der Eſſenzen muß allenfalls dem unterliegenden Typus helfen, in einem verwegenen Bernſteinblond zu zeigen, daß er auch hier mitzumachen den unverlorenen Modeſinn beſitzt.

Römiſcher Kopf einer „Germanin“. Im Britiſchen Muſeum zu London.

Engländerinnen und Amerikanerinnen gelten vor der Gegenwart, und nicht wenige von ihnen werden Ereignis, wo ſie erſcheinen. Auch und gerade in Paris, in der Geſellſchaft, und auf den Brettern oder Bretteln noch mehr. Was ungefähr mit dem einſtmaligen Auftreten der ſchönen Miß Anderſon ſich als Prophezeiung ankündigte, iſt heute vollzogen und anerkannt: die Eroberung der Hauptſtadt der Moden durch den angelſächſiſchen Schönheitsgeſchmack.

Von der nicht minder germaniſchen Deutſchen wird in dieſem Sinne zwar kein Aufhebens gemacht.

Das liegt nun freilich ſchon an anderen Dingen, als an der wahrſcheinlich ungenügenden Mitberechtigung. Es liegt teils daran, daß die deutſche Frau, was man nicht

beklagen wird — auch die des höheren Adels, der sehr schöne Frauen aufweist, — vorderhand wenig Neigung für Publizität solcher Art besitzt. Zu anderen Teilen liegt es daran, daß die Berufsschönheiten aus minderer Sphäre, die ja gutenteils deutscher Abkunft sind, dem Publikum durchweg als Sisters so und so, „The" X. X. oder auch immer noch als La belle N. vordressiert werden.

Endlich Skandinavien. Da gibt es in allen Schichten nicht selten ganz besonders schöne Erscheinungen, die sich über den im ganzen mehr gesunden Durchschnitt erheben. In Schweden, dem von den drei Nordreichen hier wohl der Vorrang gebührt, hat man denn auch mit der fragwürdigen Mode der Schönheitswettbewerbe schon begonnen. In diesem Lande haben, bei dem naiveren und anständigeren Vertrauen, das dort in vielen Dingen herrscht, gebildete Damen daran teilgenommen, und ihre preisgekrönten Bilder sind auch auf dem Festland dem Publikum durch illustrierte Blätter zur Kenntnis gebracht worden.

So tragen auch diese Dinge dazu bei, den öffentlich gewordenen Schönheitsvorrang des germanischen Typus weltläufig zu bestätigen. Und damit ist nun dieser auf eine neue — und selbständigere — Weise wieder so weit, als vor 1900 Jahren schon, da im kaiserlichen Rom die Germaninnenmode begann. In merkwürdiger Zähigkeit hat damals dieser für Rom unnationale Geschmack angedauert, der die römischen Damen, soweit sie nicht färbten, zu den falschen Haartouren aus dem massenhaft von Deutschland importierten blonden Frauenhaar hat greifen lassen. Aber diese eigenartige römische Kulturerscheinung ist mehr als eine bloße äußerliche Laune. Hand in Hand mit dem Modegeschmack geht die allgemeine Bewunderung und Phantasie. Diese trotzigen Germanen, die auf dem Varusfelde die römische Weltherrschaft abschütteln, was kein Volk bisher vermocht, sie und ihre blonden Frauen werden und bleiben für das langsam degenerierende Rom das schöne Volk, der herrliche, beneidenswerte Typus hochgewachsener, schlanker, gesunder Menschen von natürlich zarten und frischen Farben. In Lob und Übertreibung entzücken sich die Berichterstatter, die sie je im eigenen

Sogenannte Thusnelda oder trauernde Germanin.
Römiſche Skulptur in der Loggia dei Lanzi
zu Florenz.

Lande geſehen, und mit hinzufügenden Akzenten ſchreiben weitere Schriftſteller jenen nach.

Einer ſolchen Geſchmacksſtrömung folgt dann immer auch die Kunſt. Uns ſind von den Germanendarſtellungen der Römer eine ganze Anzahl erhalten, Büſten, Reliefs, Statuen in ganzer Figur, um von den kaiſerlichen Siegesſäulen ganz zu ſchweigen. Betrachten wir ſie mit den wißbegierigen Augen der zuſtändigen Nachkommen, ſo erhalten wir einen angenehmen und ſchmeichelhaften Eindruck. Aber dies ſollte doch nicht verführen, ſo gänzlich nun auf die kritiſche Frage zu verzichten. Schon bei den Männern fällt die regelmäßige Schönheit der Geſichtszüge auf, gleichviel ob im Einzelfall der Künſtler ſich um eine gewiſſe Echtheit des „Barbariſchen“ bemüht hat oder nicht. Vollends aber vergeſſen wir bei den Frauen die Herkunft aus dem „Naturvolk“, wie man das antike „Barbar“ dem Sinne nach am beſten überſetzt. Der Reſt von Hindeutung ſind die offenen Haare, und ſogar ſie ſind zuweilen noch mit römiſch feiner Sorgfalt gepflegt und anmutvoll gewellt. Die Geſichter aber ſind höchſt überraſchend und ſchlechthin nicht für uns begreiflich.

Es ſind Bildungen und Züge, wie ſie ſonſt nur nach jahrhundertelangem Einfluß eine hochentwickelte äſthetiſche Kultur den ſchönſten Vertretern oder Vertreterinnen eines ganz vornehmen Volkes gibt. Dieſe Germaninnen der römiſchen Bildhauer zeigen das klaſſiſche eirunde Oval des Geſichts, das uns ſonſt vertraut iſt durch die hohen Göttinnen der Hellenen oder

Naturabformung einer Frau des 12. Jahrhunderts.
Original in der St. Fideskirche zu Schlettſtadt.

durch die Madonnen eines ſchon wieder von der Antike neu berührten Raffael und Soddoma. Ferner haben jene Germaninnen durchweg jenes „griechiſche Profil“, das die ſtreng geſchnittene Naſe mit gerader, breiter Naſenwurzel, ohne Senkung, anſetzen läßt an eine bogig fein gewölbte Stirn. Es fehlen nicht die harmoniſch weitgeſtellten großen Augen der Antike und nicht der ausdrucksvolle Mund bei kurzer Oberlippe. Und in allem endlich haben die römiſchen Germaninnen jene glattflächig edle Meißelung der Züge, die nirgends eine Aufdringlichkeit der Knochenplaſtik unter der Haut zuläßt, weder herausſpringende Bogen der Augenbrauen, noch die eckige Andeutung der Jochbogen unter den Wangen oder endlich ein unzartes Hindeuten auf die Exiſtenz des Kiefers. Alle dieſe Germaninnen vermöchten ohne weiteres auch vollendet ſchöne Griechinnen zu ſein, mögen ſie im Einzelfall eher an die liebliche Perſephone der Münchner Glyptothek erinnern oder an die in edler Haltung daſtehenden ermüdeten Amazonen und endlich im dritten Falle, wie ein Germaninnenkopf des Britiſchen Muſeums, an eine großzügig üppige, vollwangige Bacchantin. Allenfalls das Haar unterſcheidet ſie von Griechinnen; dieſem bleibt es vorbehalten, daß es den erwünſchten Eindruck des Barbariſchen vermitteln muß. Und vielleicht noch, wie bei der ſtehenden Germanin oder „Thusnelda“ in der Loggia zu Florenz, eine einzelne Andeutung im Gewande, das, ſonſt dem langen attiſchen Chiton gleichend, in feiner Fältelung an dieſen edlen Gliedern niederfließt.

Oft genug hat man die Germaninnenſchöpfungen der Römer abgebildet. Aber ſchwerlich hat ſich ein einſpänniger Denkender der Erwägung überlaſſen, wie ſehr doch unſere germaniſchen Frauen von heute durch ſolche Ahninnen beſchämt ſein müßten. Sollte wirklich das ſein, daß nach bald zwei Jahrtauſenden Berührung mit der Ziviliſation unſer Volk nun wieder ſo weit hinter der wahrhaft klaſſiſchen Schönheit zurückbliebe, die es einſt ſchon als waldſiedelndes Bauernvolk gehabt? Und wie ward es möglich, daß der ausgeſprochen griechiſche Typus jener Germaninnen ſo völlig verloren gehen konnte? Daß er ſo ſpurlos einem anderen Platz gemacht hat, der weder

Vornehme mittelalterliche Frau. Skulptur im Naumburger Dom.

jene eigenartige Verbindung von Stirn und Naſe kennt, noch ſonſt die ſchöne vollflächige und ſtrenge Meißelung der Züge aufzuweiſen hat? Etwas gänzlich Neues, Junges erſt wäre dieſer in leichter konkaver Schwingung geführte Naſenrücken, der uns in ſeiner reizvollen Keckheit einer zierlich feinen Naſenſpitze gleich ſehr an Englands Schönheiten entzückt, wie an denen Amerikas, Skandinaviens und überall der eigenen Heimat auch?

Aber nehmen wir an, dem wäre wirklich ſo. Die Entwicklung wieſe von den Freundinnen Thusneldas bis zu uns her in der Tat eine ſo völlige Umformung auf. Dann müßten wir als mittlere Station dieſer Veränderung das Mittelalter finden; es müßte gewiſſermaßen das Gleichgewicht zwiſchen beiden Typen halten und ſie äſthetiſch vermitteln. Das iſt aber durchaus nicht der Fall. Das mittelalterliche Frauengeſicht in Deutſchland kennen wir genügend ſicher und genau aus zahlreichen Kunſtwerken, die durch keinerlei Fremdes beeinflußt wurden,

zum Beiſpiel aus den vielen vortrefflichen Skulpturen und Statuen an Portalen und Pfeilern der großen Kirchen oder auch durch Grabſteine, minder gut durch die im ganzen noch zu rohen Malereien. Prüfen wir dies Material, ſo iſt das Ergebnis das einer mittelalterlich deutſchen Frauenerſcheinung, die in ihren Zügen abſolut nichts an die Antike Erinnerndes bewahrt, ſich dagegen mit dem heutigen Typus gut verträgt. Nur iſt es keine edlere Gattung des letzteren. Dieſe Frauen wirken, ſelbſt wenn ſie Fürſtinnen darſtellen, nicht vornehmer als der heutige einfache Durchſchnitt, eher im Gegenteil. Von Thusnelden — antik überlieferten — iſt in ihnen nichts.

Vornehme mittelalterliche Frau. Skulptur im Naumburger Dom.
Seitenanſicht nebenſtehender Abbildung.

Wir haben aber weitere Quellen, die noch ſicherer authentiſch ſind. So gibt es ein gar ſeltenes und merkwürdiges Stück, den über der Natur geformten plaſtiſchen Abdruck einer vornehmen elſäſſiſchen Frau, die zur beginnenden Minneſängerzeit gelebt hat (Abb. Seite 94). Und es gibt aus den Gräbern die vielen, vielen Schädel, aus frühmittel-

Deutſche Dame von 1828. (Kornelia Vetterlein.) Aus der Schönheitengalerie König Ludwigs I. von Bayern.

alterlicher bis hinauf zu ganz altdeutſcher Zeit. Zwar erzählt ja von den Geſichtszügen, die einmal das Leben hat lachen und ſorgen machen, ſo ein armer, von der Gräberſchänderei der Wiſſenſchaft herausgeriſſener Schädel nichts. Und doch — man kann ihn dazu bringen. Ein kundiger, gewiſſenhafter Anatom vermag über das knöcherne Gerüſt ein wächſernes Leben wieder zu formen, das durchaus nicht willkürlich iſt. Man hat das getan, und die auf ſolche Weiſe „rekonſtruierten“ alten Deutſchen ſtehen den Köpfen ſehr nahe, die die mittelalterliche Kunſt gebildet hat; ſie beſtätigen ſie. Geht man auf Einzelheiten ein, ſo läßt ſich die Naſe nennen, die durchweg unbedeutend gegenüber der antiken iſt, die Kiefernbildung, die einen gröberen und oft vorgeſchobenen Mund andeutet, das geringe Breitenverhältnis der Stirn im Vergleich zu den Jochbogen, die auffällig das Geſicht beſtimmt haben müſſen, was ſich in den deutſchen Madonnen des 15. Jahrhunderts noch andeutet; auch wohl Unebenheit und Buckelungen der Stirne fallen auf. Kaum ein paar Jahrhunderte nach jenen wohlgebildeten Germanen und griechiſch edlen Germaninnen der Römer müßten alſo die Deutſchen ſich recht „geeſelt“ haben, wie man zu ſagen pflegt; ſie müßten ſich ganz auf einmal von hoher Schönheit ins Gewöhnliche zurückentwickelt haben.

Das iſt in ſolcher Schroffheit aus einer Reihe von anthropologiſchen Gründen und kulturgeſchichtlichen Be-

obachtungen ausgeſchloſſen. Aber wenn dem ſo iſt, wie kamen die Römer zu ihren klaſſiſchen Thusnelden? Ja nun, in einem Wort geſagt: ſie erfanden ſie. Sie wollten ſie ſo ſehen und erkünſtelten Bilder, die jener idealiſierenden Phantaſie entſprachen, welche nun einmal den Römern für die Germanen geläufig war.

Süddeutſche Dame, 1829. (Anna Kaula). Aus der Schönheitengalerie König Ludwigs I. von Bayern.

Jede Zeit erlebt dies, daß ein Volk bei den übrigen in den beſonderen Ruf der Schönheit gelangt. Je weniger man dabei von dieſem Volke perſönlich ſieht, deſto beſſer für die Phantaſie. Bei uns Neueren genießen ſolchen Ruhmes beiſpielsweiſe die von orientaliſchen Verſchleierungen umwobenen Cirkaſſierinnen der Harems, oder die Jüdinnen von Tunis und Algier. Ferner noch immer — etwas ausſterbenderweiſe — auch die Italienerinnen „als ſolche“. Bädeker zwar iſt weiſe und hüllt ſich in Schweigen. Aber ſein temperamentvoller braunroter Kollege Gſell-Fels erzählt dem Italienpilger bei einem Dutzend von Orten von den dortigen berühmt ſchönen Frauen. Und er hört es ja zum Glück nicht, was der gläubige Pilger ihm wünſcht, wenn er dann von dieſen Neſtern wiederkehrt. Nicht ganz anders war es bei den Römern mit den Germanen, auf deren rückhaltloſe Bewunderung ſie geſtimmt ſein wollten und auch blieben. Unter ſolchen Umſtänden fällt jeder Einwand eines Zeitgenoſſen bei der communis opinio unter den Tiſch.

Hören wir ganz allein die Römer, ſo denken wir leicht, daß unſere alten Vorfahren Mann für Mann vollkommen waren und die Frauen eine neben der anderen herrlich

anzuſchauen. Erſt wenn wir die Germanen ſelbſt fragen, verträglicht ſich dies allzuſchöne Bild. Denn ihre volkseigenen Erzählungen, Erinnerungen, Anekdoten und Sagen enthalten Aufſchlüſſe ſolcher Art für uns, ebenſo gewiſſe Rechtsſätze, Sprichwörter, Gebräuche, Schwänke. Und nicht zuletzt die der Perſönlichkeit angehängten Beinamen, für die jene, als ein allerdings auf die Erſcheinung empfindlich achtendes Volk, beſondere Vorliebe hatten. Da iſt doch recht viel die Rede von tapferen, aber peinlich kleinen Heerführern und von ſchwächlichen oder breſthaften Königsſöhnen. Zu der römergerühmten ſchlanken „Turmhöhe" der germaniſchen Krieger, zu der der römiſche Soldat „aufſpringen" mußte, um überhaupt jene tödlich zu treffen, paßt es etwas beluſtigend, wenn wir in Wirklichkeit eine ganze Anzahl germaniſcher Falſtaffe als Heerführer aus denſelben Kriegen kennen. König Chnodomar der Alamanne war ein rechter Dickſack, und ſowohl der Oſtgote „Mammo" wie der Weſtgote „Wamba" mußten dieſe ſprachgerecht von ihrer Fleiſchigkeit und Wamſtigkeit genommenen Spitznamen vor dem ganzen Volke leiden. Trotz den Römern kommt alſo der neudeutſche Dekorationsmaler als Hiſtoriker zu ſeinem Recht, wenn er in den altdeutſchen Bierſtuben das ſchöne und unvermeidliche Lied verewigt: „Sie ſaßen auf beiden Ufern des Rheins und lachten und tranken immer noch eins." Daß ein paar Jahrhunderte ſpäter Karl der Dicke nicht mager war, weiß jeder Schulknabe, und Karl der Große war nach der Schilderung ſeines getreuen Einhard von kurzem Hals, feiſtem Nacken und hervorragendem Bauch (venter projectior). Es läßt ſich auch noch andersartiges aufzählen. Ein chriſtlicher Gote des großen Theoderich, der Daniel getauft iſt, heißt bei ſeinen Bekannten nur der Igel und unterſchreibt ſich ſogar ſo, „Igila". Ein Langobarde heißt „Zotto" mit dem Spitznamen, und ſo ſpüren wir individuelle Einſchränkungen eines allzu idealen Menſchenſchlags genug.

Mit alledem wollen wir die älteren Deutſchen, die ſich ſo ſchon vieles gefallen laſſen müſſen, nicht herabſetzen in dem Lobe, das ihnen der Volksfeind ſpendete. Daß ſie tatſächlich gutgewachſene Leute und im Durchſchnitt eine

Kleinigkeit größer waren als das heutige Geſchlecht, bezeugen die Skelette der aufgegrabenen Reihenfriedhöfe. Sie bezeugen ferner, daß Verhältniſſe und Lebensweiſe günſtig dafür geweſen ſind, vielen einzelnen Perſonen eine oft außerordentliche Größe zu geben. Ferner haben wir die ſogenannten Moorleichen aus den alten Jahrhunderten. Deren vom Torf gegerbte und erhaltene Muskulatur hat vor der anatomiſchen Prüfung bewährt, daß dieſe Leute an Kraft und Ausdauer den zum Vergleich herangezogenen Kieler Matroſen-Artilleriſten, die ausgeſucht ſtarke Leute ſind, überlegen geweſen ſein müſſen. Was wir mit obigem überhaupt in Frage ſtellen, war keineswegs die geſunde Stattlichkeit der Germanen. Sondern allein die veredelte und ausgeglichene Stiliſierung ihrer Schädelplaſtik und Geſichter. Zunächſt wollten wir die Neigung der Römer zum bewundernden Generaliſieren durch einige Stichproben von der Gegenſeite verdeutlichen.

Aber prüfen wir nun neben den erhaltenen Kunſtwerken die literariſchen Quellen genau, ſo ergibt ſich gar kein eigentlicher Widerſpruch zu dem bisher Dargelegten. Was die Römer außer dem Wuchs, der Kraft und Geſundheit noch einzelnes in den Berichten rühmen, ſind nicht die Geſichtszüge, ſondern ſind die Farben. Das Blond des nördlicheren Volkes in all ſeinen Schattierungen von Rot bis zum hellen Flachs macht ihnen ſo großen Eindruck, dazu die blauen Augen mit ihrer Treuherzigkeit oder mit ihrem ſcharfen Trotz. Die Roſen- und Lilien-

Deutſche Dame, 1834. (Gräfin Holnſtein, geb. Freiin v. Spiering.) Aus der Schönheitengalerie König Ludwigs I.

farbe seines Alamannenmädchens Bissula besingt der alte Feinschmecker und römische Gallier Ausonius. Den milchweißen Hals und das rosige Antlitz der schönen Wilithuda preist der gallische Bischof Venantius Fortunatus, der immer auf diese Dinge acht gibt, nur daß er leider nicht auch ins Einzelne geht, wo er seine Schönheitspässe der gotischen Königstöchter oder der Merowingenköniginnen ausstellt.

Auch in diesem Falle ist es möglich, die Germanen selber nach ihrem einheimischen Geschmack zu fragen. Das bemerkenswerte Ergebnis ist: die eigene germanische Ästhetik beschränkt sich noch auf Wuchs und Farben. Das lehren uns als Quelle vor allem die Eigennamen. Denn sie werden ja so gewählt, daß sie Eigenschaften ausdrücken, welche im Volke erfreuen, an Männern und an Frauen. Swanhilt, Sneburg, Wâghilt, Seoburg, Sunnihilt, Daghilt, Dagmar, so lauten solche altgermanischen Frauennamen. Die Weiße von Schnee und Schwan, die Kühle von Woge und See, das lichte Gold der Sonne, die Helle des strahlenden Tages drücken sich in ihnen aus. Und weiter dann die Eigenschaften der Stärke, der geschwinden Kraft; darum setzen sich die Namen der germanischen Jungfrauen zusammen mit dem Eber, dem Wolf, der raschen Hindin, dem starken Wisent, mit Bruna, der Bärin, oder sie sind gebildet wie Thusnelda = Thursinhilda, die Riesenkämpferin. So walkürenprächtig all das ist — die römischen Büsten passen dazu nicht.

Sie wollen ganz anderes, als jenen ehrlich sein, die sie darstellen, ganz abgesehen von der Frage, wie weit sie es vermocht hätten. Sie wollen vielmehr einem rein römischen Begehren genugtun, einem, das sich schwer mit einem Wort bezeichnen läßt. Was damit verwandt ist und uns etwas näher liegt, das sind die Stimmungen und Schwingungen, woraus seit dem 18. Jahrhundert die Erzählungen in der Art von „Paul und Virginie", die Robinsonaden, die Indianerromane oder die reizvolle Otaheitimär Pierre Lotis entstanden sind. Es ist die Naturmenschen-Sehnsucht der bildungsmüden Völker; aus dem Überdruß entsteht ihnen das Verlangen nach etwas völlig anderem, das noch frei, noch unbelastet von Kultur,

noch völkerjung, noch gänzlich unſchuldig iſt. Sehnſucht der Dekadenz iſt es, die die Paradieſe der reinen, edlen, ſchönen Naturkinder, die frei von Sünde ſind, erſchaffend träumt. Und dabei — weil die das Paradies für immer verloren haben, die es erſehnen — erhebt ſich aus dem Verjüngungsbade des Unſchuldstraumes dennoch wieder in ihrer Unverwüſtlichkeit die halbverkappte Sinnlichkeit. Das alles miteinander ſpüren wir, ſoweit wir ſenſible Nerven haben, wenn wir die etwas zu befliſſenen Römerſchilderungen von der Geſundheit und der Unbefangenheit der alten Germanen leſen; das nicht viel andere iſt es, was uns, noch ſo gedämpft, die römiſche Germanenbildnerei erzählt.

Engliſche Dame von 1844. (Lady Milbanke.) Aus der Schönheitengalerie König Ludwigs I. von Bayern.

Auf ſolche Pſychologien geht ſie, geht ihre Beliebtheit zurück. Kein anderes Motiv war es ja auch geweſen, wenn einſt als Gegenbild der Aphroditengeſtalten die griechiſche Kunſt den herben Adel der mannablehnenden Amazonen jahrhundertelang in Kopien wiederholte — im knappen Chiton des doriſchen Mädchens und ganz ohne Bekümmerung darum, daß angeblichen Amazonen, um archäologiſch brauchbar zu ſein, ein ſkythiſches Hoſengewand gebührte. Und ſo noch manches Mal in Kunſt oder Literatur hat ſich der gleiche Vorgang treibend wiederholt, bis zu unſeren Brünhilden-Opern in ihrem konventionellen, nichts weniger als archäologiſch echten Germaninnenkoſtüm.

Damit ſind die Bedingungen der römiſchen Bildhauer gegeben. Ihre Germaninnen müſſen ſchön genug ſein für

den verwöhnteſten antiken Geſchmack. Mit anderen Worten, die Künſtler ſchlagen ſeinen Anſprüchen und Unwillkürlichkeiten nicht ins Geſicht, ſie halten von vornherein ſich an das alte Schema. Dann erſt, auf der Baſis der unangerührten antiken Schönheit, fügen ſie den feinen Zug des Barbarentums hinzu, der den blaſierten Römerempfindungen ſo eigentümlich belebend wohltut, die Andeutung einer mänadiſch ſchlummernden Wildheit oder eines trauernden Gebundenſeins in die Unfreiheit. Es werden hier von der Kunſt, mit leiſer Vorſicht, genau die Saiten berührt, aus deren Schwingung der alternde Auſonius ſein Verhältnis zu Biſſula bedichtet, dem Alamannenmädchen, das er vom Rheinfeldzug, von den Donauquellen des Schwarzwalds, nach dem glänzenden Trier heimgebracht hat, um es von der geraubten „Sklavin“ im Hauſe als perſönliche Aufwärterin zum Spielzeug zu erheben.

„Delicium, blanditiae, ludus, amor, voluptas,
Barbara . . . . . .
Horridulum non solitis, sed domino venustum.“

„Horridulum“ — ein kleines Scheuſälchen für die, die nichts von dieſem falben Barbarenreiz der jungen Dienerin verſtehen. Dieſes eine horridulum des Mannes, der in der Hauptſtadt der Germanenprovinz lebt, bläſt alle in den Ateliers zu Rom geformten Idealgermaninnen in die Luft.

Entſprechend aber auch verfahren die Bildhauer im Gewand. Das echte Germaninnenkoſtüm, wenn ſie es je gekannt hätten, wäre eine unverwindbare Abſcheulichkeit für die römiſchen Kunſtliebhaber geweſen, eine unſinnige Selbſtvernichtung der Abſicht des Künſtlers, die keine ethnographiſche iſt. Darum arrangieren ſie um die geadelten Kraftgeſtalten ihrer Barbarinnen den fußbedeckenden langen Faltenfluß der griechiſchen Karyatide. Und dann erſt geben ſie die eine Nuance hinzu, die jeder leſende Römer aus der Germania des Tacitus im Kopfe hat, die Nacktheit des häuslich ſchaffenden germaniſchen Weibes an Schultern und oberer Bruſt. Keine Frau, keine halbwild naive und keine ſelbſtachtungsvolle, wird ſolchen Widerſinn des ein und ſelben Kleides tragen, wie die Thusnelda in der Loggia dei Lanzi.

Hiermit erſchöpft — oder beſtenfalls beſtimmt — ſich die Verwendbarkeit römiſcher Skulpturbildwerke für die Koſtümgeſchichte der Germanin. Jede „quellenmäßige“ Ausdeutung der Reliefs und Statuen iſt verfehlt, die dieſe Vorbedingungen verkennt. Reſpekt vor der Quelle iſt eine der wichtigſten Forderungen für die methodiſche Geſchichtswiſſenſchaft. Aber er muß deswegen noch kein ſubalterner ſein, nicht auf die ſichernden Vorfragen und auf kritiſche Vergleichung verzichten.

Und nun ſchließlich, nach Vermeidung ſo vieler Leichtgläubigkeiten, dürfen wir ſelber ſagen: Wir wollen gerne glauben, daß das Weib des alten Germanen ſchöner als das des mittelalterlichen war. Nur das Raſſenhafte, der Typus im ganzen kann kein ſo völlig anderer und auch noch kein hochziviliſierter geweſen ſein. Sonſt wiſſen wir es ja wohl, durch wie vieles die mittelalterliche Frau geengt worden iſt, am meiſten die vornehme, zu deren Darſtellung in Bildwerken ſich Veranlaſſung ergab. Die Deutſche der altgermaniſch freien Bauernzeit war ein rüſtiges, geſundes Weib geweſen, das tätig im Gehöft und auf dem Felde ſchaffte, ohne daß ſolche Arbeit für Frau oder Magd eine irgendwie überanſtrengende war. Denn dazu fehlte die ſcharfe Intenſität der heutigen Wirtſchaft. Man erntete und ſchlachtete nur, was man ſelber eſſen wollte. Hurtige Mäherinnen und Erntebinderinnen, handfeſte Meierinnen ſind es geweſen, noch keine im Maſſenakkord ſchaffenden Rübenarbeiterinnen. Plage gab es auch, aber nicht ſolche, die den Körper aufzehrte. Auch ſie gab nur geſunde, ſtarke Glieder, wie etwa das tägliche halb-

Schwediſche, bei einem modernen Schönheitsbewerb preisgekrönte Dame.

ſtändige Drehen des Quirns, des Steins in der Handmühle, der das Getreidekorn zerquetſchte, Hirſe, Gerſte, Hafer, damit man es zu Fladen und zu Grütze backen oder kochen konnte. Den ſtarken Helgi Siegmundſohn verfolgen die Feinde; da rettet ihn ein Gaſtfreund, der ihm das Schürzenkleid der Hausmagd unter den Achſeln umbindet und ihn an die Quirnmühle ſetzt; wie nun die Verfolger ins Gehöft dringen, fällt ihnen nicht weiter auf, daß das Weib am Mühlſtein mit dem halblangen Schopf ſo reckenmäßige Arme und Schultern hat. Die ganze Lebensweiſe dieſer Vorzeit iſt, bei nahrhaft einfacher Koſt mit viel Milch und Käſe, höchſt geſund und friſch. Und ſie führt ihre Menſchen beſtändig ins Freie, mit Arbeit, mit Erholung, Spiel und Tanz, bindet ſie noch nicht an ein wohlanſtändiges Frauengemach.

Ganz anders die mittelalterliche Dame in dem, was jahrhundertelang auf ſie eingewirkt hat. Mit allem Guten ſonſt der chriſtlichen Sitte iſt die Hausherrenängſtlichkeit, um nicht zu ſagen die Haremsängſtlichkeit des mittelländiſchen Kulturkreiſes eingeſchleppt in das harmloſe Land; verſchollen iſt die ungebundene Bewegung der alten Zeit. Zu Ende iſt für alle, die mehr als Bauernkinder ſind, das fröhliche Baden im Bach und Teich, der ſchreitende Tanz unter der Linde, das Spiel mit Laufen und Springen und Werfen auf grünem Dorfanger; nur noch das Epos, wenn es von der ſtarken Königin Brunhilde erzählt, hält in halber Verdunkelung die letzte Erinnerung an ſolche Spielkünſte der jungfräulichen Mädchen feſt. Die neue fremde „Zucht“ zwingt das Mädchen und die Frau der beſſeren deutſchen Kreiſe in das „Frauengemach“, deſſen Urſprung ins Romaniſche und Römiſche und ferner bis zurück ins Joniſche und Altorientaliſche führt. In der Kemenate iſt der Platz der Frau, dort ſind ihr nebſt Töchtern und Mägden als ſitzende Beſchäftigung die Handarbeiten für Kleidung und Hauszier zugewieſen, wofür der Bedarf jetzt ſo geſtiegen und zugleich verfeinert iſt. „Schmal“ iſt das Leitwort ihres weiblichen Daſeins geworden. Schmal und von korrekten Regeln überwacht iſt ihr Anteil an der Geſelligkeit des Mannes, die ins Haus

kommt; ſchmal bemeſſen ſind die Tage, daß auch ſie einmal zu Anderen, ja ſelbſt, daß ſie ins Freie und ins Grüne kommt. Und wenn ſie hinauskommt, verhüllt ſie hart und laſtend eine ſchwere Kleidung; noch vom Haar ums Kinn, zuletzt ſogar über das Kinn und die Stirn, ziehen ſich die „Gebende“; dieſe ſind nun für das Erſcheinen der ſittſamen Frau ſo unerläßlich geworden, wie für die Sarazenin im Kreuzzugslande die dichten Geſichtsſchleier. Schmal endlich ſoll ſie ſelbſt ſein, dürftig und engbrüſtig im Körperlichen. So hat es zuerſt das weltflüchtige Ideal der Frömmigkeit verlangt und ihm folgend dann auch der Geſchmack der Wohlanſtändigkeit. „Reiſern“ vom Baum ſollen ſie gleichen oder „Kerzen“; ein Verslein reimt: „Mit Maßen lang, zur Mitte klein, gerundet ſchwank.“

Ein Typus moderner amerikaniſcher Schönheit angelſächſiſcher Abkunft.

Das ſind dieſe gotiſchen Fürſtinnen und Herrinnen, die in Stein als Heilige an den Kirchentüren, als Stifterinnen und Schenkerinnen um die Chorumgänge ſtehen. Dort haben wir auch ihre Geſichter, die Einzelheiten ihrer Züge. Überſetzen wir ſie ins Leben von heute: Nähmädchen ſehen wir und Handwerkerfrauen. Man achte vollends auf ihr Lachen, wenn ſie einmal ſo unfrei herauszupruſten wagen, wie die eine der ſteinernen Frauen im Naumburger Dom (Abb. Seite 96 u. 97).

Wie ſollen ſie anders ſein? Nach aller Erfahrung formt nur ſchon erbliche Bildung die Geſichter einer Geſellſchaft zu veredelten Zügen und führt dann auch zu innerlich freiem und ſicherem Ausdruck. Der Frau der Minneſängerzeit hat ihre Erziehung nur gerade gereicht zur korrekten Befangenheit und daneben zu allerlei

ſchlimmer Verlogenheit und Liſt. Ein von Selbſtachtung und ernſterem Inhalt geleitetes Frauenweſen wird die Deutſche erſt nach der Minnedichterzeit und nach der Periode der patriziſchen Vergnügungsüppigkeit des ſpäten Mittelalters. Alſo ſeit der Reformation. Das ſpricht nun auch ſchon etwas aus ihren Zügen. Sie ſind zwar, ſo fürſtlich oder vornehm ſie ſonſt ſein mögen, auch jetzt noch nichts weniger als typenhaft ariſtokratiſch. Sie bleiben für unſeren Begriff noch immer bürgerlich oder haben etwas wie hübſche Bauernmädchen und ſtattliche Bauernfrauen. Immerhin, es ſieht nun ſchon eine Perſönlichkeit aus ihnen. Am eheſten gilt das für den in der Kultur vorausſchreitenden Süden und Weſten des damaligen Deutſchland. Die Weiblein dagegen, die man aus der Cranachſchen Werkſtatt im norddeutſchen Wittenberg vor uns ſtellt, ſtecken überraſchend genau mit Körpern und Geſichtern noch jetzt im mittelalterlichen Ideal.

Ein echtes Zielbild deutſcher Frauenerſcheinung heranzubilden, ſind auch die Jahrhunderte ſeit der Reformation nicht geeignet geweſen. Der ernſte Anlauf zu deutſcher Eigenart geht ſchnell vorüber. Mehr denn je wird die Nation von der Fremdtümelei wieder beherrſcht, die ganze Einſchätzung eines Schönen oder Ariſtokratiſchen wird aus dem bourboniſchen Frankreich entlehnt. Endlich, ſpät, verlieren die Mouche und die, zu ſchwarzen und braunen Augen weißgepuderten Haare ihre Modeherrſchaft. Es tritt, anſtatt jenes geſellſchaftlichen Geſchmacks der künſtlich altgemachten jungen und der dickgeſchminkten wirklich alten Damen, ſieghaft die neue Äſthetik der Geſundheit und der Jugend auf den Plan. Der Umſchwung geſchieht im engen Zuſammenhang mit dem allgemeinen Kampfe der Rouſſeau- und der Klopſtockzeit für die „Natur“. Und England iſt es, wo dieſe nunmehrige — auch in Frankreich ſelber lebhafte — Oppoſition gegen den Bannkreis von Verſailles das hoffnungsreiche Füllhorn ihrer Nachahmungen und ihrer Ideale holt, von der engliſchen Verfaſſung bis zu den ungepudert blonden Haaren. Und dazu aber auch den Eislauf, den Klopſtock dithyrambiſch beſingt, die Seebäder, das geſunde engliſche

Angelſächſiſche Schönheit (Miß Anderſon).

Landſquireleben mit ſeinen Fuchsjagden, Geſellſchaftsunterhaltungen im Freien, Spaziergängen und Ballſpielen auf dem grünen Raſen. Das „denkende“ Feſtland trägt ſich engliſch in Mode und Kleidung, der Begriff der cour, des Hofes, wandelt ſich in den eines verallgemeinerten high life, die Sänften wandern in die Winkel, die Damen

reiten, man beginnt zu baden und Sportſpiele zu treiben, und in der Literatur begegnet uns, von Leſſings etwas verunglückter Miß Sara Sampſon an, die ſchöne, natürliche, unſchuldige und edle Engländerin.

Die Englandmode kommt als raſche ſtarke Welle, und gleich ihr rauſcht ſie diesmal noch vorüber. Aber dafür vollzieht ſich in Deutſchland, durch Befreiungskriege und Romantik, die Aufſtellung eines deutſchen Mädchen- und Frauenbildes. Wenn dieſes in erſter Linie ſeeliſch gedacht iſt, ſo gehören doch auch die einheimiſchen Farben zu dieſer minniglichen Holdſeligkeit, die von den Lyrikern beſungen und von der erzählenden Dichtung geſchildert wird.

Etwas Kindliches bleibt hierin. Noch iſt es mehr der blondgezopfte ideale Backfiſch, den dieſe Poeſie umſchwärmt, als eine vollgültige, auf beſtimmte Kultur gegründete Schönheit germaniſchen Frauentums. Es fehlt eben ſolche eigenheimiſche, nicht mehr franzöſiſche Kultur, und es handelt ſich darum, ſie zu ſchaffen. Und nun beſinnt man ſich noch einmal auf England. Zum zweiten Male verlernt man das Sichluſtigmachen über die Briten, das uns die Franzoſen ſo viele Menſchenalter hindurch ſuggeriert haben. Endgültig erkennt man, daß durch alle die Jahrhunderte, wo Deutſchland mit den Minnerittern „courtois“ oder mit den Hofherren à la mode war, England von dem friſchen Spiel- und Geſundheitsweſen und der Natürlichkeit der alten Germanen das Beſte bis an die neue Zeit herübergefriſtet hatte; es hatte niemals gänzlich die freiheitgewährende Achtung der Frauen verloren, die einſt ſchon die Germanen gekannt. Dieſe Urſachen ſind es, denen England aber auch ſeine ſchönen und ariſtokratiſchen Frauen verdankt und wodurch es dieſen Ruhm mit kulturgeſchichtlicher Berechtigung verdient. Ich meine natürlich nicht, daß die engliſche Frauenſchönheit aus dem Germanentum als Mitgift ererbt wurde. Darüber iſt ja vorhin genug geſagt worden. Vielmehr ſo: England hat aus einem geſunden germaniſchen Material, bei hinzutretender guter und bald ſehr feiner Ziviliſation, die Schönheit ſeiner Frauen in der Hauptſache mit germaniſchen Mitteln erzogen: durch Natürlichkeit, Selbſtachtung, Bewegung allerart

in freier Natur. Es wird auch hier kein festgeprägter Typus bloß geſchichtlich konſerviert. Sondern es wird von kultivierter und deshalb gleichartiger Einwirkung ein ſolcher zurechtgeformt. In England entſteht ein nationaler Typus, ſo daß man heute, bei allen individuellen Nuancen, von engliſchem Ausſehen ſprechen kann.

In unſerer ganzen Geſchichte liegt es, daß bis heute von dem Ergebnis einer gleichgerichteten deutſchen Entwicklung, von einem annähernd vorhandenen Typus noch keine Rede ſein kann. Was wir haben, ſind keimende derartige Wünſche, beginnend begriffene Verpflichtung. Und dazu das Material, in ſeiner ſtarkgemengten Vielgeſtaltigkeit und all ſeinen Schattierungen. Die ganze Arbeit eines anthropologiſchen Ausgleichs — beſtimmter ſicherer Erſcheinungsanforderungen und ihrer feinen unmerklichen Einflüſſe auf die Heranwachſenden und auf die Fortzeugung der Generationen — liegt erſt vor uns, in der Zukunft. Als Möglichkeit, aber auch als Wahrſcheinlichkeit, wie die Erfahrung aller geſchloſſenen und bewußten Nationen lehrt, was wir ſelber jetzt zu ſein beginnen. Auch die allgemeinere Sachlage iſt dem nur günſtig. Nur zwar muß man dabei von der „Kunſt“ abſehen; ihr iſt das Germaniſche wohl durch die allzu viele Zuckerpupperei um 1870 verleidet, ſo daß ſie dafür ſich durch den wilden Typenmiſchmaſch der Großſtädte oder der Bohême entſchädigt. Was mächtiger und auf die Dauer beſtimmend ſein wird, das iſt, daß heute das angelſächſiſche Ideal hohe Geltung hat. Es iſt aber mit unſerem Volkstum am gleichen Baum in oberen Zweigen gewachſen. Sein allgemeiner Sieg hängt nicht zuletzt zuſammen mit unſerer Emanzipation von Frankreich. Und als ein nicht gegenſätzlich Fremdes, ſondern als ein eng Verwandtes wird es die Entwicklung bei uns befördern, viel eher als daß es ſie ablenkend ſtören und durchkreuzen muß.

Häusliche Weihnachten.

Mein liebes Weib! Die Weihnachtsglocken
Erneuern ihren Wettgeſang,
Und mit herzinnigem Frohlocken
Begrüß' ich den vertrauten Klang.

Vertraut und fremd! Gar oft vernommen
Und ſüßer doch als je zuvor.
Ein leiſes, heiliges Willkommen
Schwingt mit in ihrem Feierchor.

Was nur im Traum mir war beſchieden,
Das halt' ich und das heg' ich heut:
Dir, meinem Glück, dir, meinem Frieden,
Gilt meiner Seele Feſtgeläut.

Als über meines Hauſes Schwelle
Zum erſten Male trat dein Fuß,
Da ward es plötzlich warm und helle
Wie von der Sonne reichſtem Gruß.

Du mit der Sonne treu verbündet
Und ſelber Sonne dieſem Haus,
Die Lichter, die du drin entzündet,
Die löſchen niemals wieder aus.

Erwärmt vom Strahl der Weihnachskerzen
Sprießt ſchon empor des Frühlings Keim;
Ich halte dich an meinem Herzen,
Und du und ich — wir ſind daheim.

Ludwig Fulda.

Die Gattin des Künſtlers.
Gemälde von John Quincy Adams.

Die Gefangenen auf der Plaſſenburg.

Von Jakob Waſſermann.

Bis in die napoleoniſche Zeit war die Plaſſenburg ein Sitz hochadeliger Herren geweſen. Noch heute bietet ſie ein ſtattliches Anſehen mit kyklopiſchen Mauern, ſchönen Toren, mächtigen Türmen, zierlichen Erkern und Rundbögen, Baſtei und Rondell, das Ganze in anmutig bewaldetem Hügelland über der fränkiſchen Stadt Kulmbach auf beherrſchender Höhe gelegen. Es hauſten hier die Grafen von Andechs, die Herzöge von Meran und das berühmte Geſchlecht derer von Orlamünde; hier ſpann Markgraf Johann, der Alchimiſt, ſeine goldſucheriſchen Träume, verübte Friedrich der Unſinnige ſeine Greuel, verſammelte der wilde Albrecht Alkibiades die Söldnerſcharen, hier hielt ſich die Sachſenkönigin Eberhardine auf der Flucht vor dem ſchwediſchen Karl verſteckt; und von den Huſſiten- und Bauernkriegen bis zum großen Befreiungskampf hatten kaiſerliche, nordiſche, preußiſche und franzöſiſche Generale ihr Quartier in den fürſtlichen Gemächern. Im zweiten Jahrzehnt des vorigen Säkulums wurde aber die Burg in ein Staatsgefängnis verwandelt, und da war es mit der alten Herrlichkeit natürlich am Ende. Nichts mehr von prächtigen Gewändern, von Gaſtmahlen, Puderperücken und Waffenzier, nicht Grafen und Barone und Feldherren mit Dienertroß, Kutſchen, Pferden und Jagdhunden, ſondern fahle Sträflingsgeſichter hinter verſchloſſenen Fenſtern, verzweifelte Leute, entehrte Leute, enterbte Leute, eingeſperrte Raubtiere, arme Teufel, die zwiſchen den Kiefern des Schickſals zermalmt worden ſind, unwiſſende arme Teufel, die kaum wiſſen, wie ihnen geſchehen iſt, Verführte, Beleidigte, Beſeſſene, Abenteurer, Böſewichter, Schwachköpfe, ein Muſeum des Elends, der

Schande, der Wut, der Reue und der Hoffnungsloſigkeit. Die Prunkräume ſind zu zahlloſen kleinen Zellen verbaut, und wo man vordem geſcherzt, geſchmauſt und ſich vergnügt hatte, da iſt jetzt eine Heimat der Seufzer und der böſen Träume und vor allem: eine Stätte des Schweigens.

Vor allem dies: eine Stätte des Schweigens. Denn dreißig Jahre lang bis zum Ausbruch der deutſchen Revolution, bis zu den Tagen, wo die folgende Geſchichte ſpielt, beſtand für die Häftlinge der Plaſſenburg eine eigentümliche und furchtbare Strafverſchärfung: es war ihnen nämlich aufs ſtrengſte verboten, miteinander zu ſprechen. Sowohl im Arbeitsſaal, als auch während des Aufenthalts im Hof hatten die Wärter hauptſächlich darauf zu achten, daß kein Gefangener an den andern das Wort richtete, und daß ſelbſt durch Zeichen keinerlei Verſtändigung vor ſich gehe. Auch in den Einzelzellen war es verboten zu ſprechen, und ein regelmäßiger Wachdienſt auf den Gängen hatte ſich von der Einhaltung des Gebotes beſtändig zu vergewiſſern. Hatte ein Sträfling eine wichtige Meldung zu erſtatten, etwa in bezug auf ſein Verbrechen oder wenn er ſich krank fühlte, ſo genügte dem Wärter gegenüber das Aufheben der rechten Hand; er wurde dann in die Kanzlei geführt. Zeigte es ſich dort, daß er von dem Vorrecht in mutwilliger oder überflüſſiger Weiſe Gebrauch gemacht, ſo unterlag er derſelben Ahndung, wie wenn er ſich unverſehens gegen die Ordnung vergangen hätte: Kettenſtrafe beim erſtenmal, Auspeitſchung bis zu hundert Streichen bei wiederholter Verfehlung. Daß eine ſo unmenſchliche Maßregel in einem gebildeten Jahrhundert zu Recht beſtand, iſt kaum zu begreifen; unter ihrem hölliſchen Druck ſammelte ſich Verzweiflung wie ein Exploſivſtoff an; daß ſie endlich zur Aufhebung gelangte, dazu trug die wunderliche Begebenheit, die ich erzählen will, nicht zum wenigſten bei, obgleich in der Zeit, von der hier die Rede iſt, ein allgemein empöreriſcher Geiſt dieſem beſonderen Irrweſen zu Hilfe kam. —

An einem Märznachmittag des achtundvierziger Jahres marſchierten zwei wohlgekleidete junge Leute im Alter zwiſchen drei- und fünfundzwanzig auf der Straße von

Bayreuth nach Kulmbach. Sie hatten in ersterer Stadt ihr Gepäck mit dem Postwagen vorausgeschickt und benutzten das schöne Vorfrühlingswetter zu einer willkommenen Wanderung. Sie waren beide Schlesier, und beide waren sie oder gaben sie sich für Poeten, doch sonst waren sie einander recht unähnlich. Der eine, Alexander von Lobstien, war ein kleiner, blonder, blasser und schüchterner Jüngling, der andere, Peter Moritz mit Namen, war dick, breit, brünett, sehr rotbackig und sehr lebhaft. Sie kamen von Breslau, hatten Wien und Prag besucht und wollten nun über Weimar, wo sie die Stätten zu besichtigen wünschten, auf denen der von ihnen überaus geliebte Friedrich Schiller geweilt hatte, an den Rhein fahren. Peter Moritz, ein ruheloser Kopf, hatte den Plan, von dort aus nach England zu gehen, die damalige Zuflucht vieler Unzufriedenen und Umstürzler, sein Gefährte besaß in Düsseldorf Verwandte, bei denen er zu Gast geladen war.

Land und Leute kennen zu lernen, war bei ihrer Reise nur die vorgespiegelte Absicht; im Grunde waren sie, wie alle Jugend jener Tage, von dem Drang zur Tat und Betätigung erfüllt; in ihrer Heimat hatten sie sich an bündlerischen Umtrieben beteiligt, das Pflaster war ihnen zu heiß geworden, und sie hatten sich auf die Strümpfe gemacht, als gerade die Obrigkeit damit umging, sich ihrer zu versichern. Man war ihrer Zuvorkommenheit froh und ließ sie ungeschoren. Vor wenigen Tagen, an der Grenze von Böhmen, hatten sie durch Zeitungsdepeschen von den Berliner Vorgängen erfahren, und ihre zuversichtlich gehobene Stimmung wurde nur durch das Bedauern getrübt, daß sie nicht hatten dabei sein dürfen, wo das Volk nach langem Schmachten in Tyrannenfesseln sich endlich anschickte, für seine Rechte zu kämpfen. Dort wurden Barrikaden gebaut, wurde Blut vergossen, auch in West und Süd erhob sich alles, was nach Freiheit seufzte, und so war es denn ein Schmerz, insonderheit für den brauseköpfigen Peter Moritz, so weit vom Spiel zu sein. Seine verhaltene Erregung gab sich in einem beständigen Sprechen kund, auch lief er dem Gefährten immer um fünf Schritte voraus,

blieb dann ſtehen, perorierte, ſchwadronierte und fuchtelte mit den Armen wie ein Tribünenredner. Eine ſtillere Zeit hätte ihn nur als harmloſen Schwarmgeiſt bezeichnen müſſen, deſſen hitziger Idealismus von etwas ſchulmeiſterlichem Zuſchnitt war und deſſen Berſerkerwut gegen Fürſten und Pfaffen deſto unſchädlicher ſcheint, je geräuſchvoller ſie ſich gebärdet; aber damals waren auch die Fante und Phantaſten, die aus wohlbewußter Ferne ihre Pfeile gegen Thron und Altar abſchoſſen, gefürchtet wie Räuber und Mörder. Dieſer Peter Mauritz zeichnete ſich vorzüglich durch Wort und Rede aus; ſeine Eloquenz hatte etwas Blutdürſtiges und Henkermäßiges; ob er jedoch nicht ein klein wenig feig war, ob er nicht, wie alle beleibten und rotbackigen Menſchen, ein bißchen vom Prahler und Aufſchneider hatte, das will ich unentſchieden laſſen. Auch den Nimbus eines Dichters hatte er ſich auf eine ziemlich wohlfeile Art beſorgt, indem er bei jeder Gelegenheit von ſeinen Ideen ſprach, die gläubigen Zuhörer durch himmelſtürmende Entwürfe zu ſtummer Bewunderung zwang und alles, was die Gleichſtrebenden an ſeiner Seite in ehrlichem Bemühen hervorbrachten, durch kritiſche Kanonaden und mehr noch durch den feurigen Hinweis auf unerreichbare Vorbilder in Grund und Boden zerſtampfte.

Und wie es oft geht, daß ein Gütiger und Stiller, der an ſich zweifelt, einem dampfgefüllten Kerl, der niemals an ſich zweifelt, in grenzenloſer Freundſchaft ergeben iſt, ſo war es auch mit Alexander von Lobſien der Fall. Er erblickte in Peter Mauritz die Vollendung alles deſſen, was er, ſich ſelbſt beargwöhnend, nicht erreichen zu können fürchtete. Er beſtaunte ſeine Einſicht, die Kühnheit ſeiner Meinungen, ſein Temperament, ſeine dichteriſchen Pläne, ſeine unbeſtechliche Kritik und ſeinen gewaltigen Lebensmut. In Alexanders Rockbruſt ſtak ein Manuſkript, hundert Seiten fleißig und reinlich beſchrieben mit Liedern und Gedichten, in denen die Revolution lohte wie ein gern genährtes Feuer; er hatte noch nicht ein einziges Mal ſeinem Gefährten davon geſprochen und hielt die Poeſien ängſtlich verborgen, obwohl es ſein innigſter Wunſch war, daß Peter Mauritz ſie kennen möchte; es wäre ihm am liebſten

geweſen, jener hätte ſie eines Nachts entdeckt, ſie an ſich genommen und insgeheim durchgeleſen. Aber auch davor bangte ihm; in ſolcher Jugend, im Nebel des Aufwärtsringens, zittert die empfindſame Seele des Künſtlers vor nichts ſo ſehr als vor der möglichen Mißbilligung eines Freundes, deſſen Urteil und unerbittliche Strenge ſeinen höchſten Ehrgeiz verkörpert und ihm mehr bedeutet als die Liebe und der Beifall der ganzen übrigen Welt.

Die wohlgehaltene Straße, auf der ſie wanderten, bot ihnen bei jeder Wendung einen neuen und reichen Ausblick auf das in matten Spätnachmittagsfarben ſchimmernde fränkiſche Land, und von einer hügeligen Erhebung über dem Mainfluß aus nahmen ſie in der nördlichen Ferne die Plaſſenburg und die Türme von Kulmbach wahr. Verſonnen blickte Lobſien hinüber und ſagte: „Überall da wohnen Menſchen, und wir wiſſen nichts von ihnen.“

„Das iſt richtig,“ ſagte Peter Maritz, der ſich über jede friſche Geſprächswendung hermachte wie eine Hyäne über ein Stück Fleiſch, „das iſt vollkommen richtig. Alles das iſt Botokudenland für uns. Wir wiſſen nichts von ihnen, weil wir vom Leben überhaupt zu wenig wiſſen. Ha, ich möchte mich einmal hineinſtürzen, in dieſes Leben, ſo ganz zum Ertrinken tief hineinſtürzen, und wenn ich dann wieder auftauchte, wollt' ich Dinge machen, Dinge, ſag' ich dir, daß der alte Goethe mit ſeinem Fauſt ein armer Hanswurſt daneben wäre. Und gerade dir, mein lieber Alexander, würde ich ſo eine heilſame Schwimmtour kräftigſt anraten. Du verſpinnſt und verwebſt dich gefährlich in dir ſelber, du halluzinierſt dich durch die Zeit und das Jahr, du läßt dich von deinen Träumen betrügen! Das Leben fehlt dir, das wahre, große, rüttelnde Leben.“

Alexander, von dieſem Vorwurf ſchmerzlich getroffen, ſenkte den Kopf. „Was weißt du vom Volk?“ fuhr Peter Maritz begeiſtert fort. „Was weißt du vom Bauer? Was weißt du vom Knecht? Was weißt du von all den Tauſenden, die da unten in der Finſternis ſich krümmen, wenn du an deinem Schreibtiſch ſitzeſt und Poeme malſt? Du ahnſt ſie, du träumſt ſie, das iſt alles, aber es iſt zu wenig. Du wohnſt im Schattenreich, ſieh dich nur vor, daß du die

Sonne nicht verſchläfft. Wie es rund um mich nach Mark und Blut riecht, wie ich das Menſchheitsfieber ſpüre, wie mich verlangt, die Fäuſte in den gärenden Teig zu ſtemmen! Ei, Freund, wird das eine Luſt werden, wenn ich von England aus die Peitſche über die dummen deutſchen Köpfe ſauſen laſſe! Erleben will ich's, das Ungetüm von Welt, erleben und erraffen."

„Erleben? Iſt nicht jede Stunde ein Erleben von beſonderer Art?" ſagte Alexander von Lobſten mit ſeiner zaghaften Stimme. „Alles, was das Auge hält und der Gedanke rührt, Sehnſucht und Liebe, Wolke und Wind, Bild und Geſicht, iſt das nicht Erleben? Aber du magſt wohl recht haben, ich bin wie der Zuſchauer im Zirkus, und es drängt mich verteufelt, den wilden Renner ſelbſt zu zäumen. Was hilft's viel, ein General der Worte zu ſein, und das iſt man nicht einmal, ſondern nur ein kleiner Unteroffizier? Was hilft dies, wenn einen das Schickſal nicht hinüberreißt zu den Wirklichen, zu den Kämpfenden? Schlimm, wenn ein Poet in der Luft hängt, ein Schmuckſtück bloß für die tätige Nation, und auch ſein Geſchaffenes mit zur ſchönen Figur erſtarrt, an der nur die Bücherwürmer ſich mäſten. Ja, du haſt recht und aber recht, Peter, es iſt ein trübſeliges Schleichen um den fertig gekochten Brei. Seit langem fühl' ich's ſchon, und auch ich möchte hinunter zu den Dunklen und Unbekannten, nicht bloß um zu ſchauen, genug iſt geſchaut, genug gedacht, genug des eitlen Ehrgeizes! Mit ihnen möcht' ich ſein, umſtrickt von ihnen, verloren in ihnen, zerteilt in ihnen."

„Es läßt ſich nicht zwingen, mein Lieber," verſetzte Peter Maritz mit dem Hochmut deſſen, dem Widerpart zu halten Geſetz iſt. „Wenn es dein Fatum iſt, ſo wird es ſein. Doch es iſt dein Fatum nicht. Deine Natur ruht auf der Kontemplation. Unverwandelt mußt du bleiben, und wenn die Tyrannen Hackfleiſch aus ihren Völkern machen, du haſt ewig nur deine Feder gegen ſie und nicht das Schwert. Und denen da unten, dem, was man Volk nennt, biſt du fremd. Die Kunſt ſitzt in dir wie die Vogelſcheuche dort auf dem Gartenbeet, das iſt dein Fluch, und damit mußt du dich getröſten. Sieh mal, da wälz' ich ſeit

Monaten einen Stoff in mir herum, einen Stoff, ſag' ich dir, großartig, nur daran zu denken."

„Was iſt's? Erzähle!" ſagte Alexander begierig, und Peter Maritz entwickelte in ſprühender Suada ſeinen Stoff, der unverkennbar aus dem Augenblick geſchöpft war, obgleich er es nicht geſtehen mochte. Es handelte ſich um einen hamletiſch geſtimmten Fürſtenſohn, der, mit ſeinem Herzen ganz beim Volk, zähneknirſchend, doch tatenlos, Zeuge der Bedrückungen eines deſpotiſchen Regiments iſt. Plötzlich, während eines noch zu erfindenden Vorgangs von ſchmählicher Felonie und Ungerechtigkeit, kommt es wie ein Rauſch über ihn; er tötet den Vater, reißt die Gewalt an ſich und ſchenkt ſeinen Untertanen Freiheit und Menſchenrecht. Aber es zeigt ſich, daß er zu ſchwach iſt, um die Folgen ſeiner Handlung zu ertragen, ein jedes Gute, das er ſchafft, ſchlägt ihm zum Verderben aus, er vermag die Kräfte nicht zu bändigen, die er entfeſſelt hat, und am Ende töten ihn diejenigen, denen er die Luft zum Atmen erſt gegeben.

„Was ſagſt du dazu?" triumphierte Peter Maritz. „Das iſt ein Stöffchen, wie es nicht bei jedem Literaturkrämer zu haben iſt."

Alexander fand das Motiv höchſt bedeutend, ja genial. Aber er wagte den Einwand, daß der Vatermord keineswegs notwendig ſei, im Gegenteil, der alte König müſſe zum Mitſpieler bei der Niederlage des Sohnes werden; es genüge, wenn er auf eine Feſtung geſetzt würde, man könnte geradezu einen verdoppelten Effekt erreichen, wenn er an der Leiche des Sohnes zu innerer Umkehr gelangte. Peter Maritz war außer ſich; er erklärte dies für eine Tölpelei, für eine Mißkennung ſeiner Idee, die zum Haareausraufen ſei. Ha! Eine Apotheoſe mit Zuckerwaſſer! Ha! Was ſolle er damit anfangen? Nichtsdeſtoweniger blieb der ſanfte Alexander bei ſeiner Meinung, und alſo ſtreitend rückten ſie in Kulmbach ein. Es war Abend, als ſie in feſtem Gleichſchritt über das Pflaſter marſchierten, ihr Reiſegepäck befand ſich ſchon in der Torhalle des Kronengaſthofs, der ſtarkbeleibte Wirt begrüßte ſie mit einem Mißtrauen, welches zur Dunkelheit eintreffenden Fuß-

gängern nicht erspart bleiben konnte, doch erhellte sich sein Antlitz rasch zur Freundlichkeit, als sie sich Eigentümer der beiden Koffer nannten, insonderheit da die Namens-Initiale auf dem Deckel des einen den Adelscharakter seines Besitzers andeutete. Er wies ihnen die besten Zimmer an und führte die Hungrigen sodann in eine Art von Honoratiorenstübchen neben dem allgemeinen Gastraum. Peter Maritz hatte sich mit Hast nach frischen Zeitungen erkundigt, der Wirt hatte mit respektvollem Witz erwidert, er könne nur mit frischem Biere dienen, echtem und berühmtem Kulmbacher. Ohne eine politische Rodomontade ließ es aber Peter Maritz nicht ruhen, und mit Fanfarenstimme schmetterte er durch die offene Tür ins Gastzimmer hinein: „Bei der Kronen will ich nicht wohnen!“ worüber ein paar ehrsame Beamte, die dort zum Abendschoppen versammelt waren, ein heftiger Schreck erfaßte, denn ihre Stadt war vorläufig von allem aufsässigen Demagogentum verschont geblieben. Vorsichtig flüsternd steckten sie die Köpfe zusammen. Der Schrannen-Inspektor, der dabei saß, gab dem Wirt einen Wink, halb mahnend, halb bedenklich, denn man mußte gewärtig sein, daß sich unter den unverräterischen Namen der beiden Fremden gefährliche Empörer, am Ende sogar verfolgte Flüchtlinge bargen.

Eine Weile unterhielten sich die beiden Freunde ganz friedlich, jedoch beim Käse schlug Peter Maritz plötzlich ungestüm auf das Tischtuch und rief: „Ich kann mir nicht helfen, Alexander, aber es wurmt mich bis in die Nieren, daß dir mein Vorhaben nicht besser einleuchtet. Wenn der Alte nicht zur Hölle fährt, der ein Tyrann vom reinsten Wasser ist, dann ist mir der Zusammenbruch des Prinzen nicht erhaben genug. Wozu das ganze Brimborium, wenn alles ausgehen soll wie das Hornberger Schießen? Eine Revolution muß Fürstenblut trinken, sonst ist kein wahrer Ernst dahinter.“

„Meinetwegen magst du den König beseitigen,“ entgegnete Alexander maßvoll, „aber daß ihn der eigene Sohn umbringen soll, das, fürchte ich, wird ihn in den Augen des Volks nicht ins beste Licht setzen.“

„Falsch kalkuliert, mein Bester, falsch kalkuliert,“ dröhnte

Peter Mariß. „Das iſt ſeine Tat, damit rechtfertigt er ſich. Gerade er muß ihn ermorden, wie könnte ich auch beſſer die Sklaverei veranſchaulichen, unter der das Volk keucht. Laß mich nur gewähren, du wirſt ſehen, was für eine grandioſe Kataſtrophe das gibt."

Im Verlauf des Geſprächs, welches damit noch nicht ſein Ende erreicht hatte, waren die Herrſchaften in der Gaſtſtube totenſtill geworden. Sie ſchauten einander mit verſtörten Blicken an, der Buſen zitterte ihnen unter der Hemdbruſt, und ſie wagten nicht mehr von ihrem Glaſe zu nippen. Der Wirt, der eine Weile entſetzt gelauſcht hatte, machte mit den Armen flinke, beſchwichtigende Geſten gegen die heimiſche Kundſchaft und verließ auf den Zehenſpitzen das Zimmer. Ein paar Häuſer weiter war die Polizeiwache, und es dauerte nicht lange, ſo erſchienen drei raupenhelmgeſchmückte Amtsfunktionäre auf dem Plan. Einer hinter dem andern marſchierten ſie in das Stübchen, wo die beiden Poeten noch immer um das Schickſal und Leben ihrer erdichteten Perſon rauften. Das Auftreten des bewaffneten Triumvirats ließ ſie verſtummen. Die Bürger ſamt dem Wirt drängten neugierig und angſtdurchſchlottert gegen die Schwelle. Das erhabene Wort: „Ich verhafte Sie im Namen des Königs!" brachte eine ganz verſchiedene Wirkung auf die beiden Ahnungsloſen hervor. Peter Mariß zeigte einen gebieteriſchen Unwillen. Er fragte nach Sinn und Grund, er pochte auf die ordnungsgemäß viſierten Päſſe. Der trockene Hinweis auf den Gehalt des mit ſeinem Kumpan geführten verſchwöreriſchen und nach Mord und Aufruhr qualmenden Disputs fand ihn weit entfernt von humoriſtiſcher Überlegenheit; er geriet ins Toben und unterließ nichts, um die guten Leute in ihrem Schreckwahn zu befeſtigen. Schließlich fielen die drei Geſetzesgewaltigen über ihn her und legten ihm Handſchellen an.

Bei dieſem Schauſpiel hörte Alexander zu lächeln auf. Was er für Scherz und Mißverſtändnis gehalten, ſah er unheilvoll ſich wenden. Sein beſcheidenes Zureden, erſt dem Freund, dann der Obrigkeit, dann dem Wirt und den Bürgern gegenüber fruchtete nichts. Er ergab ſich; überzeugt, daß die Folge alles aufklären würde. „Wir haben

über eine Dichtung beraten," ſagte er zu dem Schrannen-Inſpektor, der bei der ſeltſamen Exekution der Eifrigſte war. „Ah, ſolche Vögel verſtehen wir ſchon feſtzuhalten," war die höhniſche Antwort. Eine Menge Leute füllte jetzt das Gaſtzimmer, Rede und Gegenrede floß leidenſchaftlich. Auf der Straße verbreitete ſich das Gerücht, man habe zwei Königsmörder gefangen; der Widerhall aufregender Ereigniſſe in Nord und Süd war auch zu dieſer ſtillen Inſel gelangt, Nachrichten von Fürſtenabdankung, von Soldatenmeutereien, von Bürgerſchlachten, von Umwälzung in Paris und Wien, und ſo wurde man alſo, ſpät abends vor dem Schlafengehen, in den großen Wirbelſturm geriſſen, und alles, was Beine hatte, lief herzu.

Peter Maritz knirſchte in ſeinen wilden Bart, auf dem mädchenhaften Glattgeſicht Alexanders zeigten ſich Betrübnis und Verwunderung. Der Marſch zum Polizeihaus ging durch eine ſchaudernd gaffende Menge. Ein leidlich humaner Aktuar, den man aus dem Hirſchengaſthof hatte holen laſſen, und der ein wenig angenebelt war, führte das erſte Verhör. Er ſchien nicht übel Luſt zu haben, die beiden Leute für harmlos zu erklären, doch hätte er ſich ſelber verdächtig gemacht, wenn er ſie hätte laufen laſſen. Zum Überfluß traten zwei gewichtige Magiſtratsperſonen auf, Säulen des Vaterlands; dieſe hielten dafür, daß eine Haft im Polizeigefängnis, welches in voriger Woche zur Hälfte abgebrannt war, ungenügende Sicherheit gebe, ſowohl gegen die Mordbuben, wie ſie ſich ausdrückten, als auch gegen den Anſturm des empörten Volkes. Peter Maritz rief unter gellendem Lachen: „Schließlich wird man auch in dieſem Krähenneſt Genugtuung finden für die Niedertracht und den Dünkel einer verrotteten Beamtenwirtſchaft!" Das war ſchlimm, ſehr ſchlimm; der Aktuar wiegte ſein Köpflein; mit Hm und Soſo und Eiei bekehrte er ſich zu der Einſicht, daß man derart geſinnte Böſewichter doch einſtweilen auf der Plaſſenburg internieren müſſe. Weiterer Befehl ſei dann unverzüglich von Bayreuth einzufordern.

Eine Leibesdurchſuchung endete mit der Konfiskation und Depoſition eines Revolvers aus der Taſche von Peter Maritz. Das ſei wohl die Mordwaffe, meinte die eine

Magiſtratsperſon mit plutoniſch finſterm Geſicht. Alexander Lobſien war froh, daß man ſein dünnes Manuſkriptheftchen, welches er im Innenfutter des Gilets trug, nicht entdeckte und daß man mit der willigen Ablieferung ſeines Koffer-ſchlüſſels zufrieden war. Allerdings beunruhigte ihn der Gedanke, daß unter ſeinen wie auch unter des Freundes Habſeligkeiten ſich mancherlei Schriften und gedruckte Bro-ſchüren befanden, die nicht dazu dienen konnten, ihre ver-zwickte Lage raſch zu beſſern.

Der Transport auf die zum funkelnden Himmel ge-türmte, umwaldete Burg glich einem nächtlichen Volksfeſt. Sogar Kinder und junge Mädchen hatten ſich des Ver-gnügens nicht berauben mögen; wahrſcheinlich erzählen ſie als Großväter und Großmütter noch heute davon. Peter Maritz ſchimpfte und fluchte in einem fort, aber als ſie beim Schein eines Lämpchens vor dem aktenbeladenen Tiſch des Wachhabenden ſtanden, entſchloß er ſich, durch Beredſamkeit ein Letztes zu verſuchen. Umſonſt; er war nicht klar, er war zu herriſch; der kümmerliche und ver-droſſene Greis hatte keine Ohren für einen Burſchen mit Handſchellen, eher hätte man einen Mehlſack zur Replik zwingen können. „Zimmer Numero ſechzig.“ Das war alles, was die boshafte Pagode aus ihren Lippen träufeln ließ.

Alſo wenigſtens ein Zimmer und keine Zelle; wenigſtens zu zweien und nicht allein. Der läſtigen Feſſel wurde Peter Maritz entledigt. Der Aktuar, der mitgekommen war, ſagte ihnen, daß das Gebot des Schweigens, das hier waltete, für ſie nicht gültig ſei, die noch nicht Ver-urteilte waren. So erfuhren ſie zum erſten Male von dieſem ſonderbaren Umſtand, und beiden lief ein gelindes Zagen über die Haut. Zwei Kerle, einer mit dem Schlüſſel-bund, der andere mit der Laterne, führten ſie durch hal-lende Korridore, an eiſernen Türen vorbei, in den Raum, der für ihre Haft beſtimmt war: ein vergittertes Fenſter, vier nackte Wände und zwei Pritſchen. Der Schlüſſelträger, ſelbſt zur Gewohnheit des Schweigens verpflichtet, wies mit einer Gebärde auf den Waſſerkrug, dann ſchnappte das Schloß, und ſie waren im Finſtern. „Ach was,“ ſagte

Alexander ſeufzend, „eine Nacht iſt kurz.“ — „Jawohl, wenn ſie vorüber iſt,“ brummte Peter Maritz, der plötzlich anfing, etwas kleinlaut zu werden, denn was ſo ein rechter Maulheld iſt, der hat nicht viel zuzuſetzen an Opfermut und Heiterkeit, beſonders wenn er kein Publikum mehr um ſich ſieht.

„Na, findeſt du noch immer, daß dein alter König ermordet werden muß?“ ſtichelte Alexander mit einem ſcherzhaften Ton, der echt klang.

„Laß mich in Frieden,“ wetterte der Dramatiker. „Verdammter Einfall, verdammtes Stück, verdammte Philiſter, gottvergeſſenes Land.“

„Nur ruhig Blut,“ mahnte Alexander aus der Dunkelheit heraus. „Sollte das nicht auch ein wenig zu dem großen Leben gehören, das du mir angeprieſen haſt?“

„Menſch, ich glaube, du ſpotteſt meiner!“ rief Peter Maritz wütend.

„Ganz mit nichten, Freund. Ich denke eben darüber nach, wer wohl die übrigen Schloßbewohner hier ſein mögen, und von wem uns dieſe Mauern rechts und links ſcheiden. Ich komme mir vor wie in die tiefſte Tiefe des Menſchengeſchlechts entrückt, und wenn ich mir gegenwärtig halte, wieviel Herzen rings um uns mit aller Blut- und Pulſeskraft nach Freiheit ſchmachten, dann will mich unſer Malheur nicht mehr ſo verzweifelt dünken.“

„Ich weiß nur, daß das Zeugs, worauf ich liege, ſteinhart iſt,“ verſetzte Peter Maritz übellaunig. „Jetzt will ich ſchlafen, weil ich ſonſt toben müßte wie der Teufel im Käfig.“

Und in der Tat, Peter Maritz begann alsbald zu ſchnarchen. Alexander jedoch, mit dem Gefühl des Neides und mit einem andern Gefühl leiſer, faſt noch wohlwollender Geringſchätzung gegen den Freund, überließ ſich ſeinen Gedanken. Er gehörte zu jenen geborenen Poeten-Naturen, denen Welt und Menſchen im Guten wie im Böſen eigentlich nie ganz nahe kommen können; es iſt, als ob ein Abgrund des Erſtaunens dazwiſchen bliebe, der ihnen die Muße kühlen Schauens ſichert. Und nur das Schauen gibt ihnen Leidenſchaft, nur die Teilnahme über den Ab-

grund hinüber gibt ihnen Schickſal; Leben und Erleben ſelbſt, ſo wie es die andern von Welle zu Welle wirbelt, würde ſie zerreißen und entſeelen. Deshalb vermochte er mit neugieriger Ruhe auf die Dinge zu blicken, die ſich ſeiner Ahnung mehr als ſeiner Vernunft vorverkündigten.

Denn welche Phantaſie wäre imſtande geweſen, eine Wirklichkeit wie die hinter dieſen Mauern zu malen, ohne daß leibliche Augen geſehen hatten, ohne die Geſtalten, ohne die Geſichter, ohne zu wiſſen und empfunden zu haben, was der Zwang des Schweigens hier bedeutete? All die fünfzig oder ſechzig Sträflinge, die zurzeit in der Feſte waren, hatten beinahe vergeſſen, den Verluſt ihrer Freiheit zu beklagen, hatten auch die Übeltaten faſt vergeſſen, durch welche ſie die Gemeinſchaft mit freien Menſchen eingebüßt, und jeden von ihnen erfüllte nur der einzige Wunſch, reden zu dürfen. Nichts weiter als dies: reden zu dürfen. Darin unterſchied ſich der Jüngling nicht vom Greis, der Phlegmatiſche nicht vom Hitzigen, der Einfältige nicht vom Klugen, der ſchweigſam Veranlagte nicht vom Schwätzer, der Trotzige nicht vom Reuigen. Der Neuling ertrug es noch; im Anfang ſchien es manchem leicht; um ihn war die Luft noch von geſprochenen Worten voll, Gehörtes und Geſagtes tönte noch in ſeiner Bruſt; drei Tage, zehn Tage, zwanzig Tage vergingen, und was er zuerſt kaum bedacht, dann kaum als Feſſel empfunden, ward ihm noch immer nicht zur Qual; viele mochten auch zu lange nicht geſpürter Beſinnung ſich ſammeln; wenn ihnen der Worte Schall entſchwand, milderte ſich die Wirrnis ihres Geiſtes, ſie ſpielten in den Bildern der Vergangenheit, Erinnerungen ſchwebten auf, die äußere Welt ſchwamm in einem beruhigten Dämmern; eine Mahnung, ein Laut der Liebe, das mächtige Wort eines Richters, die Bitte eines Opfers, alles das gab dem Nachdenken Stoff, der Dunkelheit Beleuchtung.

Aber da wurde er gewahr, im Arbeitsſaal etwa, beim Gottesdienſt in der Kapelle oder während der ſtreng beaufſichtigten Spazierſtunde im Burghof, was in den Zügen der Jährlinge wühlte. Das Zuſammenſein mit den Genoſſen regte eine Frage auf; er durfte ſie nicht ſtellen. Ein

Geräuſch im Hauſe, Stimmen vom Wald, Schüſſe, Tierſchreie, die Beſchaffenheit einer Speiſe, Anwandlung einer Neugier: wie ſchwer war es plötzlich, nicht fragen zu ſollen. Es wurde zur Pein. Der Unvorſichtige ſühnte ſchwer, wenn er ſich vergaß. Die nicht geſprochenen Worte wurden dem Gedächtnis zur Laſt; jede Wahrnehmung drängte nach Ausdruck; es gab nichts Unſcheinbares mehr für das Weben der Gedanken; der Stumpfſinnige erwachte, genau wie der geiſtig Belebte empfand er den Trieb nach Redetauſch. Alles was ſie ſagen wollten und nicht ſagen durften, ſtürmte ordnungslos in ihren Köpfen durcheinander; wenn einer den andern anſchaute, bewegten ſie die Finger, glaubten ſich dadurch zu verſtehen, hauchten in die Luft, ſcharrten mit den Füßen, ſtrafften oder verzogen die Stirne, blinzelten oder ſchloſſen die Augen, und dieſe ſtummen Zeichen waren eine Sprache für ſich, Merkmale der Ungeduld. Lief eine Maus an der Wand des Arbeitsſaals entlang, ſo zitterten ſie alle bei dieſer Unterbrechung, die Lippen der einen rundeten ſich zum Ruf, die der andern zum Lachen, Arme ſtreckten ſich aus, eine ungeheure Spannung war in ihnen, bis die Aufſeher mit ihren Stäben auf die Tiſche ſchlugen und mit finſtern Blicken die Zungen bändigten, die ſich regen wollten.

In der Zelle ganz leiſe für ſich hinzuſprechen, zu murmeln, einem eingebildeten Jemand Widerpart zu halten, ins leere Nichts zu liſpeln, machte das Verbotene nur um deſto fühlbarer und gab ſo wenig Befriedigung wie den Durſtigen die Feuchtigkeit des eigenen Gaumens ſättigt. Und mit dem Fingernagel oder mit einem Holzſpan Worte, Hieroglyphen, Köpfe, Münder in den Kalk der Wand einzuritzen, ſteigerte nur noch das Verlangen nach dem Schall. Es überwand bei vielen jedes Bedenken, jede Furcht. Sie meldeten ſich beim Aufſeher. Gefragt, was es ſei, antworteten ſie, beſeligt vom bloßen Klang der Sprache, ſie hätten ein neues Geſtändnis zu machen. Vor den Direktor gebracht, bezichtigten ſie ſich ſolcher Untaten, die ſie nie begangen hatten, nannten Namen, die ſie erfinden mußten, ſchilderten Umſtände und Verwicklungen, wie die Redewut ſie ihnen einblies. Man war darauf gefaßt, das Aben-

teuerliche wurde ſchnell durchſchaut, dem Ungereimten nicht weiter nachgeforſcht, wer einen Schein von Wahrheit vorzutäuſchen wußte, ward dann doppelt hart beſtraft. Er nahm es über ſich, froh, daß er hatte ſprechen dürfen, daß er Worte gehört, daß man ihn verſtanden, ihm erwidert hatte.

Aber dies hinderte nicht, daß ihm in der Folge und im Verlauf der ſtummen Tage, Wochen, Monate ſeine Zunge wie ein verdorrendes Blatt erſchien, daß ſie ſich ſelber wie halbe Leichname vorkamen, und daß dennoch nichts Unlebendiges mehr ringsum exiſtierte. Die aufgezwungene Stille machte die toten Dinge laut, verlieh ihnen Geſicht, Willen und Gebärde. Ihre Einſamkeit hätte nichts für ſie bedeutet als höchſtens eine Plage unter Plagen, wenn das mitteilende Wort ſie an Raum und Zeit und Zeitverlauf, an die Gewöhnlichkeit, gebunden hätte; nun war ſie ein Grauen. Wer kann es aushalten, immer bei ſich ſelbſt zu weilen? Der Sinnvollſte, der Geſegnetſte nicht. Was im Menſchen innen iſt, das ſtrebt nach außen; äußere Welt ſoll nur ein Gleichnis ſein. Dieſen Gefangenen aber, alt und jung, ſchuldig und minder ſchuldig, böſe oder nur mißleitet, wurde alles Leben zu einem Draußen, zu einem Losgetrennten, Gefürchteten, Geſpenſterhaften und Geheimnisvollen, Menſch und Sache, ihre Laſter und ihre Wünſche, ihre Verbrechen und die Wege dazu.

So dachte ſich der eine den Wald, durch den er als Jüngling täglich vom Dorf zu einer Ziegelbrennerei gegangen war, wie ein geſtaltetes Rieſenweſen, erinnerte ſich, obwohl dreißig Jahre ſeitdem verfloſſen waren, an gewiſſe Bäume, glattrindige, mit ausgebreiteten Wipfeln und an Gräben und Löcher im Pfad, die wie Furchen in einem Antlitz waren. Andern war ein Pferd, auf dem ſie geritten, ein Hund, den ſie abgerichtet, ein Vogelbauer vorm Fenſter, eine Tabakspfeife, die ſie beſeſſen, ein Becher, aus dem ſie getrunken, der Winkel an einer Stadtmauer, ein Binſendickicht am Fluß, ein Kirchturm, ein ſchmutziges Kartenſpiel zu beſtändig redendem Bilde geworden, worin ſie ſich verſpannen, die ihnen Brücken bauten zu ungehörtem Wort. Sie verſetzten ſich in Räume, die ſie bewohnt,

in Quartiere, wo ſie nur eine Nacht lang geweilt, ſahen mit verwunderlicher Genauigkeit alle Gegenſtände in den Zimmern der Bürger, in Häuſern, an denen ſie nur vorübergewandert: Ofen und Spind, Sofa und Pendeluhr, Tiſch und Bücherbrett, und alles dies hatte Stimme, alles dies erzählte, all dieſem antworteten ſie; jedes Dinges Form da draußen, in fern und naher Vergangenheit, war Wort und Sprache.

Unter dieſem Mantel des Schweigens, der ſie alle zudeckte wie eine Finſternis, hatte die Reue keine Kraft mehr. So geſchah es, daß ſie in verbiſſenem Haß der Umſtände gedachten, die ſie einſt verraten, der lebendigen oder unbelebten Zeugen ihrer Verbrechen. Den einen hatte eine Fußſpur bezichtigt, den andern ein Knopf, den dritten ein Schlüſſel, den vierten ein Blatt Papier, den fünften ein Geldſtück, den ſechſten ein Kind, den ſiebenten der Schnaps. Nun beſchäftigte er ſich tage-, nächtelang mit dieſem Einzelnen, mit Fußſpur, Knopf, Geldſtück oder Kind, zog es zur Rechenſchaft, belud es mit gedachten Flüchen, ſah faſt alle ſeine Gedanken davon regiert wie von einem Fetiſch und konnte ſelbſt in den Träumen nicht davon loskommen. Und die Träume, wie waren ſie angefüllt mit Geſagtem, mit Rufen, mit Liedern, welcher Chor von Stimmen tobte in ihnen, wieviel nie vernommene Worte waren darin, vom rohen und gemeinen bis zum ſeltſamen! Sicherlich gab es einige unter den Kerkerſträflingen, für welche die Träume das waren, was einem Kaufmann ſeine Unternehmen, einem Seefahrer ſeine Reiſen, einem Gärtner ſeine Blumen ſind. Brach dann für einen, der ſeine Strafe abgeſeſſen, ſagen wir zwölf Jahre, oder fünf oder nur zwei, die Stunde an, die ihn der Geſellſchaft der Menſchen wiedergeben ſollte, ſo taumelte er ſchweigend hinaus zum geöffneten Tor, ſo erdrückte die ungeheure Gewalt des Eigenlebens, die er plötzlich zu verantworten hatte, Hirn und Bruſt; das Los- und Ledigſein zermalmte ihn, die Luftſäule, die Sonne, die Wolken brauſten in ſeinen Ohren, es wirbelte ihn nur ſo hin, er mußte in die nächſtbeſte Kneipe flüchten zu tagelangem Rauſch; auch ſoll es ſich ereignet haben, daß einige ihrem Leben freiwillig ein Ende

Am Abend.
Gemälde von Albert Lang.
Mit Genehmigung der Münchener Graphischen Gesellschaft.

bereiteten, vielleicht nur darum, weil ſie nicht gleich einen Gefährten fanden, um zu reden.

In eine ſolche Welt waren alſo, durch Mißgeſchick halbkomiſcher Art, unſere beiden Dichtersleute verſchlagen worden. Als Peter Mariß am Morgen erwachte, ſchlief Alexander noch, wie zu begreifen, denn er hatte den größten Teil der Nacht vergrübelt, er hatte ſogar ein paar neue Verſe gedichtet, was keinesfalls zu raſchem Entſchlummern dient. Peter Mariß rüttelte ihn an der Schulter, übergoß ihn ſeiner Langſchläferei wegen mit Hohn und ſagte, er ſeinerſeits habe nicht ein Auge zuſchließen können. ‚Iſt dies nun eine Prahlerei oder iſt es keine?‘ dachte Alexander. Aber er hatte gelernt, der Überlegenheit des Freundes die kleinen Menſchenſchwächen nachzuſehen, und ſo ſchwieg er ſtille. Nach einigem Herumſchauen machte er Peter Mariß lächelnd auf einen Spruch aufmerkſam, der über ſeiner Pritſche in die Mauer geritzt war. Er lautete: „Bis hieher tat der Herr mich hilfreich führen, er wird mich itzt auch an den Galgen ſchnüren.“ An einer andern Stelle war mit einer indianerhaften Unbeholfenheit ein Beil gezeichnet, darunter ſtand: „Der Teufel hol’ die Hacke.“ Neben der eiſernen Tür war folgender Reim zu leſen:

Der iſt nicht flugs ein Edelmann, der geboren iſt aus hohem Stamme,
oder der Gold und Reichtum hat und tuet doch keine redliche Tat,
die Tugend und der Edelmut adeln den Menſchen beſſer wie Blut.

„Das nenn’ ich ein erbauliches Gemüt,“ ſagte Peter Mariß, „und es iſt immerhin tröſtlich zu wiſſen, daß wir uns unter Kollegen in Apoll befinden. Aber nun hab’ ich Luſt zu einem Frühſtück, und wenn ſich nicht bald ein Kellner ſehen läßt, dann gnade der Himmel dieſem Wirtshaus.“

Erſt nach einer Stunde erſchien ein Wärter, fragte, ob ſie für ihre Koſt bezahlen wollten, und beſorgte, nachdem ſie ſich dazu verſtanden, Brot, Fleiſch und Wein.

Peter Mariß forderte ungeſtüm, daß man ſie vor den Richter führen möge, er erhielt keine Antwort, er fragte, wie lange ſie in dieſer verfluchten Höhle noch bleiben ſollten, er erhielt keine Antwort; ein neuer Wutanfall packte ihn, als die Tür wieder verſperrt wurde. Alexander bemühte ſich lange vergeblich, ihn zu beſchwichtigen, und da er endlich ausgetobt, kam eine große Niedergeſchlagenheit und Verzagtheit über ihn. Unterdeſſen begab ſich Alexander an das vergitterte Fenſter, welches den Ausblick auf einen Teil des Burghofes verſtattete, und er ſah eine lautloſe Kolonne von Sträflingen, die, geführt von einem halben Dutzend bewaffneter Aufſeher, immer zwei und zwei hintereinander in langſamer Schrittart über das Steinpflaſter wandelten. Niemals hatte er eine ſolche Schar wüſter und trauriger Geſtalten geſehen: bleiche, graubärtige Männer mit tiefeingebohrten Falten um die Mundwinkel, rauhe Haarſtoppeln am Kinn oder auch langbärtig, die Köpfe geſchoren, Beine und Arme kurios ſchlenkernd, die Hälſe meiſt auffallend lang und dünn. Ein Burſche war darunter, der um Haupteshöhe über die andern ragte; er ſchien kaum zu atmen, ſein Blick war förmlich vergraben, als ob er über gräßlichen Plänen brüte; ein zweiter, der neben ihm ging, hatte ein Geſicht wie eine Schinkenkeule, rot und roh, aufgedunſen und tieriſch. Ein Schmalbrüſtiger, Hinkender fletſchte beſtändig die Zähne, ein Rothaariger lachte ſtumm, mit offenem Mund, ein bäuriſch Ungeſchlachter hatte den Ausdruck idiotiſcher Traurigkeit im Geſicht, ein ſchlanker Menſch lächelte ſüß und infam vor ſich hin. Einer ſah aus wie ein Matroſe, ſtämmig, weitblickig, breitbeinig, ein anderer wie ein Soldat, ein dritter wie ein Geiſtlicher, ein vierter wie ein Student, ein fünfter wie ein Schneider, aber doch alle nur wie Schattenbilder davon, ängſtlich, trübſinnig und geiſterhaft, ins Innere verſunken wie in einen Schacht und nach außen hin nur lauſchend. Das Geräuſch ihrer Schritte ſchien ihnen wohltuend; als eine Krähe ſchnarrend über ihren Köpfen hinzog, ſchreckten die einen zuſammen, die andern hefteten ſtarr die Blicke empor.

Alexander rief den Freund herzu, er deutete ſchweigend hinaus. Peter Mariß zog die Brauen zuſammen und

meinte, wenn es einem einfallen wollte, unter dieſe Unglücklichen ein Wort von der allgemeinen Empörung zu ſchleudern, die das geknechtete Deutſchland durchraſte, das wäre ſo, wie wenn man Feuer auf ein Schindeldach würfe. Das Fenſter war offen, die zu letzt Vorbeiziehenden hörten ſprechen, ihre Geſichter wandten ſich den Zweien zu, unermeßlich erſtaunt ob des Redetons, drohend, grinſend, begierig und wild. Ein Aufſeher ballte die Fauſt hinauf, ein anderer winkte gebieteriſch, die Freunde traten beſtürzt zurück, Alexander ſchlug lebhaft ergriffen die Hände ineinander. „Was für Menſchen," murmelte er, „und doch Menſchen!" — „Dich dauern ſie wohl?" fragte Peter Maritz zyniſch. „Spar' dein Mitleid. Es macht dich dort zum Schuldner, wo du nicht handeln kannſt. Handle, Freund! Mitleid iſt Pſychologie. Pſychologie iſt Unkraut, am verderblichſten im Garten der Kunſt. Da haſt du allerdings ein Fünkchen Leben geſehen, trag's nach Hauſe, blas es an, leuchte dir damit in die Verſtecke der Menſchheit, ſing ihnen ein Lied zum Tollwerden, reiß ihnen die Herzen auf! Herrgott, nur Zeit und Gelegenheit, daß ich dieſes Geſchlecht ins Flammen bringe, auch dich, Poetlein, denn du biſt träg und haſt keine Rage in dir!"

So müſſen die Wortgewaltigen fanfarieren, um den Empfindſamen die Seele wund zu ſchneiden. Peter Maritz' Ungeduld wuchs von Stunde zu Stunde, dann ſenkte ſich wieder eine Wolke von Apathie auf ihn, dann ſchlug er wieder an die Türe und ſchrie nach Schreibzeug und Papier. Der Bote nach Bayreuth konnte vor abends zurück ſein; wenn man in der Stadt unten nicht der eintreffenden Revolutionszeitungen aus dem Reich halber in Aufregung und Schrecken geraten wäre, hätte ſich wohl auch unter den Beamten und Gerichtsperſonen ein beſonnener Mann gefunden, der die Verhaftung der beiden Reiſenden, wenn nicht aufgehoben, ſo doch bedenklich gefunden hätte, obgleich man in ihren Koffern gefährliche und verbotene Bücher entdeckt hatte. Der Polizei-Aktuar ließ etwas der Art verlauten, er wünſchte jedenfalls, ſie in eine minder entwürdigende Haft zu bringen; die Ausführung wurde aber während des Nachmittags verſchoben, und ſo kam es, daß

die zwei unrechtmäßig Eingekerkerten Mithandelnde werden mußten bei den Ereigniſſen der folgenden Nacht.

Es war am Morgen ein neuer Sträfling auf die Plaſſenburg gebracht worden, ein Friſeur namens Wengiersky, der wegen Kuppelei zu zwei Jahren verurteilt war. Er hatte ſich ſchon bei der Kopfſchur ungebärdig gezeigt, und bei Verleſung der Hausordnung, inſonderheit bei dem Paragraphen vom Schweiggebot lachte er mehrmals verächtlich auf. In den Arbeitsſaal geführt, muſterte er die Kameraden mit funkelnden Blicken, ſtand eine Weile mürriſch und untätig, rührte ſich erſt bei dem dreimal wiederholten Befehl eines Aufſehers, plötzlich aber rief er in die Totenſtille des Raums mit gellender Stimme: „Brüder, wißt ihr auch ſchon, daß man im ganzen Land die Fürſten und Herren maſſakriert? Eine große Zeit bricht an, es lebe die Freiheit!“ Weiter kam er nicht, drei Aufſeher ſtürzten über ihn, und trotzdem er nur ein ſchmächtiges Männchen war, hatten ſie Mühe, ſeiner Herr zu werden. Er wurde in Eiſen gelegt.

Die übrigen Sträflinge waren erſtarrt. Sie konnten das Vernommene kaum faſſen; manche zitterten an Armen und Beinen vor Aufregung und ſahen aus wie Verhungernde, an denen eine duftende Schüſſel vorübergetragen wird. Erſt allmählich wirkte das Wort, eine furchtbare Verſtändigung ging von Blick zu Blick vor ſich; es war fünf Uhr nachmittags, um halb ſechs Uhr ſollten ſie in die Zellen zurückkehren; die Wärter, den aufrühreriſchen Geiſt mehr ſpürend als ſeiner gewiß, kamen überein, die Arbeitsſtunde zu kürzen. Auf das erſte Kommando wurden die Werkzeuge niedergelegt, Putzlappen, Nadel, Zwirn, Korbrohr, Hobel, Sackleinwand; auf das zweite, zum Antreten, ſtieß auf einmal der Rieſe, Hennecke war ſein Name, einen heiſern Schrei aus, eilte gegen den erſten Aufſeher zu, umſchlang ihn und riß ihn zu Boden. Im Nu folgten die anderen ſeinem Beiſpiel, keuchend und dumpf jauchzend überwältigten ſie ihre Peiniger, banden ſie mit Baſtſtricken, ſchoben ihnen Tuchknebel zwiſchen die Zähne, murmelten, fragten, ſprachen, bis Hennecke energiſch Ruhe gebot, ſich an die Spitze des Haufens ſetzte, in den Korridor drang,

um, unwiderſprochen zum Führer geworden, nach ſicherem Plan vorzugehen. Sie waren dreiunddreißig, vierundzwanzig befanden ſich noch in den Zellen, vier in Dunkelhaft. Der Haufe teilte ſich; die größere Zahl unter dem Befehl Woltreichs, eines rothaarigen Diebes, zog in Kanzlei und Wachhaus, um die Beamten, die Schreiber, die Nachtaufſeher, den Wachtpoſten am Tor, die Wache ſelbſt zu überrumpeln und unſchädlich zu machen; ein Unteroffizier, der verzweifelt Widerſtand leiſtete, kam dabei ums Leben. Der Gewehre hatten ſich die Meuterer mit umſichtiger Schnelligkeit verſichert, das eiſerne Haupttor wurde zugeſchlagen und von ihnen abgeſperrt, und die Gefeſſelten, mehr geſchleift als geführt, wurden in einem verliesartigen Raum, der als Keller und Schuppen diente, zuſammengepfercht. Indeſſen hatte die andere Abteilung einen Wärter handgreiflich gezwungen, ſämtliche Zellen zu öffnen und die Kettenſträflinge zu befreien. Nun wälzte ſich die ganze Horde aus dem dunklen Eingang in den Schloßhof. Die krächzende Stimme Hennecks fragte, ob einer von den Muffmaffs, wie ſie die Obrigkeits- und Aufſichtsorgane nannten, entkommen ſei, worauf der mit dem Schinkenkeulengeſicht erwiderte, es ſei möglich, daß ein Soldat ausgewiſcht ſei, er habe einen Kerl die Beine über die Achſel nehmen und den Berg hinunterrennen ſehen. Es müſſe Wache gehalten werden, beſchloß Hennecke; niemand meldete ſich hierzu. Hennecke kommandierte einen Alten auf die Mauerbrüſtung. Widerwillig gehorchte der, weil er ſich ungern von den Brotlaiben, Würſten und Bierfäſſern trennte, welche die Genoſſen aus der Kantine herzuſchleppten.

Auch Peter Mariz und Alexander von Lobſien waren befreit worden. Sie traten unter den letzten in den Hof und duckten ſich ſcheu in einen Winkel. Hätten ſich am liebſten unſichtbar gemacht, die beiden, hätten ſich wohler in ihrem Gefängnis befunden. Plötzlich fühlten ſie ſich als die verwöhnten Bürgerſöhne, die ſie waren, und ſchauten bang in dieſe ſtürmiſche Kleinwelt. Ruhiger bewährte ſich Alexander; das Heldenherz von Peter Mariz aber ſchrumpfte zuſammen wie ein Apfel in der Kohlenglut; er erwog die

Annehmlichkeit von Geſetz und Polizei; in Tat umgeſetzte Ideen ſind eine mißliche Sache, wenn man gerade dabei iſt und mitſpielen ſoll. Alexander hingegen war ſo kalt, wie es die Leute von Phantaſie nicht ſelten werden, wenn ſie ernſtlich in Gefahr geraten. War doch ſo viel von Leben und Erleben ſchwadroniert worden; er ſagte ſich, daß das wirkliche Erleben nur zu finden iſt, wo das Leben abgewehrt, nicht wo es aufgeſucht wird, wo es erkämpft, nicht wo es wortreich begehrt wird. Hier drangen Geſchehen und Leiden, Schickſal auf Schickſal gegen ihn ein wie Lichtſtrahlen durch eine zerſprengte Tür. Er lauſchte mit ſchaudernder Aufmerkſamkeit.

Die anbrechende Nacht wurde den Meuterern unbequem; ein gewiſſer Hahn, Buchbinder ſeines Zeichens und wegen ſeines Pergamentgeſichts der gelbe Hahn geheißen, ſchlug vor, den Holzſtoß neben dem Stallſchuppen anzuzünden. Es wurden die Scheite in die Mitte des Lagers geſchafft, bald flackerte das Feuer auf und überflammte die zuckenden Geſtalten, die verwitterten Züge, kahlen Köpfe, grauen Kittel und ununterbrochen redenden Mäuler mit ſchwarzen, ſchiefen, einſchichtigen oder weißblitzenden Zähnen. Ein fieberhafter Redeſturm brach aus. Manche fanden erſt allmählich den Mut zur Sprache; erſt nippten ſie wie glückſelige Trinker, dann kam der Rauſch über alle. Sie ſchrien gellend durcheinander, lachten und tobten in die Luft hinein, zerſchlugen in zerſtörender Gier die hergetragenen Flaſchen und Gläſer. Sie räkelten ſich auf der Erde, patſchten in die Hände, johlten unflätige Lieder oder auch ein kindiſches Eiapopeia, umarmten einander, biſſen einander, rauften, fluchten, meckerten, weinten, pfiffen, tranken und ſtopften fauſtgroße Biſſen in den Mund.

Der Alte auf der Mauerbrüſtung, ein vielfach abgeſtrafter Wildfrevler, ſang beſtändig ein und dieſelbe Strophe: „Wie wir leben, ſo halten wir Haus, morgen ziehn wir zum Land hinaus!“ immer in derſelben ſchläfrigen und langgezogenen Tonart, nur um teilzunehmen am allgemeinen Chor. Woltreich zählte an den Fingern her, was er bei ſeinem letzten großen Fang geſtohlen hatte: neunzehn Silbergulden, zwei Armbänder, eine Elfenbein-

kaſſette, ein Dutzend goldene Schaumünzen und vierzehn Uhren. „Vierzehn Uhren! Vierzehn Uhren!“ rief er ſtrahlend, als ob ſie noch in ſeinem Beſitz wären. Ein ſtulpnäſtiger, ſchmächtiger Menſch, der heitre Heinrich genannt, redete in einem fort von der Brandſtiftung, die er begangen, und wie er ſich dadurch an einem wucheriſchen Bauern gerächt. Der mit dem ſüßen und infamen Lächeln hieß Gutſchmied und war ein zu ſechs Jahren verurteilter Hochſtapler. Er war viel in der Welt herumgekommen, war ſtets vierſpännig gefahren, wie er verſicherte, und trug noch einen Reſt von noblen Manieren und gravitätiſchem Benehmen zur Schau. Ihn überſchrie mit Kaſtratenſtimme einer, der ſeiner Geliebten Gift in den Salat gemiſcht hatte, und der ſich unſchuldig fand und nichts wiſſen wollte von ſeiner Untat. Ein anderer, der Sohn eines Schäfers, hatte ein ganzes Dorf betrogen durch die Vorſpiegelung eines unter Ruinen vergrabenen Schatzes, hatte den Ärmſten ihre Erſparniſſe entlockt, um die böſen Geiſter des Schatzes zu beſänftigen; aber er ſchien ſelber an den Schatz zu glauben, mit andächtiger Miene ſprach er von den Koſtbarkeiten, die nun auf ewig unerringbar ſeien. Und da war Hennecke, der gemordet hatte, einer umgehauenen Buche wegen, im Jähzorn den Nachbar erſchlagen, deſſen Gedanken noch immer an dieſem Baum hafteten, welcher mit ſeinem Wipfel die Gartenbeete vor ſeinem Haus zerſtört. Wie ein aus Eiſen gegoſſener Rieſe ſtand er da, mit Blut bedeckt, kalt und wild. Da war ein Müller, der den Knecht erſtochen hatte, weil er die Frau verführt, und der nicht müde wurde zu ſchildern, wie er vom Wirtshaus zu früherer Stunde als ſonſt heimlich nach Hauſe gekommen und die Treppe hinangeſchlichen ſei und wie das Kind geweint und wie ſein Weib ihm entgegengeſtürzt und wie der ehebrecheriſche Schuft fliehen gewollt und wie er dann den Leichnam in den Bach geworfen und wie er darauf Tag und Nacht in den Wäldern herumgeirrt, ſein winſelndes Knäbchen an der Hand. „Da griffen ſie mich,“ ſagte er, „da griffen ſie mich, und das Büblein hatte ſolchen Hunger, daß es den Mehlſtaub von meinem Ärmel leckte.“

Der gelbe Hahn erzählte von einer Erbſchaft, die ihm

hätte zukommen ſollen und die ſein Schwager an ſich geriſſen. Da hätte er Briefe gefälſcht und Zeugen der Sterbeſtunde zum Meineid beredet. Wehmütig klang ſeine Trauer um das verlorene Erbe, Gold und Scheine zählte er im Geiſt zuſammen und ſchwärmte, was er davon hätte genießen können, wie er ein ſchuldenfreier Mann geworden wäre, den Sohn hätte ſtudieren laſſen. Aber der Schwager ſtand mit den Pfaffen im Bund. Zwei waren da, die falſchen Eid geſchworen, Bauern, frömmelnde und ſcheinheilige Geſtalten, die einzigen, die mit Sorgen in das Gewühl und Getöſe blickten, weil ihre Zeit ohnehin bald erfüllt geweſen wäre, aber ſie leierten Geſangbuchverſe und tranken Schnaps. Betrüger, Diebe, Erbſchwindler und Kuppler, Schatzgräber und Meineidige, Bankrottierer und Fälſcher, ſie alle träumten und ſchwatzten vom Gelde, prieſen oder verwünſchten das Geld, das ſie verführt, bezaubert, berauſcht und verraten hatte.

Ferner vom Feuerkreis, einſam für ſich redend, ſaß auf einem Prellſtein gekauert ein junger Kerl von ſeltſam kindlichem Ausſehen, mit ſeltſam vollwangigem Geſicht und ſeltſam denkenden Augen. Er war kaum neunzehn Jahre alt und doch hatte er ſchon Blutſchuld auf ſich geladen, man konnte es kaum glauben, wenn man ihn ſah, ſo ſanft und hübſch. Er hieß Martin Eggebrecht und hatte in ſeiner Stadt einen Greis getötet, einen friedlichen Mann, und das aus unbekanntem Grund. Martin hatte die Metzgerei erlernen ſollen, und er mußte ſich dem Willen des Vaters fügen, trotzdem er dieſen Beruf verabſcheute. Solange er nur das Fleiſch auszutragen hatte, ging's noch leidlich; doch als er zum erſten Male ſchlachten ſollte, da vermochte er den Hieb nicht zu führen, ſondern brach in Tränen aus. Er wurde gezüchtigt, entlief von der Lehrſtelle und flehte den Vater an, daß er ein anderes Handwerk treiben dürfe; umſonſt, er mußte zurück, mußte wieder ins Schlachthaus und wurde gezwungen, ein Kälbchen zu ſchlagen. Wie erbarmte ihn das Vieh! Er wurde trübſinnig, hatte böſe Träume, aufgeregte Nächte, blutige Viſionen, ein jagendes Herz, ſah immer und immer wieder die dunklen und klagenden Augen der Kreatur auf ſich ge-

richtet, Mattigkeit und ſchlechtes Gewiſſen folterten ihn, und eines Abends überfiel er im Stadtwald den alten Mann und brachte ihn um, ſtellte ſich ſelber dem Gericht und wußte nicht, weshalb er die Tat begangen. Seit der Stunde grübelte er darüber nach, warum er die Tat begangen.

Und dann war da einer, den das Schickſal in einen Wirbel hinabgedreht hatte, aus dem ihn nur das verzweifelte und furchtbare Verbrechen wieder löſte. Chriſtian Eßwein, Mörder aus Vaterliebe und Gattenliebe, Mörder aus Stolz und Lebensangſt, ein Mann von fünfzig Jahren mit langem grauen Bart und ſtarr emporgereckter Haltung, von wunderlicher ſtiller Gewalt in Blick und Gebärde. Welch ein Daſein! Im alltäglichen Strom der bürgerlichen Exiſtenz tauchen manchmal Geſtalten von heroiſcher Prägung auf, deren Weg nur darum im Zuchthaus endet, weil ihnen die tragiſche Lebenshöhe und Abſonderung fehlten; Gemeinſamkeit bindet ans Gemeine.

Dieſer Eßwein hatte alles probiert, was ein Mann probieren kann, um ſich und den Seinen Brot zu verſchaffen. Er war Schmelzer, Seifenſieder, Oblatenbäcker, Handſchuhmacher, Wirt, Landbebauer, Knecht, Kleinkrämer und Händler geweſen, aber was er auch beginnen mochte, das Unglück war ſtets hinterher. War die Wirtſchaft im Aufblühen, ſo brach die Cholera in der Stadt aus; hatte er zweitauſend Oblaten gebacken, ſo kamen die neuen Blättchen mit der Namenſchiffer in Mode, und ſein Vorrat wurde wertlos; kaufte er Schweine für den Winter ein, wenn ſie billig waren, da der Bauer kein Futter hatte und verkaufen mußte, ſo hatten ſich alle Leute ebenfalls Schweine angeſchafft, und man holte ihm nichts ab; bewahrte er Schinken und Würſte für den Sommer, ſo trat eine entſetzliche Hitze ein und verdarb alles; waren einmal Erſparniſſe im Haus, ſo erkrankte die Frau, und Arzt und Apotheker verſchlangen das bißchen Geld. Er arbeitete Tag und Nacht, aber die Arbeit trug keinen Segen; es war, als ob er von dämoniſchen Feinden umſtellt ſei, und zum Schluß lähmte ihn die Furcht vor dem Verhängnis dermaßen, daß er bei jedem Beginnen ſchon des üblen Ausgangs gewärtig war. Er war nicht beliebt; er verſcherzte es mit

der Kundſchaft durch ein hochfahrendes und kurzes Weſen. Sein ſtolz verſchloſſener Sinn, der Entbehrungen ſtill zu tragen wußte und durch Lamentationen niemals zur Laſt fiel, konnte bei ſeinen Mitbürgern nicht gewürdigt werden. Niemals war Zwiſt in ſeiner Familie, niemals Lärm und Zank. Am Abend ſaß er oft am Schachbrett, in die Löſung ſchwieriger Probleme vertieft, oder er las ſchöne Bücher vor, am liebſten die Lebensbeſchreibungen ſeiner Helden Abd el Kadr, Ibrahim Paſcha und Napoleon und ſagte bisweilen mit düſterer Emphaſe: „Großartig ſterben muß der Menſch, das iſt das Ganze.“ Eine ſeltſame Nobleſſe ſeines Charakters trat bei verſchiedenen Anläſſen hervor. Einmal ereignete ſich's, daß er bei Gelegenheit einer Klaſſeneinzahlung ein Los nahm. In einer Anwandlung froher Laune verſprach er der Schwägerin, die dabei war, die Hälfte des Gewinns, wenn das Los gezogen würde. Das Los kam mit zweihundert Talern heraus. Eßwein ſchickte die jüngere Tochter, um das Geld abzuholen; ſie verlor es unterwegs, es waren Staatsſcheine, das Geld war hin. Kein Wort des Vorwurfs kam aus ſeinem Mund; er tröſtete das Mädchen ſogar und, nicht an dem genug, er bezahlte auch unter den ſchwerſten Opfern, nur weil das Gewinnerglück bekannt geworden war und er ſein Verſprechen halten wollte, hundert Taler an die Schwägerin.

Seine beiden Töchter liebte er über alle Maßen. Er hatte ſie nie zur Schule geſchickt, ſondern beide ſelbſt unterrichtet. Auch ſah er es lieber, wenn Geſpielinnen ins Haus kamen, und ließ ſie ungern zu andern Mädchen. In ihnen verkörperte ſich ſeine Lebens- und Schickſalsangſt, für ſie zitterte er vor allem. Es war Weihnachten vorüber, und nur ein einziger preußiſcher Taler war noch im Haus, das Überbleibſel eines Geſchenks von fünf Talern, das der Bruder Eßweins ſeinen Nichten zum Heiligen Abend geſchickt. Die Uhr der Jahre ſchien abgelaufen, die Zeit ſelber ſtillzuſtehen, Hoffnungsloſigkeit verrammelte alle Wege. Eßwein war müd und mürb, der ewige, nutzloſe Kampf hatte ihn verworren und verzweifelt gemacht, ſeine Muskeln, ſeine Glieder gehorchten nicht mehr, böſe Ahnungen verfinſterten ſeinen Geiſt. Am erſten Januar

mußte die Miete bezahlt werden, am erſten Januar war ein Wechſel fällig, am erſten Januar verlangte der Viehhändler ſein Geld für gelieferte Schweine. Der erſte Januar war wie ein Abgrund, Frau und Töchter wollten leben; wovon? Das Geſchäft war ſo gut wie aufgelöſt, alle Vorräte weg, und Eßweins Furchtgedanken kreiſten wie Geſpenſter um den einen einzigen Taler, den letzten Schutz vor dem Bettlertum. Er zergrübelte ſich das Hirn, um irgend etwas aufzufinden, das noch Hoffnung geben konnte; umſonſt. Die Zeit verrann, ein Tag nach dem andern verfloß, eine ſchlafloſe Nacht folgte der andern, und nun lagen noch drei Tage da, der Sonntag, der Montag und der Dienstag. Allein aus der Welt zu gehen, wie ſchön! Dann wäre er los und ledig, aber wie eigenſüchtig dies! Die Frauen preisgegeben! O, er ſah ſie der Armut, der Gemeinheit, dem Mitleid, der Bosheit, dem Laſter verfallen, er ſah ſie hingeſtreckt vor dem ungerührten Schickſal, beleidigt, beſudelt, zertreten. Vielleicht daß die Mutter noch ihr ehrenvolles Brot finden konnte, aber die Töchter! Jungfrauen, reine, unſchuldige, vertrauende Geſchöpfe! Da war Anna, ſchön und ſtolz, wehmütig und weich, mit ihren dreiundzwanzig Jahren nach des Lebens Fülle begehrend und erwartend; und Roſine, die Fünfzehnjährige, vor der Zeit erblüht, heiter und anmutig, ohne Falſch noch Wiſſen um die Welt. Was würde aus ihnen? Ja, ſie werden ihren Käufer finden, ſagte ſich Eßwein, ſie werden ſich des Lichts entwöhnen, ſie werden die Hand beſchmutzen, niedergeſchleudert von der Gewalt des Elends. Wenn es Knaben geweſen wären, aber Töchter! Töchter! Es gibt einen Punkt, wo das Gefühl eines Vaters zum Gefühl eines Verliebten wird, noch ſtarrer, noch herrſchſüchtiger, noch angſtvoller umſchlungen von den Gewißheiten und Möglichkeiten des Geſchicks. Ein Kind iſt Eigentum, trotzte Eßwein, eigen Fleiſch, eigen Blut; ſeine Ehre iſt meine Ehre, ſeine Schmach die meine. Und ein Weib, mit dem man gelebt hat, vor Schande zu behüten, das iſt Pflicht. Und ſo gab ihm die Liebe Kraft zu der furchtbaren Tat. Wenn auch nur der entfernteſte Hoffnungsſtrahl geleuchtet hätte, und wenn es nicht ein Werk der Liebe geweſen wäre,

ſo hätte ihm ſicherlich der Mut gefehlt, als er mit dem Beil vor das Lager der Jüngſten trat, um ſie noch einmal zu küſſen, bevor er ſie der Menſchheit entwand. Dann hinüber — ſchmerzlos hinüber! Auch die andern beiden heißgeliebten — hinüber, ſchmerzlos hinüber. Was er ihnen raubte, wog nicht das auf, wovor er ſie hütete. Kein lüſterner Geck ſoll euch nahen, ihr Töchter, kein Unwürdiger eure keuſche Bruſt öffnen, der Verrat nicht zu euch dringen, Notdurft euch nicht peinigen, die Kälte der Herzen euch nicht frieren machen. Und nun Feuer ins Haus, und ein Ende mit dem eigenen Daſein. Ein Schnitt in den Hals, er ſank nieder, er atmete noch, er lebte fort, der Arm ſchien wie gelähmt, das Blut floß, das Leben aber wollte nicht ſchwinden. Du ſtirbſt nicht, du kannſt nicht ſterben, das Schickſal will dich noch! ſchrie es in ihm. Leute kamen herbei und löſchten den Brand. Im Schutt des Wohnzimmers fand ſich der letzte Taler. Dann Haft, Gericht, Verhör, Tage und Wochen eines ſchwarzen Traumes, endlich das erſehnte Todesurteil. Und: „Das Schickſal läßt mich nicht!“ rief er er erſchüttert, als die Begnadigung verkündet wurde, die ihm der König zuteil werden ließ; er wollte ſich durch Verhungern töten, aber das Wort ſeines menſchlichen Richters, ob er ſich der verdienten Strafe ſchmählich entziehen wolle, brachte ihn davon ab. „Am Leben bleiben!“ klagte er. „Gezüchtigt durch Zuchthaus für eine ſolche Tat! Eingekerkert mit dem Abſchaum der Kreaturen!“

Jetzt, hervorgezerrt aus dem Frieden der Zelle, trug er die ganze Beſchwer und Finſternis der Vergangenheit um ſich, und während die andern gegeneinander ſprachen, redete es in ihm. Es war etwas Aufgeriſſenes in ſeinem Geſicht; es wehte Todesluft um ihn. Spürte er erſt in dieſer Stunde, daß er ein Verbrechen begangen? Fühlte er das Einzige, Einmalige, Unwiederbringliche des Lebens und daß er kein Recht beſeſſen, den Fügungen Gottes zuvorzukommen?

Unbezweifelbar, daß ein Mann wie er, von ſo großer Geſinnung und ſo reinem Herzen unter freundlichen Verhältniſſen der Mitwelt das Beiſpiel edler Menſchlichkeit gegeben hätte. Gerade unter Deutſchen lebten zu jeder Zeit

Charaktere, denen nur die Glücksgunſt fehlte, um in beſchränktem Kreis Vortreffliches zu wirken; irgendwie haften ſie mit ihrem Weſen noch in verſtörter Welt und bildloſer Finſternis, in einem Schattenland, und der tätige, in Heiterkeit gebundene Geiſt iſt wie durch Ahnenfluch ſchon an ihrer Wiege erwürgt worden.

„Hol' mich der Geier, das iſt eine Figur," ſagte Peter Mariß, der unverbeſſerliche Literat. Alexander ermahnte ihn durch einen Wink ſtille zu ſein, denn in ihrer Nähe erzählte Wengiersky einem gewiſſen Deininger, der wegen Kurpfuſcherei ſaß, Eßweins Geſchichte in aufgetragener Klatſchbaſenmanier und überſtürztem Eifer. Er war aus derſelben Stadt wie Eßwein und hatte ſozuſagen alles miterlebt. Doch ſtellte er ihn als einen Selbſtſüchtling dar, einen Kerl, der den Seinen nicht das Brot gönnte und, von Größenwahn befangen, dem alten Kreisphyſikus die Tochter verweigert hätte, als er ſie zur Ehe begehrt.

Aber Alexander bedurfte der Auslegung kaum, deren böswilliger Teil ihm nichts verhüllte. Schickſale haben ihren Geruch wie Leiber. War er denn nicht dazu da, um die Schickſale zu ſpüren? Nannte ſich Dichter, als einer, der ſchaut mit tiefen Blicken? Die Elenden ſchauen und ſpüren, ihren Krampf, ihre Not, ihre Sehnſucht, ihre Schreie von unten auf hören, ihr unterirdiſches Daſein wiſſen! Und was ſie ſcheidet von denen da oben, dieſer Zufall einer Stunde: oder dieſe unlösbare Verworrenheit des müden Geiſtes und kranken Herzens, der Trotz der Armen, der Zwang der Beſeſſenen, der Irrtum der Gewaltſamen: ihre Seele gehört doch dem Leben, ihr Auge dem Licht, und was ſie niedergeſchleudert hat, iſt auch in mir, ruht in mir, wächſt in mir, ſeufzt und will in mir, umflutet mir den Traum, lemuriſch groß und häßlich. O, wie ſie leben, dachte Alexander verſunken, und wie ich ſie alle gewahre, dieſe und hinter ihnen andre, ihre Brüder und Schweſtern, ihre Ahnen und ihre Kinder, dieſe und die von draußen, den Landmann hinter dem Pflug, den Drechſler an ſeiner Bank, den Schuſter vor der Waſſerkugel, den Schmied am Blaſebalg, den Maurer an der

Mörtelgrube, den Bergmann im Schacht, den Uhrmacher, durch die Lupe auf ſeine Rädchen lugend, den Schlächter und ſein Beil, den Holzfäller im Wald, den Boten, der Briefe bringt, den Drucker am Setzkaſten, den Fiſcher im Meer, den Hirten bei der Herde, die vielen Schweigſamen, die keine Worte haben; alle die unten ſind, weil ſie keine Worte haben, und die nach denen verlangen, die mächtig ſind, darum mächtig, weil ſie Worte haben. Denn Worte haben bedeutet Wiſſen haben, Ehre haben, bedeutet Kraft, Sieg und Leben. Worte bedeuten Leben. Und dieſe haben keine Worte, grübelte unſer Poet auf ſeinem merkwürdigen Gedankengang weiter, ich aber lebe mit zwanzigtauſend Worten und bin ihnen das Begehrte und die Gefahr zugleich. Doch nur fern von ihnen beſitze ich die Worte, mitten unter ihnen bin ich ſtumm; was ſie reden, iſt Stummheit für mich, was ich rede, Stummheit für ſie. Verſtünden wir einander, dann wäre es ſchlimm für mich und ſchlimm für ſie; ſie würden mir aus der Bruſt zu reißen ſuchen, was Gott ihnen verſagt hat, ſie würden mich zermalmen in ihrer Wut. Ich muß fern von ihnen bleiben, um nicht zermalmt zu werden.

Indeſſen war die Aufregung der Sträflinge beſtändig gewachſen, und der Lärm ſtieg mit jedem Augenblick. Offenbar waren ſie überzeugt, daß die Geſchichte nicht lange dauern könne, und obſchon ihnen Wengiersky immer wieder verſichert hatte, draußen im Land gehe alles drunter und drüber, auch das Militär ſei in Aufruhr, ſo war ihnen doch keineswegs geheuer zumute, und ſie tobten und ſchrien, als ob jeder ſich auf ſeine Weiſe in dieſer Stunde zum Äußerſten entfeſſeln wollte. In einen einzigen Ruf war ein Erlebnis gepreßt; Andeutungen hier und dort ergaben verzerrte Bilder der Exiſtenzen; einer ſpiegelte ſich im Außerſichſein des andern, Prahlerei klang wie Beichte, Aufgeblaſenheit wie Reue; ſie brüſteten ſich mit Gemeinem, und ſchlechtes Gewiſſen rann wie Waſſer nach dem Regen. Daß ſie gehungert, deſſen rühmten ſie ſich; daß ſie hinterm Buſch gelegen mit einem Mädchen; daß ſie den Richter belogen; daß ſie beſtellte Arbeit nicht abgeliefert; daß dieſer oder jener Schurkenſtreich noch nicht an den Tag gekommen,

darüber lachten ſie ſich toll. Der eine ſchwärmte von einem Kalbsbraten, den er bei der Kirmes gegeſſen, der andere von Wohlleben und Jungferieren, der dritte plätſcherte förmlich in unflätigen Redensarten, einer hüpfte mit beiden Füßen und gluckſte dabei wie ein Narr; zwei, die ſchon betrunken waren, hatten ſich umhalſt und wimmerten wie Hunde. Ein zwerg- und krüppelhafter Kerl fluchte fortwährend; Hennecke erzählte, daß er einſt einen Bocksbart, in die Haut eines ſchwarzen Katers gewickelt, am Hals getragen, um ſich ſtich- und ſchußfeſt zu machen; der Schatzgräber ſprach von der Zauberblume Efdamanila, mit der man alles Gold in der Erde finden könnte; der Hochſtapler, deſſen Kopf ein Sammelſurium geſchwollener Romanfloskeln war, ſchilderte ein Liebesabenteuer, das er mit einer Herzogin gehabt, der er dann die Brillanten geſtohlen. Die keifende Stimme des gelben Hahns erſchallte vielleicht zwanzigmal mit der Frage, ob jemand die Geſchichte vom Major Knatterbeck kenne, der ſich in Sachſen für den ruſſiſchen Kaiſer ausgegeben. Dazwiſchen hörte man Worte wie: „Ich will ihm ſchon die Wahrheit ſagen, wie Johannes dem Herodes will ich ihm die Wahrheit ſagen;“ oder: „Dem Amtmann hab ich einen glupiſchen Streich geſpielt“; jedem rückten ſeine Jahre heran, jeder umklammerte ſein Erlebnis. Unmöglich, dies Höllenweſen zu malen, unmöglich zu beſchreiben, wie wunderlich es wirkte, daß mitten in dem wüſten Getriebe der Knabe Martin hockte und weinend die Hände vors Geſicht geſchlagen hatte. Auch deſſen Geſchick erfuhr Alexander aus den flatternden Geſprächen, und mit wiederholtem Schauer dachte er: Das alles enthältſt du, Leben, du Nußſchale, du ungeheures Meer! Peter Mariß zitterte ſchließlich an Armen und Beinen; Alexander ſprach ihm flüſternd Mut zu. Peter erwiderte ebenfalls flüſternd: „Ein Hundsfott hat Mut; ein Kerl von Phantaſie braucht hier keinen Mut zu haben. Es iſt des Teufels mit der bürgerlichen Geſellſchaft, daß ſie ſich ſolche Geſchwüre an ihrem Leibe ſchafft. Wozu Mut, wenn mir's die Nieren zerfrißt? Ein Hundsfott hat Mut.“

Auf einmal ſtürzte ein gewiſſer Peckatel, Friſeur wie Wengierſky, ein ſchwerer Verbrecher, ein Mörder, der die

Manie gehabt, ſeine Opfer zu friſieren, wenn ſie als Leichname dalagen und nur deshalb, als kranker Geiſt, der Hinrichtung entgangen war — dieſer Peckatel alſo ſtürzte aus dem Tor des Gefängnishauſes und wies mit Zeichen eines unverſtellbaren Entſetzens zurück ins Finſtere. „Der Eßwein," keuchte er, „der Eßwein!"

Urplötzlich ward es ſtille. Nur der Alte auf der Mauerbrüſtung leierte ſein Verschen weiter, und den Knaben Martin hörte man weinen. Urplötzlich ſchwiegen auch dieſe. Die meiſten drängten ſich zum Knäuel zuſammen; Haupt um Haupt hob ſich über den Feuerkreis, manche ſtarrten auch ſeitlich hervor, und die vielen naßglitzernden Augen fragten angſtvoll, was vor ſich gehe. Peckatel wies ſcheu zurück; der Adamsapfel an ſeinem hohlen Hals bebte auf und ab.

Sie ahnten, was ſich ereignet hatte. Der Unheimliche, war er nun endlich zu ſeinen Töchtern entronnen! Er, der einzige, dem auch die Freiheit Gefangenſchaft war, der die Worte verſchmähte, dem keine Mitteilung mehr dienen konnte. Als Alexander die wilden, zahlreichen, tiergleichen Menſchengeſichter in einem geheimnisvollen Schweigen lauſchend und feuerglühend dicht nebeneinander ſah, verlor er vor Aufregung faſt die Beſinnung. Er erhob ſich raſch, um ebenfalls zu ſchauen; ein Brett, an das er mit dem Fuße ſtieß, klappte um, Peter Mariß packte ihn und preßte die Hand in ſeinen Arm, aber es war ſchon zu ſpät, vierzig oder fünfzig Augenpaare veränderten die Richtung ihres Blicks, hefteten ihre Aufmerkſamkeit gegen die beiden, die ſie auf einmal als Fremde erkannten. Furcht, Mißtrauen, Haß ſprühte aus ihren Mienen, einige begannen zu murmeln: „Es ſind Spitzel;" „es ſind Spione;" „wer ſind ſie?" „wo kommen ſie her?" So wurde gekündet und gefragt.

Die Vorderſten ſchoben ſich gegen ſie hin. „Wer ſeid ihr?" gellte plötzlich eine heiſere Stimme.

„Ja, wer ſeid ihr?" rief der rieſenhafte Hennecke drohend. „Eier- und Käſebettler vielleicht? Mutterſöhne und Milchmäuler?"

„Die wollen Hasauf ſpielen," ſchrie ein anderer.

„Die kommen aus einer guten Küche her," ein dritter.

Der Roman.
Gemälde von Alfred Stevens.

„Die ſind weich wie Papier, wenn's im Waſſer liegt," ein vierter.

„Heraus mit der Sprache, von wo ſeid ihr gekommen?" fragte Hennecke grimmig. „Warum habt ihr geſchwiegen?"

Unterdrückten Tons gab Alexander eine Erklärung zum beſten. Er wurde nicht verſtanden. Ein abſcheuliches Durcheinanderſchreien entſtand. Voller Wut drängten alle näher, da ſprang Peter Maritz in ſeiner Herzensangſt auf und brüllte mit Donnerſtimme: „Ruhig, Brüder! Wir gehören zu euch! Wir ſind Revolutionsleute! Wir haben euch frei gemacht! Wir haben Lieder gedichtet, die den Tyrannen an die Fenſter geflogen ſind und ſie trefflicher als Kanonenkugeln zugerichtet haben."

„Hurra!" heulten die Meuterer. „Her mit den Liedern! Zeigt uns die Lieder! Singt uns eure Lieder! Heraus damit!"

Peter Maritz blickte ſeinen Gefährten flehend an. In dieſem Blick war die ganze komiſche Verzweiflung, die den Bramarbas erfüllt, wenn's ihm ans Leben geht. Alexander zeigte ein verſtörtes Geſicht. Der Atem der auf ihn Eindringenden verurſachte ihm Übelkeit. Sie forderten mit Worten und Gebärden, ihr argwöhniſcher Haß war nicht geſchwunden. Alexander ſchämte ſich ſeines Freundes und fürchtete doch auch für ſich, mechaniſch knöpfte er ſein Gilet auf und holte das beſchriebene Heftchen aus der Taſche. Er ſchlug das erſte Blatt um und fing an zu leſen. Trotz jäh eintretender Stille verſtand ihn aber keiner, die Hinterſten ſchoben ſich wütend vor, noch war der allgemeine Zorn im Wachſen, da riß Peter Maritz das Manuſkript aus Alexanders Hand, ſtellte ſich in große Poſitur und las mit ſchmetternder Stimme die folgenden Strophen:

Ich richt' euch einen Scheiterhaufen,
auf dem das Herz der Zeit erglüht,
mein Volk will ich im Blute taufen,
das ſich umſonſt im Staube müht.
Ich will euch Freiheitsbrücken zeigen
und Kronen, die der Roſt zerfraß,
die Fürſten müſſen e u c h ſich neigen
und wer im Gold ſich frech vermaß.

So öffnet denn die dunkeln Kammern
und strömt hervor wie Gottes Schar,
es soll mich heute nicht mehr jammern,
daß gestern Nacht und Grausen war.
Auf denn, ihr Armen und Geschmähten,
du seufzend hingestrecktes Land,
Genug der ungehörten Reden,
setzt mir das alte Haus in Brand!

Zerschlagt, was mürb und morsch im Staate,
von eurer Not klagt Dorf und Flur,
den stolzen Henkern keine Gnade!
Zerschmettert Höfling und Pandur!
Der Feige mag vergebens zittern,
der Held macht seinen Bruder kühn,
und aus zerbrochnen Kerkergittern
wird neue Welt und Zeit erblühn.

Eine andächtige, beinahe heilige Stille trat ein, als Peter Maritz geendet. Wie Schulkinder am Lehrer, der zum ersten Male vom Evangelium spricht, sahen sie empor, die Zuchtlosen, die Gemeinen, die Verräter am Eigentum, am Leben, an sich selber und an der Menschheit. Es ist etwas Sonderbares um Takt und Rhythmus eines Gedichts, wenn es mit unvertrautem, doch faßbarem und durstig empfangenem Klang ins Ohr der rohen Masse fällt. Da sieht man es, daß ihnen das vom Alltagsstaub gesäuberte Wort doch immer und ewig das reinste Wunder bleibt und daß sie die himmlischen Engelschöre zu vernehmen glauben, wenn nur Reim um Reim tönt. Nachdem sie eine lange Weile in ihrer Atemlosigkeit verblieben, brach jählings aus allen Kehlen wie aus einer ein Begeisterungsjubel von einer Vehemenz los, daß die uralten Mauern der Burg bis in den Grund erschüttert schienen. „Wer hat das gemacht?“ „Eine tüchtige Sache!“ „Ein wackeres Stück!“ „Das geht wie Trompetenschmalz!“ „Wer hat's geschrieben?“ „Auf Papier steht's geschrieben?“ „Der Dicke hat's gemacht?“ „Nein, der Kleine.“ „Wer? Der Kleene?“ „Der Kloane?“ „Der Schmächtige?“ „Tausendsasa!“

So johlte, ſchrie, gellte, fragte, antwortete es durcheinander. Peter Mariß, auf einem leeren Faß ſtehend, ſchaute mit halb triumphierender, halb ungewiſſer Miene hinab, denn ſchon hatte er ſich mit Würde in ſeine Deklamatoren-Rolle gefunden, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er ſich ſelber als Dichter der aufpeitſchenden Verſe gefühlt, an deren Mittelmäßigkeit er jedoch keinen Augenblick zweifelte. Jedenfalls ſchwenkte er das Heftchen wie eine Fahne in der Luft und ſtutzte erſt dann, als zwei von den am nächſten und erregteſt tobenden Meuterern ſeinen Freund Alexander brüllend auf die Schultern hoben, um ihn über den vom Feuer lohenden Platz gegen die noch geſchloſſenen Tore zu tragen. Die übrigen begriffen den Vorgang zugleich:

Zerſchlagt, was mürb und morſch im Staate,
von eurer Not klagt Dorf und Flur,
den ſtolzen Henkern keine Gnade!
Zerſchmettert Höfling und Pandur! —

Dies war Silbe für Silbe ihrem Gedächtnis treu geblieben, und ſchon hatten ſie eine Melodie dafür, vielleicht einem alten Kneip-, Vaganten- oder Soldatenlied entnommen. Fünf oder ſechs Kerle riſſen den hölzernen Querriegel vom Tor, die Flügel taten ſich weit auseinander, und der tobende, berauſchte, gefährliche Haufe wälzte ſich ins Freie. Mit todbleichen Mienen hockte Alexander auf den Schultern ſeiner Träger. Gedanken von einer abſurden Zerſtücktheit ſchwirrten ihm durch das Hirn. Solchen Lorbeer zu ernten hätte er ſich im Traum nie eingebildet. Sein ganzes Dichterwollen und innerliches Trachten erſchien ihm als eine ſataniſche Fratze, die Welt ſchien ihm verkehrt, wie wenn man Häuſer auf die Dächer baut und Kirchen über ihre Türme ſtülpt; ein unbeſchreibliches Gefühl des Mißbehagens überkam ihn, ſein Gedicht aus Peter Mariß' Mund war ihm als der trübſeligſte Auswurf der Verlogenheit vorgekommen, und er wurde kalt im Herzen wie bei einer Krankheit.

Es war gelindes Wetter und Mondſchein. Durch die Allee der blätterloſen Wipfel funkelte der Lampenſchein

aus den Häuſern der Stadt empor, auch links und rechts durch Baumlichtungen der Laternen-Augen eines Weilers oder Gehöfts. Vom Hof der Plaſſenburg lohte das halbverbrannte Feuer den Davonziehenden nach, die plötzlich mitten in ihre Empörergeſänge hinein den ſchrecklichen Ton von Trommelwirbeln vernahmen. Was dies zu bedeuten hatte, war klar. Mit der Raſerei der Verzweiflung und des Trotzes drängten die Vorderſten vorwärts. Alexander hob mechaniſch die Hände und beſchwor den Gott der Sterne um Erlöſung von der Pein, die zu ertragen ihn beſtändig ſchwerer dünkte. Peter Mariß, durch das Dunkel beſchützt, war dem Sträflingshaufen vorgeeilt, kaum daß er das militäriſche Signal gehört. Ihm bangte nicht wenig um das Schickſal ſeines Kameraden, und ein Seufzer der Erleichterung entfuhr ihm, als von ferne die Helme und Bajonette aus dem Abenddunkel blitzten. Der Zuſammenſtoß erfolgte raſcher, als die Meuterer gedacht. Eine überhelle Kommandoſtimme befahl ihnen über einen Zwiſchenraum von hundert Schritten, ſich zu ergeben. Sie antworteten mit einem Wolfsgeheul. Allſogleich praſſelte die erſte Gewehrſalve, und von einer Kugel durchbohrt, ſtürzte Alexander Lobſien lautlos von den Achſeln ſeiner Träger auf das Schottergeſtein der Straße herab. Ein Halt, ein Starren, ein wehes Rufen der Verwundeten, und die Meuterer ſtürzten nach allen Seiten fliehend in den Wald.

Zwei Stunden ſpäter ſaß Peter Mariß unten im Leichenhaus neben dem Körper ſeines toten Freundes. Kann man beſſer als durch den Tod bezeugen, daß man gelebt? Selbſt dann, wenn man nur Verſe geſchrieben? Es iſt eine eigene Sache um die Tat; ſie will ihren Preis, und einen andern Preis als das Wort. So geſtaltet das Daſein aus Zufallswirrungen ein Schickſal, und über den vergehenden Menſchen bleibt nur die unendliche, aufgeblätterte Schönheit des Lebens ſelbſt.

Toskaniſche Volkspoeſie

Riſpetti und Ritornelle*)

Überſetzt von Paul Heyſe

Heut trieb's um Mitternacht mich, aufzuſtehn.
Da ſtahl mein Herz ſich grad' aus meiner Bruſt.
Ich ſprach zu ihm: Herz, wohin willſt du gehn?
Es ſagte, daß zu Euch es gehen mußt'.
Sieh, daraus kannſt du meine Liebe ſchließen:
Mein Herz bricht aus der Bruſt, um dich zu grüßen.

Mußt du vorbeigehn hier, ſo tu's bei Nacht.
Dann hörſt du, wie mein Herz ſo heftig ſchlägt,
Wie'n Klopfer, der ans Türchen pocht mit Macht.

Heiraten will ich, und Euch will ich haben.
Was kümmert mich's, ob Not ich leiden werde!
Ich werd' es ſchlecht, Ihr werdet's luſtig haben.

Das Waſſer, Schatz, womit du früh dich wäſcheſt,
Gieß' es nicht weg; es nützt ja noch genug.
Verkauf's als Medizin dem Apotheker:
Es heilt die Wunden, ſo die Liebe ſchlug.

O Liebe, Liebe! Warum nennt man's Liebe?
's iſt eine Kette, die kein Ende nimmt,
's iſt ein Gefängnis, trauervoll und trübe.

*) Canti popolari Toscani scelti e annotati da Giovanni Giannini. Firenze, Barbèra. 1902.

Als ich nur klein war und ein Wickelkind,
Hab' ich Papa nur und Mama gehört,
Jetzt meinem Beppo nur, wenn er mich nimmt.

Blumen im Mooſe.
Ich kreiſe ſtets um Euch, der Biene gleich,
Die immer dicht umkreiſt die Heckenroſe.

Eh' ich dich je verlaſſe, Liebſte mein,
Beginnen neu zu ſprechen tote Zungen,
Und fließt aus allen Brunnen roter Wein,
Und alle Fiſche ſind ans Land geſprungen.
Eh' deiner Liebe je ich werd' entſagen,
Wird der Orangenbaum Limonen tragen.

Ich war in Rom, wollt' ſehn Sankt Peters Dom.
Als ich zum erſten Säulengang gekommen,
Dacht' ich an Euch und kehrte wieder um.

Sag mir, du Schöner, was ich ſoll beginnen,
Damit ich meine Seele mag erretten.
Geh' ich zur Kirche, bleib' ich nicht darinnen;
Nicht ein Ave-Maria kann ich beten.
Ich geh' zur Kirch' — nichts ſagen kann ich dort,
Nur deinen holden Namen fort und fort.
Ich geh' zur Kirch' und kann nicht beten drin;
Dein holder Name liegt mir ſtets im Sinn.

Mein Liebſter kommt die Straße her da drüben.
Er macht ſo ſtolze Schritte wie ein Löwe.
Draus ſeh' ich, daß er anfängt mich zu lieben.

Ich bin verliebt in unſern Glockenturm ...
Nicht in den Turm, verliebt nur in die Glocken ...
Nein, in den Blonden, der die Seile zieht!*)

Wie pflegt ein ländlich Mädchen doch zu tun,
Das ſeinen Liebſten ſieht vorübergehn?
Sie tritt vors Haus und ruft und lockt das Huhn,
Bis es dem Burſch beliebt, ſich umzudrehn.
Und wendet ſich dann um der gute Freund —
„Schu, ſchu, mein Hühnchen! Du biſt nicht gemeint.“

O Mägdlein, das da auf der Schwelle ſteht,
Ein Buch in Händen, drin Ihr ſcheint zu leſen,
Gleich ſchließt Ihr's, wenn der Schatz vorübergeht.

Blüh'nde Violen.
Wir tun, als wollten wir das Kätzchen rufen,
Und küſſen uns geſchwind indes verſtohlen!

O kleine Schwalbe mit den raſchen Flügeln,
Wenn meinen Schatz du triffſt, ſchick ihn zu mir.
Sag ihm, ich blieb zurück auf dieſen Hügeln,
Als wie ein armes Lamm, das ſich verirrt.
Sag ihm, daß ich zurückblieb ohne Liebe,
Als ob ein dürres Blatt im Winde triebe.
Sag ihm, daß ich zurückblieb hier allein,
Als wie das trockne Gras am Wieſenrain.

*) Auch im Italieniſchen reimlos. Auch ſonſt wird es in dieſen Liedchen mit dem Reim nicht immer genau genommen, und oft tritt nur eine Aſſonanz dafür ein.

Blühender Thymian.
Laßt mich nur ſingen; ich bin ſo vergnügt.
Von meinem Schatz hab' ich 'nen Brief gekriegt.

Wie lang auf deine Rückkehr mußt' ich warten!
Ich hörte deinen Tod ſchon mir verkünden.
Die Roſen waren aufgeblüht im Garten,
Draus wollt' ich weinend einen Kranz dir winden.
Nun, da du kamſt, mein holder Schatz, nach Haus,
Werf' ich zum Fenſter meinen Kranz hinaus.
Nun, da du wiederkamſt zu deiner Treuen,
Woll'n wir den Kranz in alle Winde ſtreuen.

Wir haben ſchon als Kinder uns geliebt
Und wuchſen wie zwei Blumen auf zuſammen.
Ach, daß es doch nun eine Trennung gibt!

Du ſollſt nicht länger hier herumſpazieren.
Mein Vater ſchlägt mich, und du läßt's geſchehn.
Was kümmerſt du mich und dein Lamentieren!

Was tat ich deiner Mutter, Liebſter mein,
Das ſie zu ſolchem Groll und Haß getrieben?
Sie will, ich ſoll dir nicht mein Lieben weihn,
Und ihr zuliebe ſollſt du mich nicht lieben.
Welch unvernünft'ge Mutter du doch haſt!
Die ihren Sohn liebt, die iſt ihr verhaßt.

Denkſt du wohl noch, wie oft in meinem Schmerz
Vor deinem Fenſter ich geſtanden habe?

Nimm doch ein Meſſer, ſtoß es mir ins Herz,
Laß unter deiner Treppe mich begraben.
Wenn du hinunterſteigſt die Treppe dann,
Fängſt du auf meiner Bruſt zu ſchwatzen an.
Wenn Ihr dann Eure Treppe ſteigt herunter,
Schwatzt Ihr auf meiner Bruſt ganz froh und munter.

Blüh'ndes Radieschen.
Hab' ich denn je Dolchſtiche dir gegeben?
Ich gab dir nur auf Mund und Wangen Küßchen.

Was ſehn mich Eure ſchwarzen Augen an?
Sagt mir, in welcher Abſicht Ihr es tut.
Wenn Ihr was wollt von mir, ſo denkt nicht dran!

Es war im Mai, ich weiß es noch gar wohl,
Da ließen wir uns was von Liebe träumen.
Die Roſen ſtanden ſchon in vollem Flor,
Die Kirſchen hingen ſchwarz ſchon an den Bäumen.
Sie wurden ſchwarz und reiften ſchon am Zweig
Da ſah ich dich und fiel in Liebe gleich.
Nun fällt das Laub, der Sommer ging dahin –
Dich noch zu lieben, kommt mir nicht in Sinn.

Mein Liebſter muß zum Militär. O Qual!
O lieber König*), laßt ihn avancieren,
Daß er Sergeant wird oder Korporal!

*) O Vittorino, nämlich Vittorio Emanuele II.

Ich ſagte dir's: Mach dich gefaßt darauf:
Find' ich was Beſſres, werd ich dich verlaſſen.
Nun ich was Beſſres fand, geb' ich dich auf.

Blüh'nde Kohlraben.
Was mir geſchah, iſt Vielen ſchon geſchehn:
Euch lieben, Schöner, und das Nachſehn haben.

Blühende Myrtenſproſſen.
Weil ich Euch liebte, mußt' ich ſo viel weinen.
Ach, arme Tränen, in den Wind vergoſſen!

Heut wird der Liebſte frei'n, der mich verlaſſen.
Jetzt wird er ſelig ſein in Liebesfreuden,
Und ich vor Weinen weiß mich nicht zu faſſen
Und muß, ich Ärmſte, aus dem Leben ſcheiden.

Sie wird mein Glück nun, meine Küſſe haben,
Mich Ärmſte wird man bald genug begraben.
Sie werden nun in Wonne ſich umarmen,
Indeſſen bricht vor Weh das Herz mir Armen!

Ich gräme mich nicht drum, das fehlte noch!
Iſt's nicht Beppino, wird's ein Andrer ſein.
Den Ring am Finger krieg' ich darum doch.

Du Falſcher haſt mich im April verlaſſen.
Du dachteſt wohl, krank würd' ich davon werden?
Krank war ich. Du haſt mich geneſen laſſen.

Ich hab' gefreit, um auch im Buch der Frauen
Zu ſtehn und eben auch 'nen Mann zu haben.
Nun, da ich muß das Brot der Reue kauen,
Schlägt mich mein Mann vom Morgen bis zum Abend.

Blüte der Winde.
Nehmt einen Mann, ja nehmt nur einen Mann,
Wenn ihr abbüßen möchtet eine Sünde.

Blühendes Erdbeerkraut.
Laßt ſie nur ſingen, dieſe Schwätzerin.
Sie gleicht dann einem Kätzchen, das miaut.

Mich ſchmerzt der Hals, ich kann nicht länger ſingen,
Doch würd' ich's gern den ganzen Abend tun,
Um einen Menſchen nur in Wut zu bringen.

Es ſingt ſo ſchön ſich in der Abendfriſche,
Weil alle Mädchen dann von Liebe ſprechen.
Von einer geht zur andern das Geziſchel:
Wer wird wohl dieſe friſche Blume brechen?

Wer eine kann von uns zur Frau erwerben,
Iſt ſchon im Himmel, braucht nicht erſt zu ſterben.
Wer eine nur von uns bekam zum Weibe,
Iſt ſchon im Himmel bei lebend'gem Leibe.

Bei Mondſchein.

Von

Hermann Heſſe.

Mag Menſchenkampf und Menſchenhaſt
In wilden Kreiſen ringen,
Will jeden lieben Abend doch
Der ſtille Mond als treuer Gaſt
Uns ſeinen Frieden bringen.

Und jeden Frühling will der See
Im Spiegel junge Blüten wiegen,
Und wenn es kahl und Winter wird,
So kommt der lichte kühle Schnee,
Das Dunkel zu beſiegen.

Und wenn einſt alle unſre Haſt
Und unſer Glückverlangen
Vertobt hat und im Boden ſchläft,
Kommt noch der Mond, der alte Gaſt,
Den alten Weg gegangen.

Das Märchen von der getröſteten Witwe.

Von Hans Sendling.

Ehrfurcht gebührt dem Dichter. Dem Schickſal gleichend hat ihn Schopenhauer genannt. Er pflügt das Leben, er iſt der Säemann. Indem die Menſchheit ward, entſtand er. Er war im erſten Menſchen lebendig, der um ſich blickte und mehr als tieriſche Gefühle in ſich trug. Gleich über der Wurzel erntet er das Leben und ſchneidet die Ähren nebſt dem wogenden Halm. Frei aus der Schürze des Säers wirft er die Körner zurück, unmittelbar in des Lebens verjüngenden, weitertreibenden Schoß. Wo und wann Menſchen leben, iſt der Dichter, aber er lebt vor ihnen her, eine wandelnde Säule aus Wolke und lichtem Schein; wir erkennen nie, zieht er die Scharen nach ſich oder zieht er nur vor ihren ſtarken Schritten her. Wir ſind er, und er iſt wir; unſer Enträtſeln, unſer Verlangen, unſer Schmerz. Aber er iſt mehr, weil wir herrlicher ſind als unſere Schmerzen und als der Schutt, der von uns bleibt. Er iſt unſere Kraft, unſere Erhebung, das hohe Lied des Wiſſens iſt er, daß wir ſind. Je mehr wir wachſen, deſto freudvoller, lichter, jauchzender wird er in uns, „und ſingend einſt und jubelnd durchs alte Erdenhaus, zieht als der letzte Dichter der letzte Menſch hinaus“.

Des Dichters Widerſpiel iſt der Gelehrte. Er begleitet, er hütet die Ordnung, er ſortiert. Er ſäet nicht in das Land und er ſieht die Ähren nicht wogen; wenn er ſie wahrnimmt, erkennt er forſchend, welche Sorte das iſt. Er durchgräbt das Land nach den Spuren der Menſchheit, Edelgeſtein und leuchtende Kriſtalle hebt er ans Licht und ſtellt ſie in ſeine Läden, daß ſie Alle ſehen, oder er hebt die Lumpen und Scherben auf und verwertet ſie noch. So und ſo iſt er notwendig für die be-

wußte Kultur. Aber das Leben iſt und war lange, lange Zeiten ohne ihn.

Der Gelehrte bewahrt vielleicht des Dichters Namen auf. Wo nicht einzelne Männer ſchon ſortierte Gelehrſamkeit betreiben, wird des Dichters Name von niemandem gekannt. Die Menſchheit empfängt nur, ſie iſt zu fruchtbar, zu gewaltig zur Dankbarkeit. Niemals bleibt ſie raſtend ſtehen, und ſie blickt nicht um wie das Weib des Lot; aber des Dichters Werk trägt ſie mit ſich, erzählt, bewahrt es weiter und gibt ihm die Unſterblichkeit. —

Der einfache Menſch hat die ſchamhaftere Seele, nicht der vorgeſchrittene und „aufgeklärte“; ihn erzieht man deſto notwendiger zum Anſtand der Schamhaftigkeit. Er nennt die Tierfabel kindlich, er verachtet das Märchen von den Tieren, worin die jungen Völker das Arge von den Menſchen weiter erzählten, welches ihr Dichter trauernd und zürnend ſah. Faſt alle Völker kennen die Tierfabel, Hebräer und ſonſtige Semiten, Chineſen und andere. Am meiſten haben ariſche Völker erzählt in der Maskierung der gierigen und liſtigen Tiere, indem ſie die Scham verſpürten, daß der Menſch nicht anders als der Schakal und der Fuchs, der Wolf und ſo vielfach noch nicht beſſer ſei. Inder, Griechen, Germanen, Litauer, Slawen. Der Römer iſt der Ungenierliche, der Realiſtiſche, er hat am meiſten vom unpoetiſchen Gelehrten in ſeiner Volksnatur, vom exakten Begriffsbildner. Es iſt unnötig, auf die beſondere Fülle und Bedeutung germaniſcher Tierfabulierung erſt zu weiſen, von der Menſchenkenntnis des Reineke Vos, die niederdrückend, aber wieder durch den Humor befreiend iſt, bis zum leichten Märchen des Volkes in der Sammlung der Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm. —

Der Fuchs wollte wiſſen, ob ſeine Frau ihm treu ſei, da legte er ſich unter die Bank und ſtellte ſich tot. Und die Füchſin ſaß in ihrer Kammer und weinte in ihrem Jammer. Die Magd, die Jungfer Katze, ſaß auf dem Herd und kochte. Da hört die Magd aus der Küche, daß jemand vor der Haustür iſt. Es iſt ein junger Fuchs, der will die Füchſin freien. Ach, was fällt ihm ein! Die ſitzt in ihrer Kammer und weint in ihrem Jammer. „Wie

ſieht er denn aus?“ fragt vom Oberſtock herunter die ſchluchzende Füchſin. Es iſt ſchon ein feiner junger Freier. Und ehe der junge Fuchs vor der Haustür noch umgekehrt iſt, ruft die Witwe durchs Haus:

„Nun macht mir Tor und Türe auf
Und kehrt den alten Herrn Fuchs hinaus!“

Gerade machen ſie ſich daran, da rührt ſich der alte Fuchs unter der Bank, prügelt das ganze Geſindel durch und jagt es zum Hauſe hinaus.

Das Märchen geht durch alle deutſchen Stämme. Mit allen möglichen Varianten und Ausſchmückungen. Denn dauernd im Märchen iſt ja immer nur der Kern. Es können erſt verſchiedene Freier abgewieſen werden, damit die Spannung — zwar auf Koſten der Pointe — ſich ſteigert, es kann auch der Kater anſtatt des alten Fuchſen ſein. Dieſer kann auch wirklich tot ſein, es wird nun ſchleunigſt die vergnügte Hochzeit gehalten, und wenn ſie nicht aufgehört haben, ſo tanzen ſie heute noch. Das alles iſt aber nebenſächlich, bis auf den ſpringenden Punkt dieſer Märchen, daß die in Jammer zerfließende Witwe, ſobald ſie hört, es ſei ein genügend ſchöner Freier da, den beweinten Gemahl auf dem kürzeſten Wege zum Hauſe hinausſchaffen läßt. Smît't Aas æwern Tûn! heißt es in der modernen mecklenburgiſchen Verſion.

Über die Moral dieſer Geſchichte oder vielmehr die verſchiedenartigen Moralwendungen ereifern wir uns hier natürlich nicht. Auch nicht über die Tatſache an ſich, daß die Erzählung oder Fabel ſo verbreitet wie kaum eine andere iſt.

Im vorliegenden Falle iſt es die ſkeptiſche Beobachtung der Volksdichtung, die wir verfolgen. Sie geht der Länge nach durch die ganze Geſchichte der Menſchheit, und ſie geht durch die ganze Breite der Wirklichkeiten. Außer im Märchen, in der Fabel, der Novelle hat ſie ſich niedergeſchlagen in unzähligen Sprichwörtern, die die epigrammatiſche Ausdrucksform einer univerſalen Beobachtung ſind. Das Sprichwort vergißt es zwar auch nicht: die Witwe hat nur ein halbes Herz (ſlawiſch: Vdovec má jen polovici srdce). Aber wie ein armes Veilchen ſteht dieſe liebenswürdigere Wen-

dung unter dem dichten Geſtrüpp und ſcharfen Dorn. Muß jemand Tatſächlichkeiten hören, ſo ſind die hiſtoriſchen die zuverläſſigſten. Um dieſelbe Zeit, da die Erzählung von den treuen Frauen nach einer deutſchen Lokaliſierung ausſchaute und bald darauf das Städtchen Weinsberg wählte, zog durch Kleinaſien das große Kreuzheer, Nordfranzoſen, Provenzalen, Normannen. Zwiſchen Nizäa und Dorylaum überfielen die Seldſchuken das in langen Kolonnen ziehende Heer und ſchnitten den Train für eine Weile ab. Bei ihm befanden ſich die Frauen der Kreuzzugsherren und anderer vornehmerer Ritter, die ſich die koſtſpielige Maßregel leiſten konnten, ihre Frauen und deren Bedienung mitzunehmen. Man kann ſich, wie ſie ringsum die ſarazeniſchen Reiter und Turbane ſahen, die Angſt der chriſtlichen Frauen denken, daß ſie nun alle in die Harems und auf die Sklavinnenmärkte gebracht werden würden; mitten im Geſchrei drinnen und Gefechtsgetümmel draußen aber ſtürzten ſie eine nach der andern an ihre Lederkoffer, ſuchten ihre Koſtbarkeiten und guten Kleider heraus und machten ſich in aller Eile fein, jede wollte ſchöner als ihre Freundinnen ſein. So erwarteten ſie ihr Schickſal, bis wieder der Chriſtenruf heranſcholl, und als die Eheherren die Geretteten in ihre Arme ſchloſſen, da merkten ſie — ſo unverkennbar, daß es bis in die Chroniken gekommen iſt — die kleine kühle Enttäuſchung ihrer herzallerliebſten Frauen.

Weil die ins Volksmärchen gekleidete Erfahrung, von der wir ausgingen, immer und überall wieder gedacht worden iſt, geht ſie durch die ganze Welt. Von China und Indien bis herum an den Stillen Ozean, und wo an den Zuflüſſen des La Plata abends in den Venden die in den Poncho gehüllten Männer beieinander hocken, wird ſie verſtändnisvoll erzählt. Wäre ſie den Völkern unentdeckt geblieben, wenn ſie im altſanskritiſchen Indien das eine, erſte Mal nicht erzählt worden wäre? Schwerlich. Die Indier wußten, daß mittags die Sonne am höchſten ſteht, und dieſelbe Kenntnis findet ſich bei den Eskimos; müſſen demnach uralte prähiſtoriſche Kulturwanderungen vom Ganges bis nach Grönland und Alaska gehen? Nicht jeder glaubt's. Immerhin aber würde er aufhorchen, wenn er wahrnähme,

Der Brief.

Gemälde von Max Thedy.

daß Sanskritmann und Eskimo sich einer eigentümlich verwandten Gleichnissprache bedienen. Es kann dieselbe Erkenntnis überall autochthon vorhanden sein, ihre Formensprache jedoch von einem Volk zum andern entlehnt werden. Ersteres muß aber sogar der Fall sein, denn sonst interessiert die Weisheit der anderen Völker nicht.

Die Frage im einzelnen ist nun bei unserem Märchen um so verwickelter, als unaufhörlich Kunstpoesie zum Volke niedersinkt, und wiederum die Kunstpoesie aus dem Born des Volkserdichteten die höchste Kraft und Wahrheit ihrer Stoffe nimmt. Dieser Wahrheit von innen her bedarf einmal jede Dichtung, damit sie richtig leben soll, schon weil nur jene die klare Gemeinverständlichkeit enthält. Darum gibt es diese wiederkehrenden Volksstoffe, die beständig von neuem in die Kunstdichtung aufgenommen, von ihr wiederholt werden. Wenige Themata im Oberstock der literarischen Dichtung erreichen an beständiger und universaler Wiederkehr den Stoff von der allzuraſch getröſteten Witwe, der im Unterstock des Tiermärchens am liebsten auf den Namen der Füchsin geht.

Seit dem Mittelalter kennt das ganze Abendland die verbreitete Volkserzählung auch in der mehr oder weniger künstlerischen Form der literarischen Novelle, woraus dann wieder die Versdichtung oder auch das Drama sich ableiten. Wir nennen aus der ganzen Fülle nur ein paar Namen, die bekanntesten neueren: Brantôme, Lafontaine, Voltaire, Rétif de la Bretonne, Goldsmith, Weiße, Lessing, Wieland, Heinse, Lichtenberg, Brentano, Chamisso.

Chamissos „Lied von der Weibertreue", etwas langatmig, ist wohl die für unseren Kreis bekannteste Version. Es ist eigen, daß selbst das große Kind Chamisso, dieser gütig reine Mensch und Dichter, der scharfen Ironie unseres Stoffes nicht entgangen ist. Ihm gewachsen ist er freilich nicht gewesen, wenn er sich auch angelockt fühlte und ihn zweifellos begriff. Dabei war seine nächste Vorlage unglücklich minderwertig gewählt: der spöttisch oberflächliche Jean de Lafontaine († 1695), dessen ganze Männlichkeit nichts weiter vorzubringen hat, als ein plattes und glattes Plaidoyer für die siegende freche Frivolität. Diese Schlußapotheose über-

nimmt natürlich Chamiſſo nicht, aber der amüſierte Ton der Vorlage behält doch ſeine Einwirkung auf ihn.

Der Hauptmann bei Chamiſſo iſt auf einer Räuberhetze gefallen. In ſeinem Grabgewölbe ſitzt in unſagbarer Verzweiflung die Witwe mit der alten Magd, der Amme; ſie iſt entſchloſſen und hat den Schwur getan, dem Gatten nachzuſterben. Weinend, klagend, dem Tod von Gram und Hunger entgegenharrend, ſitzt ſie da, beim traurigen Lämpchen des Toten. Unweit am Galgen ſchlenkert der ergriffene Räuber, den ein junger Landsknecht bewachen ſoll. Den friert im winterlichen kalten Nachtwind, er läuft hin und her und guckt in die Gruft, aus der der kleine Lichtſchein kommt. Sie wollen beide ſterben, ſagt ihm die Amme, die ſchon gräßlich hungert. Ihn dagegen friert, Hunger hat er auch, aber auch zu eſſen, und in dem Gewölbe iſt Schutz. Er holt ſeine Wurſt und ſein Brot hervor, und zuerſt die Amme, dann die Frau, nach dem nötigen Sträuben, eſſen mit. Nun geht das weitere, wie ſich dies bei Chamiſſo von ſelbſt verſteht, möglichſt anſtändig zu, der junge Landsknecht wird morgen wiederkommen, vorläufig nimmt er einen Kuß der ſchönen Witwe mit. Und ſie denkt ihm nach, errötend, betroffen, zurück ins Leben atmend. Da ſtürzt ihr junger Bekannter verſtört wieder herein: Man hat ihm ſeinen Toten geſtohlen!

„Blitz Hagel, das war mein Henkerſchmaus,
Den Platz da füll' ich morgen noch aus" —

morgen werden ſie ihn nämlich zum bitteren Lohne hängen. Aber die Amme, die Alte, weiß Rat — ſie werden raſch den Hauptmann aus der Gruft holen und ihn an den Galgen hängen. Um Gott, es iſt ja des Landsknechts guter Herr Hauptmann, den er da zum Galgen tragen hilft! Ach, laßt ſein! Nein, lieber ſterben, als das! Der Hauptmann ſieht dem Räuber ſowieſo nicht gleich, dem fehlte der Vorderzahn. Da nimmt die Witwe einen Stein und ſchlägt dem Gatten den Vorderzahn ein, „du lieber lieber Landsknecht!" Es pfeift der Wind die Heide entlang, die Knochen geben gar guten Klang „zum Lied von der Weibertreue".

Das Zahnausſchlagen, nebenbei, iſt eine vom Volk

beſonders gebrandmarkte Pietätloſigkeit dem Toten gegenüber. In zahlreichen verbreiteten Märchen und Aberglauben kennzeichnet ſich das. Auch in hiſtoriſchen Sagen. Als der junge Kaiſer Otto III. die Aachener Gruft Karls des Großen öffnen ließ, worin das Gros der Hiſtoriker einen Akt der Verehrung erblickt, das Volk ſchon damals aber gar nicht, da entſtand die feine Sage, der junge Herr habe dem toten Kaiſer an die Naſe gefaßt und einen Zahn von ihm mitgenommen.

Ein anderer Akzent iſt Chamiſſo gänzlich entgangen. Im Mittelalter und noch Jahrhunderte danach gilt die unverbrüchliche Schimpflichkeit des Henkeramtes. Der Scharfrichter iſt nicht unehrlich, aber der Henker. Der auf ſich haltende Mann ſtirbt lieber, als daß er den Toten zum Galgen hebt, und darum hängt in allen damaligen Formen unſerer Erzählung die Frau den geſtorbenen Gatten auf. Das Weib in ſeiner kopfloſen Sinnlichkeit und Willkür macht ſich auch noch für immer „unehrlich“ um den erſten beſten Schatz. Chamiſſo ſetzt dafür das modernere, flauere Motiv, daß der Landsknecht zaudert, weil er ſeinen eigenen Hauptmann erblickt, dann aber doch mit zugreift. — Unter ſonſtigen älteren Verfeinerungen des Stoffes heben wir hervor, daß einige Bearbeitungen den Gatten nicht erſt als Toten einführen, wodurch er perſönlich einigermaßen gleichgültig bleibt, ſondern daß ſie ihn vor unſeren Augen ſterben laſſen, unter rührenden Zeichen ſeines Weiterdenkens für die Frau.

Dem Mittelalter und dem Abendlande überhaupt hat der römiſche Satiriker Petronius aus Neros Zeit diejenige Grundlage der Erzählung vermittelt, die die meiſten erweiternden Bearbeitungen gefunden hat. Er bildet nicht die einzige, aber eine wichtige Brücke für die Wanderung des Stoffes. Petronius verlegt die Erzählung nach Epheſus, nach Kleinaſien. Ob Zufall oder nicht, kann damit die Wegrichtung dieſes literariſchen Stoffes angedeutet ſein, vom Oſten her zu Griechen und Römern. Eine „Matrona“, eine ſchöne, noch junge, angeſehene Frau, verzweifelt über den Tod des Gatten, will in ſeiner Gruft Hungers ſterben, und bei ihr iſt die Magd. In der Nähe hängen gekreu-

zigte Räuber, bewacht von einem Soldaten. Es vollzieht ſich alles wie bei Chamiſſo, aber kurzfertiger, und nach drei „glücklichen“ Liebestagen wird der Gatte für den einen Leichnam, der inzwiſchen von Verwandten zur Beerdigung geſtohlen iſt, ans Kreuz gehängt. Das Zähneausſchlagen fehlt, ebenſo die Scheu des Liebhabers, den Toten ans Kreuz zu heben; das ſind erſt germaniſche und mittelalterliche Zutaten.

Die Hauptlinie dieſer literariſchen Erzählung, von Petronius bis Chamiſſo, verfolgen wir nun in vielen einander ähnelnden Stationen, mittelalterlichen und ſpäteren, verfolgen die frühen Verzweigungen von der Hauptlinie, die über Frankreich weiter führt, nach Italien, Spanien, England, Schottland, und nicht zuletzt nach Deutſchland. Deutſchland, wie immer, horcht nach allen Seiten um, es hat die direkten Quellenbeziehungen zu der lateiniſch-römiſchen Form, und außerdem geſellen ſich von Zeit zu Zeit die indirekten über Frankreich hinzu. Nun tritt aber zu dieſer ganzen, mit Petronius einſetzenden römiſch-mittelalterlich-modernen Linie höchſt intereſſant eine neue, anderweitige hinzu. Das iſt die, die unmittelbar vom mittelalterlichen Orient zum mittelalterlichen Abendlande führt. Über alles dies unterrichtet Adalbert Kellers Einleitung zu ſeiner Ausgabe „Li Romans des Sept Sages“ (1836) und Ed. Grieſebachs 1878 erſchienenes, geiſtvoll geſchriebenes Büchelchen „Die treuloſe Witwe“, das freilich die gegebene Unüberſichtlichkeit der Sachlage bei der Lektüre noch recht verſtärkt.

Wie ſchon der Titel der Kellerſchen Ausgabe ſagt, geht auch die Richtung der zweiten Linie nach Frankreich. Dieſes Land hat von früh an für den Stoff die größte Vorliebe gehabt und ſie auch behalten. Es hängt das nicht unweſentlich damit zuſammen, daß in Frankreich, allerdings auch in den übrigen romaniſchen Ländern, erſt die verheiratete Frau in Liebesbeziehungen eintritt, durch die Ehe, beſtenfalls oder meiſtenfalls in die Liebe zu dem für ſie ausgeſuchten Mann. Dagegen gibt es aktive Herzensangelegenheiten junger Mädchen nicht, außer allenfalls in der verbotenen Heimlichkeit. Durch alles dieſes wird die

romaniſche Liebe zu einem anderen Begriff und namentlich zu einem anderen Ziel herabgedrückt, es fehlt in ihr das Element der Jungfräulichkeit von vornherein. Entſprechend ſind die franzöſiſchen Epigramme über den Witwenſtand ausgeſucht dreiſt, und begeiſterte Aufnahme mußte die Anekdote des Petronius finden. Für die ſittenfreien Hofleute der Valois im ſechszehnten Jahrhundert war „Nostre Dame d'Ephèse“ zum geflügelten Wort geworden, und als man hundert Jahre ſpäter eine Bühne in unſerem Sinne beſaß, hat dieſer Stoff zu den beliebteſten gehört und iſt von kundigen dramatiſchen Autoren mit beſonderem Eifer bearbeitet worden.

Als Tragödie? Daran dachte Niemand. Als Poſſe, Luſtſpiel, komiſche Oper und derlei. So wird er als Laszivität, als Zote, dem ſittlichen Wert nach, weitergegeben.

An ſich bedarf es des tragiſchen Abſchluſſes nicht. Die Sühne am Schluß, die bei den biederſten Bearbeitern und daher bei deutſchen auftritt, daß nämlich der gründlich empörte Liebhaber ſchließlich die Witwe tötet, iſt nur der naivere Ausgang, aber darum noch nicht der ſittlich notwendige. Wirkſamer iſt ſogar die Beibehaltung der ſtillſchweigenden Ironie bis über den Ausgang, weil dieſer nun in dem Leſer erreglicher, agitatoriſcher hinterbleibt. Dickens hat von dieſer Taktik bei ſeinen großen Romanen gegen das Advokatentum und andere Übelſtände Gebrauch gemacht: ſie gedeihen unbehelligt fort, wie bei der Frau Füchſin Hochzeit, und ſie tanzen, da ſie wohl nicht freiwillig aufgehört haben, noch immerzu. —

Für die Herkunft aller Verbreitungslinien unſerer Erzählung von einem beſtimmten geographiſchen Punkte beweiſt der gleiche Kern der Erzählungen an ſich noch nichts. An ſolche gemeinſame Herkunft zu denken, wird dagegen nahe gelegt, wenn außer dem ſpringenden Punkt der Erzählung auch noch kompoſitionelle Einzelheiten bei den verſchiedenen Völkern wiederkehren. Dadurch, daß zu den iſlamitiſch-orientaliſchen Verſionen, die im Mittelalter ins Abendland herüberwanderten, der Galgen gehört, kennzeichnen ſie ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit als auf derſelben Grundlage beruhend, wie die Anekdote des Petronius.

Wiederum iſt vom Iſlam auf eigene Hand an der Kompoſition modelliert worden, ſo gut wie vom Mittelalter. Und zwar hat die orientaliſche Erzählungsweiſe die Hiſtorie merkwürdig herumgedreht. Das Motiv, das zu ſolchen Abänderungen führt, iſt ja bei aller mündlichen Tradition dasſelbe, ob ſie Sage, Epos, Märchen, Fabliau, Anekdote heißt: erzähle deine Geſchichte gut, gib ſie anſchaulich, mache alles deinen Hörern mundgerecht, drehe, moderniſiere, vertauſche Zeit, Ort, Perſonen, Hergang, aber — laß die Pointe ſtehen.

In den Erzählungen „Tauſend und Eine Nacht“ und in der türkiſchen Leſeart, die aus der Zeit der Eroberung von Konſtantinopel ſtammt, iſt es der Mann, der am Grabe ſeiner Frau ſterben will. Dort iſt es ein Seidenhändler, hier ein Schneider. Alſo Leute von wenigſtens ſtofflich verwandten Berufen. Dieſe Abänderung, die das vorgefundene Motiv des Sterbens am Grabe ſonſt ſtehen läßt und die den Forſchern ſo auffällig war, iſt nahezu ſelbſtverſtändlich. Die vielgehütete muhammedaniſche Frau iſt gar nicht in der Lage, ſich ſelbſtändig entſchloſſen an das Grab ihres Mannes zu ſetzen. Solche Unwillkürlichkeiten der Schicklichkeit, wovon noch das Sterben nicht dispenſiert, haben aber ſchon in den antiken und vormuhammedaniſchen Kompoſitionen die Dienerin als unerläßlich hinzugefügt. Und deren bezeichnende Hinzufügung iſt der eine hauptſächliche Grund, der auch mich, unabhängig von den approbierten Theorien über die Tierſage, mindeſtens eine Beeinfluſſung des germaniſchen Tiermärchens durch die orientaliſch-antike Überlieferung annehmen läßt. Denn an ſich bedarf die germaniſche Frau des weiblichen Adjutanten nicht, der zur Jungfer Katze in dem Märchen von der Füchſin wird.

Der Mann der arabiſchen und türkiſchen Erzählung will am Grabe ſeiner Frau aus Liebe zu ihr ſterben. Aber der Prophet Ayſa kommt vorbei und erweckt die Frau. Ayſa iſt niemand anders, als Iſa, derſelbe heilige Mann, der einſt des Jaïrus Töchterlein und den Sohn der Witwe erweckt hat und dem als religiöſer Perſönlichkeit auch die Religion des jüngeren Stifters legendariſche Verehrung zollt. Der

glückſelige Gatte läuft nun fort, um ſeiner wiedergeſchenkten Frau die nötigen Schleier und Kleider zu holen. Währenddem kommt ein Prinz vorbei, die Frau gefällt ihm für ſeinen Harem, und ſie geht ohne Beſinnen mit. Der Gatte kommt zu dem Prinzen und fordert ſeine ihm rechtlich gehörende Frau. Nun tritt hier der Zug des weiblichen Ratſchlags in der Weiſe hinzu, daß die Frau ſofort einen Ausweg weiß, die prekäre oder vielmehr rechtlich gar nicht zweifelhafte Lüge zu löſen. Die vielgeübte Wehr und Waffe aller Unfreiheit tritt in Aktion, die unbeſinnliche weibliche Lüge. Das iſt ihr Mann gar nicht! es iſt ein Räuber, der ſie geſtohlen, ausgeplündert und in das Grab eingeſperrt hat. Der Prinz will den Seidenhändler oder Schneider aufhängen laſſen, da tritt als Deux ex machina der Prophet abermals hervor, klärt alles auf, und an den bereitſtehenden Galgen kommt das Weib.

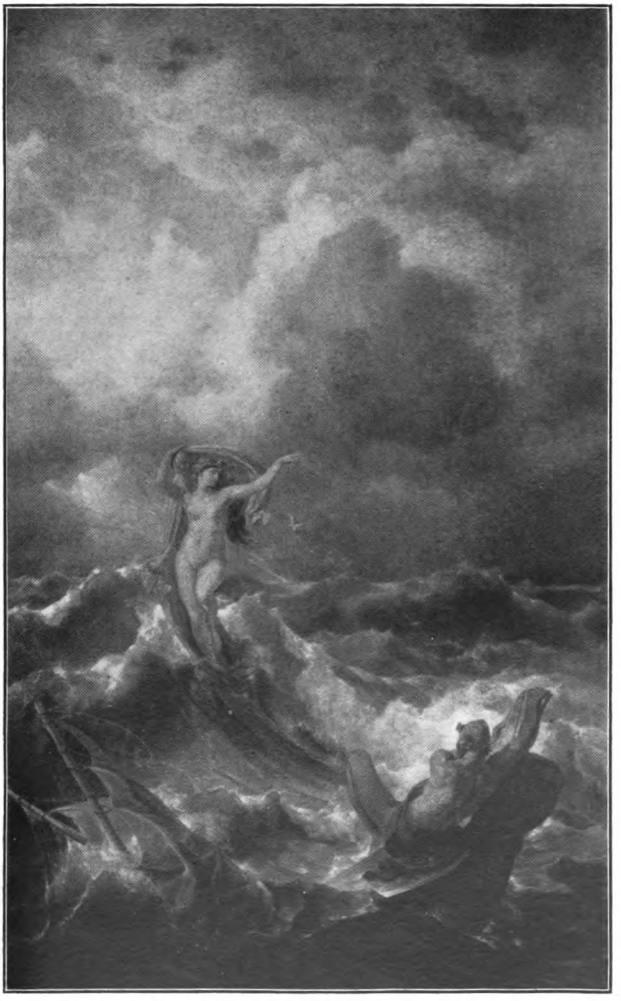
Die Sammlung „Tauſend und Eine Nacht“ ſtammt aus dem ſarazeniſchen Ägypten, enthält jedoch keineswegs originale arabiſche Stoffe. So, wie die wichtige und ſchöne Kultur des Islam auf der Aneignung von Helleniſtiſchem, Spätantikem einerſeits, von Indiſch-Oſtaſiatiſchem anderſeits beruht, ſo ſind auch dieſe berühmten Märchen in der Hauptſache indiſchen oder öſtlicheren aſiatiſchen Urſprungs. Auf der Wanderung nach Weſten iſt perſiſches und endlich auch weſtaſiatiſch-mittelländiſches Material hinzugekommen und das Ganze nun in das arabiſche Gewand gekleidet worden. So jung die endgültige Redaktion von „Tauſend und Einer Nacht“ iſt, die wohl erſt dem fünfzehnten Jahrhundert entſtammt, ſo ſind doch ſchon um die wirkliche Zeit des Harun al Raſchild oder bald danach dieſe Märchen und ihre Spuren im vorderaſiatiſchen Orient anzutreffen. Längſt vor jenen Redaktionen wurden ſie im Volke erzählt, und in deutlich klarliegender Weiſe ſetzt zur Zeit der Kreuzzüge ihre wichtigſte Weiterwanderung nach Europa ein. Von da ab nehmen die Literaturen der Italiener, Franzoſen, Deutſchen ſie auf, auch wenn ſie ſich noch vielfach des Kloſterlateins bedienen. Es beginnt eine abermalige Zurechtſtutzung, in das europäiſche Milieu, teils durch literariſche Sammler und Bearbeiter, wie Boccaccio,

teils durch den formenden Erzählermund der Volksmärchenpoesie. „Tausend und Eine Nacht“ dagegen ist erst seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wieder auf dem Wege über Frankreich, dem Abendlande bekannt geworden.

Nunmehr liegt es nahe, unsere Erzählung auch im originalen Indischen aufzusuchen, und da hat man sie in der Tat in verschiedenen Spuren entdeckt, wovon die älteste sich in dem sanskritischen Roman „Daça-kumâra-tscharita“ findet. Ferner ist bemerkenswert, daß indischen Ursprungs die Erzählungen der „Sieben weisen Meister“ sind, die relativ früh in der griechischen und lateinischen Welt verbreitet gewesen sind, sowie in der persischen, syrischen, türkischen, rabbinisch-hebräischen, und seit dem dreizehnten Jahrhundert italienische, französische, deutsche Bearbeitungen erfahren haben. Es sind die Erzählungen des sog. Sindabadkreises, woher die griechische Bearbeitung „Syntipas“, die hebräische „Mischle Sendebar“ heißt. Der arabische Gelehrte Massudi im zehnten Jahrhundert führt diese Erzählungen auf den Roman eines indischen Philosophen, das „Buch des Sindabad“, zurück. Dieses grundlegende indische Buch im Original fehlt uns leider. Aber an dem indischen Ursprung der Erzählungen der Sept Sages oder Sieben weisen Meister ist gar nicht zu zweifeln, trotz ihrer europäischen Umkostümierung auf die Zeit des „Kaisers Pontianus“ und seines Sohnes erster Ehe Diocletianus.

Das Motiv der schlechten Frau bildet schon den äußeren Rahmen, innerhalb dessen die weisen Meister ihre Geschichten erzählen. Den Diocletianus verfolgt seine Stiefmutter mit ihrer liebenden Person, verleumdet ihn dann beim Vater und wird endlich statt seiner, der schon zum Galgen verurteilt ist, hingerichtet. Ferner ist die besondere Novelle von der Witwe darin, und zwar in den Grundzügen mit genauen Anklängen an die Version des Petronius. Nun tritt wieder mittelalterlich das Aufhängen des toten „Herzogs“ durch seine eigene Frau hinzu und ebenso das Zahnausschlagen. —

Wir verlassen diese indisch-antik-orientalisch-abendländischen Kettenzüge, deren richtiger Lückenschluß neuen Möglichkeiten der Forschung noch vorbehalten bleibt. Wo



Leukothea. Gemälde von Friedrich Preller.

Ahnungen, Schlüſſe, Herüber- und Hinüberverbindungen naheliegen, ſind ſie auch nahegerückt worden. Mehr zu zeigen verbot das Dickicht der Sachlage, das ſchlechterdings noch nicht vollkommen zu durchleuchten iſt, verboten auch die mannigfachen Schwierigkeiten, die hier nicht in ihrer verwickelten Ausführlichkeit dargelegt werden ſollten.

Daß im germaniſchen Tiermärchen die Magd ihre ſymptomatiſche Rolle ſpielt, iſt ſchon betont worden. Weiter iſt es höchſt bemerkenswert, daß wenigſtens in der einen Lesart des Märchens von der Füchſin das Moment des bloß geheuchelten Todes des Gatten auftritt. Indem wir nun dieſe Abweichung ganz beſonders ins Auge faſſen, gelangen wir am Schluß noch zu der verwandten Erſcheinungsform der Erzählung bei den Chineſen. Das deutſche und das chineſiſche Märchen erfordern natürlich für den Zuſammenhang eine vielgliedrige Kette, an die auch die übrigen Lesarten der Erzählung ſich anreihen.

Die Einflüſſe Indiens auf China ſind bekannt; für unſeren Fall ſie des näheren zu bezeichnen, darauf muß jedoch verzichtet werden. Die Chineſen nun haben aus unſerer Novelle, ohne das Kraſſe darin gänzlich auszuſcheiden, das weitaus zarteſte Kunſtwerk von allen gemacht. Eine ſolche hohe Verfeinerung und Äſthetiſierung geht ja durch die geſamte chineſiſche Dichtung und hängt zuſammen mit der Subtilität in den menſchlichen Gegenſeitigkeiten, wozu ſein hohes Kulturalter dieſes Volk erzogen hat. Ich gebe die Novelle in ſtarker Verkürzung, nach der Inhaltsangabe durch Grieſebach.

Zur Zeit der Regierung des Kaiſers Tſchau lebte ein großer Gelehrter namens Tſchwang-ſang. Er war ein Schüler und Anhänger des Laotſe, des in das ſechſte Jahrhundert v. Chr. geſetzten Stifters der Lehre und Sekte des Tao, des mit der Vernunft oder dem λόγος inhaltseinen höchſten Weſens. Drei Frauen nacheinander heiratete Tſchwang-ſang, die eine ſtarb, die zweite ſchickte er fort wegen eines ehelichen Fehltritts, und die dritte hieß Tien-ſche, ſie war ſchön wie ein Engel, und ihr Geſicht hatte die Farbe eines Eiszapfens, der undurchſichtig weiß iſt.

Eines Tages ging Tſchwang-ſang in der gebirgigen

Umgebung ſeines Wohnortes umher und ſah zwiſchen den Gräbern, die unter den Abhängen waren, einen ganz friſchen Hügel. Darauf ſaß eine junge Frau, die beſtändig ihren offenen Fächer ſchwang. Er frug ſie, warum ſie das tue, und ſie antwortete, hier liege ihr Mann begraben. „Während ſeines Lebens war ſein Weib ihm alles, und auf dem Sterbebette ſprach er den letzten Wunſch aus, wenn ich wieder heiraten wolle, ſo möge ich warten, bis die Erde ſeines Grabhügels trocken geworden ſei. Nun fächle ich dieſen, weil ich beſorge, die aufgeworfene Erde werde nicht ſo bald trocknen.“ Tſchwang-ſang dachte allerlei, ſagte aber als wohlerzogener Mann: „Eure Handgelenke ſind ſchwach!“ und fächelte ihr ſelber das Grab trocken, worauf ſie fröhlich wurde und lachte, daß du ihr Geſicht mit deiner Hand hätteſt umſpannen mögen. Sie wollte ihm zum Dank verſchiedenes ſchenken, er nahm aber nur den Fächer von ihr an.

Zu Hauſe erzählte Tſchwang-ſang alles ſeiner Frau, die außer ſich vor Zorn geriet und meinte, ſo Weiber wie dieſe gäbe es wenige. Tſchwang-ſang ſprach darauf folgenden Vierzeiler — das leichte ſentenziöſe Improviſieren gehört zur beſſeren chineſiſchen Bildung und iſt allgemein verbreitet —:

In ihrem Leben ſpricht jede mit tiefſter Dankbarkeit!
Nach dem Tode ſehnen ſich alle das Grab zu fächern!
Ein Bild kann dir die bunte Haut des Tigers und Drachen zeigen, aber nicht ihren inneren Bau:
Die Kenntnis des menſchlichen Antlitzes iſt nicht die Kenntnis des Herzens.

Sie ſprachen noch viel hin und her, wobei Tien-ſche unter anderem verſicherte, daß ein keuſches Weib nie zum zweiten Male heirate, und einige Sentenzen verfocht über die Ungerechtigkeit der Männer in ihren allgemeinen Auffaſſungen. Schließlich riß ſie ihm den Fächer weg und zerbrach ihn aus Scham über jene Frau.

Tſchwang-ſang ſagte nichts weiter, wurde aber nach einigen Tagen plötzlich krank, und unter dem Jammer ſeines Weibes, das mit ihm ſterben wollte, verſchied er.

Tien-sche weinte Tage und Nächte, schlief nicht und vermochte weder zu essen noch zu trinken. Am neunten Tage, als der Tote in der Halle stand — begraben wird oft erst nach vierzig Tagen — kam ein junger vornehmer Student an, dessen Gesicht wie ein Bild war, mit Lippen, als wären sie mit Drachenblut gefärbt. Er war nach der feinsten Mode gekleidet, in farbigen Nankingkleidern, mit schwarzem Barett, gesticktem Gürtel und Scharlachschuhen. Er teilte im Hause mit, er sei der Enkel des Königs von Tsu und sei gekommen, um ein Schüler des Tschwang-sang zu werden. Er trat zu dem Toten und hielt eine Ansprache an ihn, dann wollte er auch Tien-sche sehen, um ihr seine Höflichkeiten zu sagen, sie lehnte aber ab. Erst als er sie erinnerte, daß er als ein Schüler des Tschwang-sang, der er wenigstens hatte werden wollen, in einem Verwandtschaftsverhältnis zum Hause stehe, erschien sie. Und als sie ihn sah, ging es ihr durch und durch, und sie wurde von Liebe zu ihm ergriffen.

Hier spielt die Rolle der Amme oder der Jungfer der Diener des Prinzen, dem Tien-sche ihre Verliebheit mitteilt, während er die des Prinzen schon weiß, und der daher vielen guten Wein und schmeichelhafte Worte bekommt. Während nun die Frau „gleich einer Äffin" auf die Hochzeit entbrannt ist, macht der Prinz aus Gewissenhaftigkeit Schwierigkeiten, die sie aber alle widerlegt. Nicht bloß wegen der Welt, sondern auch moralisch brauche sie keine Rücksicht zu nehmen. Denn noch kürzlich habe Tschwang-sang sie durch einen Strom von Schmähungen beleidigt, weil er ein Weib das Grab des Mannes trocken fächeln sah. Kurzum, sie schmückt sich für ihren Freier und richtet das Brautgemach, der Prinz erscheint im hohen Staat, und in der Halle, von wo der Tote in einen Stall gebracht ist, wird die Zeremonie vollzogen.

Aber in dem Augenblick, wie sie in die Brautkammer eintreten, bekommt der Prinz eine Art epileptischen Anfall. Der tödlich bestürzten Frau sagt der herbeigerufene Diener, nur eines kann ihn heilen, und nach einigen Winkelzügen kommt er damit heraus: das Gehirn eines Mannes, in Wein gekocht. Sofort besinnt sich Tien-sche auf die günstige

Gelegenheit. Sie nimmt Beil und Lampe, geht in den Stall, ſtreift die Ärmel auf und ſchlägt mit aller Kraft auf den geſchloſſenen Sarg ein. Endlich iſt dieſer aufgeſprengt, da ſieht ſie mit Entſetzen, wie Tſchwang-ſang ſich aufrichtet und ſie anruft. Er ſteht auf und geht mit der ſich Sträubenden in die Kammer. Zum Glück iſt der Prinz nebſt Diener verſchwunden. Nun folgen die Auseinanderſetzungen, was die Hochzeitszurichtungen zu bedeuten haben, des Gatten Erſtaunen und ihre um keinen Einfall verlegenen Ausreden. Aber niemand anders, als Tſchwang-ſang hat mit Hilfe ſeiner geheimnisvollen Weisheiten den Prinzen und ſeinen Diener herbeigezaubert. Es iſt alles Viſion geweſen, wie ſich zeigt, als er flüchtig das Bild für einen Augenblick wiederholt, den Prinzen wiederkommen und abermals verſchwinden läßt. Denn es widerſtrebt der chineſiſchen Bearbeitung, die argen Dinge als herbe und ſchimpfliche Wirklichkeit zu bringen. Sie läßt es bei der durchgeführten Hypotheſe bewenden, behandelt ſie wie einen ſchlimmen Traum, den kein anderer erfährt. Deſto gründlicher ſcheitert aber ſo an der geheimnisvollen Übermacht des weiſen, wiſſenden, philoſophiſchen Mannes das lügenſchnelle Weib. — Freilich nun, da einmal die Probe gemacht worden, iſt alles aus. Daß das Wort des Weibes überhaupt auf die Probe geſtellt wird, das iſt die eigentlichſte Tragik dieſes Märchens. Und ſo reißt ſich denn die Frau den geſtickten Gürtel ab, knüpft ihn an einen Balken und hängt ſich auf. Als Tſchwang-ſang ſieht, daß ſie tot iſt, legt er ſie in den zertrümmerten Sarg und ſingt das Totenlied; auf ſeiner tönernen Flöte begleitet er den wehmütig nachdenklichen Geſang. „Weh, weh! Ich zerbreche dieſe tönerne Flöte, denn ich werde nicht mehr auf ihr ſpielen. — Was iſt ſie, wer bin ich?“ So ſchließt das Lied. Dann ſteckt er das Haus in Brand, der Sarg verbrennt mit zu Aſche; es verbrannte alles, bis auf das Buch vom Pfad der Tugend und das Buch der ſüdlichen Blumen, die von den Leuten in den Bergen aufbewahrt wurden und noch heute von Hand zu Hand gehen. Tſchwang-ſang aber wanderte nach dem Weſten, in die abgelegenen Gegenden, und heiratete nicht mehr.

Königin Mode.

Vom Biedermeier.

Es lebt ein Weſen, das uns alle knechtet —
Daß heißt: kein Weſen, ſondern ein Begriff,
Ein Etwas, das die Logik ſelbſt entrichtet,
Dem Könige gehorchen auf den Pfiff;
Das toll iſt, ohne jegliche Methode
Und ſelbſt die Weiſen dennoch oft entzückt.
Das immer Recht hat, iſt es auch verrückt —
Dies wunderliche Ding, es iſt die Mode!

Wenn ſie befiehlt, pariert zuletzt ein jeder —
Vielleicht mit Knirrſchen — aber er pariert,
Bis zu dem Kaffern, der ſein braunes Leder
Mit neuen Muſtern ſchmerzhaft tättowiert;
Wenn ſie befiehlt, iſt zwiſchen Schön und Häßlich
Mit einem Schlag der Unterſchied verwiſcht;
Auch das Bizarrſte, von ihr aufgetiſcht,
Bald wird er durch Gewohnheit unerläßlich!

Als ſich der Höhlenmenſch mit Ocker-Arten
Rot-gelb beſtrich, war ſchon die Mode da —
Nein, früher ſchon, als ſich den Dünnſtbehaarten
Zum Gatten nahm die Pithekanthropa!
Zur Mode ward die lichtere Behaarung,
Und flugs verlor der Menſch ſein Affenfell —
So war der Geiſt der Mode eventuell
Des Menſchheitswillens erſte Offenbarung!

Die Mode — überlegen wir es reiflich! —
Hat auf den Weg uns zur Kultur gebracht —
Durch Atavismus wird uns da begreiflich
Erſt ihre ganze unbegrenzte Macht.
Weiht der Geſchmack ihr oft auch derbe Flüche —
Es beugt ſich reſigniert ihr der Verſtand:
Er weiß, ſie kriegt ja doch die Oberhand,
Sie wurzelt tief im Urgrund unſrer Pſyche!

Man muß ſie lächelnd ſich gefallen laſſen,
Regiert ſie auch tyranniſch, ohne Sinn,
Sie ſchenkt uns bunte Anmut doch in Maſſen,
Des Tages ewig junge Königin!
Sie iſt ein Weib — ſie iſt das Weib! Wie dieſes
Leiht ſie dem Leben Fröhlichkeit und Glanz!
Wenn ſie verſchwände, wär' der Horen Tanz
Was Monotones, ach! und gräßlich mießes!

Beherrſchen tut ſie alle zwei Geſchlechter —
Doch freilich, was das Mannsvolk anbelangt,
Berechtigt ſie weit öfter zum Gelächter,
Als daß man ihr was Richtiges verdankt!
Vergebens ſehnen wir uns unbeſchreiblich,
Daß ſie die triſte Männertracht verſchönt —
Nein, wenn der Mode meine Leier tönt,
So meint ſie nur die Mode, welche weiblich!

Die ſorgt, daß Alles unaufhalſam wechſelt
An unſern Frau'n — zum Beiſpiel: die Figur:
Bald ſind ſie mehr barock und rund gedrechſelt,
Bald ſchlank und kantig — gotiſch von Statur;
Bald ſind die Schultern ſchmal, bald ſind ſie breiter,
Bald ſind die Hälslein kurz, bald ſind ſie lang,

Bald täuſcht uns Mangel vor, bald Überſchwang,
Die Konſtruktion des Mieders — und ſo weiter!

Wenn Einer im Beſitz von einer Frau iſt,
Die nicht dem Wunſch der Mode ſchenkt Gehör,
So hat ihr Haar, bis daß es ſchließlich grau iſt,
Langweilig ſtets die nämliche Couleur —
Iſt ſie modern, ſo glänzt blauſchwarz — romaniſch
Ihr Haupthaar heute — morgen wieder braun,
Dann iſt es wieder waizenblond zu ſchau'n,
Dann wird es prachtvoll goldrot — tizianiſch!

Ein Scheitel macht die Frauen ſanft — madonnig,
Ein Lockenköpfchen neckiſch und naiv
Ein Gretchenzopfpaar ſchmachtend, ſüß und wonnig,
Ein Tituskopf gedankenvoll und tief.
Zopfſchnecken an den Schläfen wirken immer
Äſthetiſchüberweiblichmalweibhaft —
Kurzum: des Proteus ganze Zauberkraft
Verleiht das Haar allein dem Frauenzimmer!

Wer aber lehrt die Mittel zur Verwandlung?
Die Mode iſt's! Vom Scheitel bis zum Fuß
Hat ſie die Frau in ſtändiger Behandlung
Vom Abendmantel bis zu den Deſſous!
Die zarten Heimlichkeiten der Toilette
Macht ſie zum Quell der Freude für den Mann.
Sie hält das Weib nicht nur am Tag im Bann,
Von ihr entkleidet, legt ſich's auch zu Bette!

Sie gibt dem ganzen Leben Stil und Richtung,
Sei's für die Welt und ſei's auch für zu Haus;

Sie ſucht den Frauen ihre Lieblingsdichtung,
Das Lieblingsbild, die Lieblingsoper aus;
Sie löſt die Frage: Radeln, Reiten, Rodeln,
Flirt, Bridge, Klavierſpiel, Tennis, Diabolo?
Die Seele, wie den Körper weiß ſie ſo
Mit ſanftem Zwange zeitgemäß zu modeln!

Sie ſorgt, daß uns der Liebſten Reiz nicht roſtet,
Vielmehr im Tage dreimal ſich erneut
Und jammert auch der Mann, wieviel das koſtet,
Iſt vom Effekt er dennoch hocherfreut.
Sie ſorgt in unermüdlichem Betriebe,
Daß nie des Weibes Weiblichſtes verpufft,
Sein geiſtig-leiblich-rätſelhafter Duft —
Die Mode iſt der gute Geiſt der Liebe!

Fritz v. Oſtini.

Jane Seymour, Königin von England.
Gemälde von Hans Holbein dem Jüngeren.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Heinrich VIII. von England und ſeine Frauen.

Von Carry Brachvogel.

Mit vier Zeichnungen von Meinhard Jacoby.

Kaum hatte Heinrich VII. über Bürgerkriege und ihre Greuel hinweg die Dynaſtie der Tudors in England begründet, da ſtand ſie auch ſchon auf nur vier Augen: auf ſeinen eigenen und denen ſeines zehnjährigen Söhnchens Heinrich. Freilich hatte vor etwa einem halben Jahr der Thronerbe Arthur ſich mit Katharina von Aragonien vermählt, der Tochter Ferdinands des Katholiſchen. Voll Stolz und Freude blickte damals der engliſche Schwiegervater ſamt all ſeinen edlen und unedlen Briten auf die üppige Südländerin, die der kränkliche Prinz von Wales heimführen durfte. Reiche Morgengabe und reiche Hoffnung brachte ſie mit. Ihre bräutliche Hand war ein Unterpfand für die Freundſchaft, die das alte mächtige Spanien künftighin dem jungen, erſt emporſtrebenden England ſchenken wollte. Ihre prangende Jugend ſchien ſie vorzubeſtimmen zur Stammutter eines zahlreichen, blühenden Geſchlechts. Fünf Monate ſpäter lag Arthur auf der Bahre. Trüben Auges, nachdenklichen Sinnes ſah der engliſche Schwiegervater auf die jugendliche Witwe. Noch ſchluchzte ſie —, aber es war nicht anzunehmen, daß ſie all ihr lebelang um einen Gatten ſchluchzen würde, dem ſie kaum vermählt geweſen, und deſſen kränkliche Art wohl nicht allzuviel Reiz gehabt haben mochte für eine ſechzehnjährige, temperamentvolle Frau. Wenn ſie eine neue Ehe ſchloß, würde ſie dem nächſten Gatten die Freundſchaft Spaniens vermitteln und ihm, nicht den Tudors das zahlreiche, blühende Geſchlecht begründen.

Nachdem er ſie eine Weile trüben Auges und nachdenklichen Sinnes betrachtet hatte, kam ihm ein rettender

Gedanke. Er ergriff die Kinderhand seines kleinen Heinrich und legte sie zum Verlöbnis in Katharinas Rechte. So behielt England den Anschluß an Spanien; das zahlreiche, blühende Geschlecht kam eben um etliche Jahre später zur Welt. —

Niemand fragte den kleinen Prinzen und die große Prinzeß, ob ihnen dies neue Personenarrangement gefiel; die Väter waren einig, und die Kinder hatten nur zu gehorchen. Einen Dritten mußten sie aber doch fragen, sogar freundlich um Dispens bitten: den Papst in Rom. Seit ältesten Zeiten her galt ja die Ehe mit des Bruders Weib als sündig. Sagte doch schon die Bibel, daß Gott einen solchen Bund mit Unfruchtbarkeit strafen würde.

Der Papst zögerte ein wenig, machte ein wenig Schwierigkeiten, ließ sich ein wenig bitten und gab schließlich den Dispens. So wurden im Jahre 1509 der achtzehnjährige, schöne Unband Heinrich und die vierundzwanzigjährige würdevolle Katharina ein Paar und zwar gleich ein Königspaar, denn Heinrich VII. war soeben gestorben.

Die Ehe ging, trotz oder vielleicht gerade wegen des Altersunterschiedes der Gatten, lange Jahre hindurch sehr gut. Der Jüngling Heinrich hatte wohl jenes Bedürfnis sich anzuschmiegen, sich von geliebten Frauenhänden sanft gängeln und bemuttern zu lassen, das gerade wilde junge Männer so oft zu älteren Frauen führt. Katharina besaß außerdem alle Eigenschaften, die einem Hof imponieren mußten, dessen Thron sozusagen zwischen den Schlachten aufgeschlagen war und noch unfein neu glänzte. Ein Hof, nicht weniger zügellos als romanische Höfe, aber viel ungraziöser,

Katharina von Aragonien.

ausgelaſſener und unkultivierter. Ein Hof, an dem niemals der gute Geſchmack vermittelte zwiſchen dem Erlaubten und Verbotenen, ſondern Plumpheit jedes rohe Ding mit rohem Worte nannte. Ein Hof, an dem, wie der Chroniſt meldet, „jedes Hoffräulein von über fünfundzwanzig es als Sünde und Schande betrachtet hätte, keinen Geliebten zu haben“.

An einem ſolchen Hofe mußte eine Frau Eindruck machen, die mit jedem Schritt, mit jeder Geſte ihre königliche Würde betont und bei jedem dritten Wort merken läßt, daß ſie zum älteſten und edelſten Blut der Chriſtenheit gehört. Zweifellos hat auch ihr junger Gatte zunächſt für die erlauchte Tradition einer alten Raſſe gehalten, was in Wirklichkeit nur Beſchränktheit, Öde und Hoffart war. Denn bei aller Bildung, die ſie beſaß, war dieſe üppige Spanierin ein enger Kopf, bei aller Leidenſchaftlichkeit ihres Temperaments ein armes Herz. Nicht die Liebe, ſondern der Buchſtabe war ihr des Geſetzes Erfüllung. Am Buchſtaben, am Recht des Buchſtaben hing ſie mit einer Verbohrtheit, die ſie jedenfalls daheim, im väterlichen Palaſt, gelernt hatte. Auf den Buchſtaben geſtützt, hat ſie gelebt und iſt ſie geſtorben.

Zunächſt freilich beherrſchte der Buchſtabe nur ihren Glauben, ihre Andachtsübungen, die kein Ende nehmen wollten. Dieſe finſtere Marionettenhaftigkeit des Bekenntniſſes fiel aber nicht beſonders unangenehm auf, ſolange die Königin noch Zeit fand, ihrem Mann und dem Lande immer wieder eine neue Hoffnung zu geben. Hoffnungen, die freilich ohne Erfüllung blieben, denn fünfmal nacheinander kam das Kind zu früh, tot oder lebensſchwach zur Welt. Erſt nach ſiebenjähriger Ehe gebar die üppige Spanierin, von der man ein zahlreiches, blühendes Geſchlecht erwartet hatte, eine lebensfähige Prinzeß, Maria, nachmals als Königin „die Blutige“ genannt.

Bei allen mütterlichen Mißerfolgen blieben der Königin zunächſt die Liebe und die Zuverſicht des Gatten bewahrt. Als die Höflinge zur Geburt der kleinen Maria gratulierten und ſchüchtern Wünſche anfügen wollten für einen künftigen Sohn, unterbrach ſie der König und meinte: er und

ſeine Königin ſeien noch jung und hofften, dem Lande noch manchen Prinzen zu ſchenken. Ein ſchönes Selbſtvertrauen, das aber von Tag zu Tag ſich vermindern ſollte! Die Jugend begann bald zu ſchwinden: noch nicht dem Mann, dem Sproß einer nördlichen Raſſe, die unter blaſſem Himmel ſpät reift und ſpät vergeht, aber der Frau ſchwand ſie, der Tochter des Südens, deren Blüte ſich früh erſchließt und früh verwelkt. Schon ſchritt Katharina, erſchöpft und kränkelnd von Fehlgeburten, der Stille des Matronenalters entgegen, und noch immer wuchs kein Erbe an Heinrichs Seite heran, immer noch ſtand die Dynaſtie Tudor auf zwei Augen.

Den König befiel ein Fröſteln, wenn er der Zukunft gedachte; das kaum geeinigte Land mußte neuen Bürgerkriegen anheimfallen. Fröſteln ... Zweifel ... Grübeln ... angſtvolles Forſchen und Fragen, warum wohl ihm, ihm gerade der Sohn verſagt blieb, warum ſein Haus unter dem Fluch der Erbenloſigkeit verlöſchen ſollte.

Wer Unabänderlichem, Unbegreiflichem allzulang und allzutief nachſinnt, findet immer eine Erklärung und wär' ſie auch noch ſo vertrackt. Auch König Heinrich ward (nach ſeiner Auffaſſung) eine Erleuchtung. Ja, die Tudors ſtanden unter einem Fluch, und der Fluch hieß — Katharina von Aragonien. War ſie nicht die Witwe ſeines Bruders geweſen? Bedrohte nicht ſchon die Bibel ſolche Ehen mit Kinderloſigkeit? War es nicht ein ſichtbares Zeichen von des Himmels Zorn, daß all ſeine Knaben im zarteſten Alter dahingegangen und nur die einzige Maria lebte?

Indes der Geiſt des Königs ſich mit ſolchen Fragen plagte, fiel ſein Auge auf Anna Boleyn, eine Hofdame, die erſt vor kurzem aus Frankreich heimgekehrt war und ihre Landsleute in helles Entzücken verſetzte, durch ein ſcharmantes je ne sais quoi, das ſie ſich in Paris angeeignet hatte. Sie war nicht beſonders hübſch, aber mit den hundert kleinen Frauen- und Toilettenkünſten, die ſie in Paris gelernt hatte, ſtellte ſie die anderen Damen der Königin in Schatten, die von galliſchen Sitten und Artigkeiten nur den erwähnten Liebhaber kannten. Als der König dieſe

graziöſe Pſeudo-Pariſerin längere Zeit betrachtet hatte, wußte er, daß der Fluch, der Katharina hieß, von den wohlgepflegten, parfümierten Händen Anna Boleyns gelöſt werden konnte und mußte.

Anna Boleyn.

Anna Boleyn war zweifelsohne ein verführeriſches Weſen, und die Königin war damals zweifelsohne ſchon eine in jeder Hinſicht recht unerfreuliche Erſcheinung geworden. Es wäre aber dennoch töricht zu glauben, daß Heinrich, nach Art moderner Bohémiens, die eine Frau ſitzen laſſen wollte, nur, weil ihm eine andere beſſer gefiel. Von einer derartigen Schwäche oder Verliebtheit kann gar nicht die Rede ſein; ſchließlich braucht ſich ja ein König auch nicht immer gleich ſcheiden zu laſſen, wenn ihm ein Hoffräulein gefällt ... Übrigens hat Heinrich wohl kaum je in ſeinem Leben eine Frau als Frau leidenſchaftlich geliebt; er hat immerfort durch Liebſchaften und Ehen hindurch die Mutter ſeiner künftigen Söhne geſucht. Hätte Katharina ihm einen Erben geſchenkt, nie wäre ihm in den Sinn gekommen, ſie zu verlaſſen. Doch kein Sohn nannte ſie Mutter, — ſo flammte Anna Boleyns Stern empor.

Mit der ganzen Gewalttätigkeit ſeiner unbändigen Natur drängt der König nun zur Eheſcheidung, ſetzt Himmel und Hölle in Bewegung, um ſie zu erreichen. Glauben ſie ihm in Rom nicht aufs Wort, daß er ob der Ehe mit der Schwägerin Gewiſſensbiſſe ſpürt, machen ſie Schwierigkeiten mit der Löſung des Bundes, ſchön! ſo reißt er eben England von Rom los, gründet eine Hochkirche, deren Oberhaupt er ſelbſt iſt, und läßt aus ſeiner neuen Machtvollkommenheit heraus die Ehe mit der Schwägerin für ungültig erklären. Wenn Katharina ſich nach wie vor als

ſeine Frau, ſeine Königin fühlt und beträgt, ſo ſtört ihn das in ſeiner friſchen Bräutigamsſtimmung nicht viel. Er iſt jetzt aus eigener Kraft ein freier Mann und heiratet!

Das Los Katharinas iſt gewiß hart und beklagenswert, aber gerade in ihrer Scheidungsangelegenheit hat ſie bewieſen, daß ſie eben ein enger Kopf und ein armes Herz war, unfähig, ſich über den Buchſtaben zu erheben. Sie blieb auf dem Buchſtaben ſtehen, der beſagte, daß ſie Heinrichs Weib und Königin ſei, und keine Macht der Welt konnte ſie zwingen, von dieſem Buchſtaben auch nur ein Tüpfelchen abzulaſſen. Dieſer Buchſtabe ließ ſie, die ſonſt ſo Würdevolle, ſich in würdeloſer Zärtlichkeit dem Manne nahen, als er ihrer längſt ſchon überdrüſſig geworden war. Dieſer Buchſtabe verſchloß ihr den Sinn für die lebendige Wirklichkeit und Not, daß ſie nimmer verſtehen konnte, warum Heinrich von ihr fortdrängte, fortdrängen mußte. Sie beharrte eigenſinnig dabei, daß ſie ſich keiner Schuld gegen ihren Mann bewußt ſei, und verſtand nimmer, daß auch ein Verhängnis zur Schuld werden kann. Ihr Verhängnis war — der ungeborene Sohn. Es wäre königlich geweſen, wenn ſie dies Verhängnis in ſeiner ganzen Schwere begriffen hätte, (recht kleine Frauen, wie z. B. Joſefine Bonaparte, waren in dieſem Punkte königlicher als ſie!), aber der Buchſtabe hatte den Geiſt in ihr getötet. Wie eine echte Shakeſpeareſche Königswitwe hat ſie die paar Jahre, die ihr nach der Eheſcheidung (1533) noch blieben, zwiſchen hoheitsvollem Jammer und hoheitsvoller Entrüſtung verbracht, die Pauſen dieſer Gemütszuſtände mit abgeleierten Gebeten füllend. Im Januar 1536 ſtarb ſie — ein halbes Jahr zu früh! Denn ſechs Monate noch, und ſie hätte den Triumph erlebt, Anna Boleyn, die Verhaßte, nach kaum dreijähiger Ehe zum Schafott ſchreiten zu ſehen.

Das erſte Jahr der jungen Ehe war freilich für Anna ein köſtliches Flitterjahr geworden. O, ſie war ja klug geweſen, die ſcharmante Pſeudo-Pariſerin, und hatte ſpröde getan, bis ſie den Ring am Finger trug. Trug ihn kaum, und konnte ſchon dem König jenes Geſtändnis machen, das man in wohlerzogenen Romanen nur errötend flüſtert,

im kinderloſen Hauſe Tudor aber am liebſten durch Herolde von allen Türmen hätte verkünden laſſen. Was kümmerte es nun Anna Boleyn, daß ſie bei den Anhängern des alten Bekenntniſſes verhaßt war, daß das Volk ſie nicht als des Königs Gemahlin, ſondern nur als ſein Liebchen anſah?! Heinrich umgab ſie, die Geſegnete, mit aller Liebe und Sorge, deren er fähig war. Als ihre ſchwere Stunde nahte, ſtand er zitternd, ſtolzer Hoffnung voll, bereit den erſehnten Sohn ans Herz zu ſchließen. Doch weh der Enttäuſchung! Ein Mädchen kommt zur Welt, ein kleines Prinzeſſel, das ſpäter einmal die große Königin Eliſabeth ſein wird. Später! — alle Verdammnis und alle Zuverſicht birgt dem König dies karge Wort. Später? Was wird ſpäter einmal ſein, wenn er die Augen geſchloſſen hat?! Später! Vielleicht kommt der Erbe ſpäter! Königin Anna iſt ja noch jung, hat noch lange Zeit vor ſich, um ihm Söhne zu ſchenken ...

Schon im nächſten Jahre winkt eine neue Hoffnung, winkt und äfft wie ein grauſenhafter Spuk: ein toter Knabe wird geboren. Schaudernd rückt der König von der Königin ab; auch ſie hat den Fluch nicht vom Hauſe Tudor zu bannen vermocht, ungeſchwächt waltet er weiter und erwürgt das Kind im Mutterleibe. Nun muß Königin Anna um einer Dritten willen erdulden, was Königin Katharina einſt um ſie erlitt. Der König iſt im ſtillen bereits wieder auf der Suche nach einer paſſenden Mutter für den künftigen Sohn. Gefällige Höflinge eilen ihm zu Hilfe, beuten ſeine Vaterſehnſucht für ihre religiöſen Parteifehden aus. Schon hat, wer gegen Anna ſpricht, das Ohr, das Vertrauen des Königs. Man beſchuldigt ſie lutheraniſcher Sympathien ... des Ehebruchs ... des Hochverrats, ganz zu ſchweigen von ſchmählicheren Vergehen. Der Tower — der Prozeß — das Schafott. — So endete im Mai 1536 die luſtige Anna Boleyn ihr heiteres, junges Leben.

Bände ſind geſchrieben worden, um, je nachdem, ihre Schuld oder ihre Unſchuld zu beweiſen, das Urteil, das ſie ſchlug, gerecht oder grauſam zu nennen. Nun, ſie mag keine Lilie ſonder Makel geweſen ſein, denn ſie war faſt dreißig, als ſie heiratete, und hatte ihre Kindheit, ihre ganze

Jugend an den ausschweifenden Höfen von Paris und London verbracht. Anderseits mag man in Betracht ziehen, daß frühere Jahrhunderte im Ehebruch der Frau ein todwürdiges Verbrechen sahen, und daß Heinrich keineswegs der einzige Mann und Fürst war, der ein treuloses Weib blutig richtete. Doch über Schuld und Sühne hinweg bleibt eins bestehen: sie hätte die ärgste Sünderin sein dürfen — mit einem Sohn im Arm wäre sie für König und Richter unantastbar gewesen. Da bloß ein Mädchen ihr am Halse hing, mußte sie sterben. Wie Katharina ist auch ihr das Verhängnis zur Schuld geworden; nur scheint ihr kluger und stolzer Sinn die geheimen Ursachen ihres Schicksals besser begriffen zu haben, als die vom Buchstaben versteinerte Spanierin. Denn noch in den letzten Worten, die sie am Fuße des Schafottes sprach, spürt man's wie eine tiefe Erkenntnis, wie eine demütige und mitleidsvolle Liebkosung für den Gehetzten, dem auch sie nicht die Ruhe des gesicherten Besitzes hatte gewähren dürfen. „Möge Gott den König schützen und ihn lang herrschen lassen, denn nie gab es einen besseren und edleren Fürsten, und mir war er immer ein guter und sanfter Herr. Und wenn einer über mein Schicksal spricht, so möge er milde richten!" —

Schon am Morgen nach ihrer Hinrichtung gab's eine neue Königin, Jane Seymour, die ehedem in Annas Diensten gestanden und längst schon ihre Eifersucht erregt hatte. Jane Seymour konnte sich in keiner Weise mit ihrer Vorgängerin messen: sie war eine kleine, schmächtige, sehr blasse Königin, deren schwermütige Augen immerfort ein fernes, unsichtbares Schrecknis zu erblicken schienen. Von irgendeiner großen Leidenschaft ist zwischen ihr und Heinrich wohl kaum die Rede gewesen. Sie nahm ihn, weil man einen König nicht ausschlägt, und er nahm sie, weil sie ihm gut gefiel und weil ihr Anhang ihm ihre Gesundheit, ihre Unberührtheit und ihre Sanftmut rühmte. Auf seine Vaterinstinkte wirkten natürlich die ersten Eigenschaften, den Ehemann aber bestach vor allem die Sanftmut. Anna Boleyn war ja alles andere gewesen, denn eine Taube, und Heinrich, der brutale, selbstherrliche Heinrich, hat öfters gleich

Bildnis der Anna von Cleve.
Gemälde von Hans Holbein dem Jüngeren.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

einem bürgerlichen, unterjochten Gatten über die heftigen, lärmenden Szenen geklagt, die seine sonst so scharmante Gattin ihm mache.

Wie einem fernen, unbekannten Schrecknis mag die kleine Königin Jane ihrer schweren Stunde entgegengesehen haben. Bei den ersten Anzeichen rannten Ärzte und weise Frauen herbei, indes der König, von wildester Hoffnung und Furcht geschüttelt, die verkrampften Hände zum Himmel hob: „Nun laß es genug sein! Löse den alten Tudor-Fluch, auf daß mir der Sohn geboren werde!"

Stunden voll unsäglicher Bängnis schleichen vorüber. Einmal stürzt eine Hofdame, die offenbar schon völlig den Kopf verloren hat, herein und ruft dem Könige zu, daß es schlecht gehe, daß entweder die Mutter geopfert werden müßte oder das Kind. Ohne sich eine Sekunde zu bedenken, schreit der König: „Die Mutter! Opfert die Mutter! Das Kind muß leben!"

Das Schicksal ist der kleinen Königin Jane gnädiger als ihr Mann. Sie lebt. Lebt für den großen Augenblick, den vor ihr zwei Königinnen nicht mit all ihren blutigen Tränen hatten erkaufen können. Lebt, indes der König schier besinnungslos, überwältigt von Glück und Stolz, als ein Erwählter unter der breiten Lichtwelle der Gnade steht, die plötzlich von oben über ihn verschüttet wird. Nun brauset, Glocken, braust es in alle Winde, daß sie es von Sonnenaufgang nach Sonnenniedergang wehen! Brauset, Glocken, braust es übers graue Meere hin, daß seine Wellen es an allen Küsten emporrauschen! Braust, Glocken, braust es bis zur Sonne empor, daß sie es mit den Milliarden ihrer goldenen Atome über den ganzen Erdkreis hin funkelt: „Der Herr, Unser Gott, hat sich dem Hause Tudor versöhnt. Ein Erbe ward Uns geboren!" Inmitten des allgemeinen Jubels (Bischof Latimer schreibt u. a. an Cromwell: „Ich glaube nicht, daß bei der Geburt Johannes des Täufers mehr Freude geherrscht hat, als bei unserem so lang ersehnten Prinzen!") merkte man kaum, daß die kleine Königin Jane vierzehn Tage nach der Geburt des Prinzchens starb.

Von 1537—40 lag dann ihr Diadem im Schrein. Heinrich gönnte sich Ruhe nach der Steeplechase seiner drei

Ehen. Heiratsprojekte wurden zwar immerfort entworfen, denn mit dem einen Sohn war man noch weit entfernt von dem zahlreichen, blühenden Geschlecht, das man einst erhofft hatte. Aber immerhin — der Erbe war da, und sein Vater also nicht mehr genötigt, mit der unanständigen Hast vergangener Tage zu freien. Doch schon begann Heinrich zu kränkeln, schon mußte man damit rechnen, daß seine Jahre gezählt sein könnten. Da drängte Thomas Cromwell, Graf v. Essex, des Königs Kanzler und Großsiegelbewahrer, aus politischen Gründen (er wollte England dem protestantischen Deutschland nähern) zur Ehe mit einer germanischen Lutheranerin, mit Anna von Cleve.

Heinrich hat bis zum Jahre 1539 wahrscheinlich nichts von der Existenz dieser niederdeutschen Herzogstochter geahnt, aber Cromwells Beweisführung leuchtete ihm ein, ans Heiraten war er gewöhnt, er sagte „ja". In sein Eheleben, das bislang nur von Tragik, Schuld und Tod geklungen hatte, tritt nun, auf den breiten Füßen Annas von Cleve, die Komik ein.

Holbein, der Hofmaler, wurde vom König nach Cleve geschickt, um ein Bild der künftigen Königin zu malen. „Ein schönes Bild," flüsterte ihm Cromwell heimlich und dringend zu, denn er hatte, um den König zu bestechen, der Prinzessin alle möglichen Reize nachgesagt und wollte nun nicht durch den Hofmaler dementiert werden. Holbein, der kluge Künstler, setzte sich also in Cleve hin und malte. Malte ein Bild, das der Prinzeß glich und ihr doch wieder unähnlich war in jedem Zug. Wie er das fertig brachte? Sehr einfach. Sie war der häßliche Typ der Niederdeutschen, und er malte den schönen. Sie besaß nur die garstigen Merkmale ihrer Rasse: die Grobschlächtigkeit, die Schwere, das Phlegma. Er verlieh ihr von Künstlers Gnaden die reizvollen: schlanke Fülle, blendende Farben, tiefe Lebenskraft.

Der König war entzückt, als er das Bild sah; der alte junge Unband von früher wachte wieder in ihm auf und konnte es kaum erwarten, bis seine holdselige Niederländerin den Fuß auf englischen Boden setzen würde. So bezaubert war er von dem Bild, daß er, der fettgewordene

leidende Vierziger, noch einmal den Ritt ins romantiſche Land riskierte, allein, nur von ſeinem Oberſtallmeiſter begleitet, der Braut nach Rocheſter entgegenkam, wo ſie nach einer ſtürmereichen Überfahrt in der Neujahrsnacht 1540 eintraf. Wie ein verliebter Student trug er ein Geſchenk für ſie in der Taſche und dachte ſich dieſe erſte Begegnung wahrſcheinlich reizend aus ... Sie würde erſchrecken, wenn er ſo mit einem mal vor ſie hintrat, er, der ſie in wenig Tagen ſchon als Gemahl umfangen ſollte! Erſchrecken würde ſie, höchſt anmutig erröten, bis an die weiße Stirn, die Meiſter Holbein ſo zart gezeichnet hatte. Ihre ſchlanke Geſtalt würde erbeben unter den heißen Blicken des verliebten Mannes. Um ihren Mund aber — den Mund, den Meiſter Holbein ſo ſüß gemalt — ſpielte ſicher das ſchelmiſche Lächeln der ſiegreichen Frau ...

Mit dem Reden würde es freilich ein wenig ſchlecht gehen, denn Anna ſprach nicht engliſch und Heinrich nicht flämiſch. Aber braucht Liebe viele Worte?! Genügt ihr nicht beglückendes Stammeln und Flüſtern?! „My beloved Queen!“ „Herzlieber König und Herr!“ Raſche Händedrücke ... Küſſe ... das Geſchenk ... Alles nur von Minuten Dauer, aber das Glück von Tagen einſchließend. Dann verläßt er die Braut heimlich wie er gekommen, doch durch das Dunkel der Nacht glitzert die regenbogenfarbene Brücke ihrer Sehnſucht, auf der ihre zärtlichen Gedanken ſich entgegenlaufen und ſich umſchlungen halten ...

So ungefähr mochte Heinrich ſich's geträumt haben, denn bei allem Deſpotismus und aller Brutalität war er zuweilen in Liebesdingen ein romantiſcher Kopf. Leider ſah aber die Wirklichkeit ganz anders aus, als ſeine Einbildungskraft und Meiſter Holbeins Pinſel gefaſelt hatten. An Stelle der ſchlank-rundlichen, errötenden Anmut trat ihm ohne jede Gemütsbewegung ein langes, plumpes, häßliches Mädchen entgegen, das ihn mit ſtummem Phlegma anſtarrte, weil er ihre Sprache ja doch nicht verſtand. Dem König verging alsbald jede Luſt zum Reden oder gar zu einem ſüßeren, mündlichen Verfahren. „Er war nicht ſo lange bei der Prinzeß, als man braucht, um zwanzig Worte zu ſagen.“ Dachte nicht mehr an ſein Geſchenk. Verließ

die Dame. Verließ Rocheſter. Überraſchte Cromwell mit der freudigen Mitteilung, daß er „die flandriſche Stute“ nicht heiraten werde.

Die Form dieſer Willensäußerung war ja nicht gerade feinſinnig, aber deutlich, und machte Cromwell beſtürzt. In beweglichen Worten ſtellte er dem König vor, daß ein Bruch mit Anna in dieſem Augenblick nicht nur England von den Proteſtanten trennen, ſondern auch eine Dynaſtie bloßſtellen mußte, die der Welt ſchon zwei Eheſkandale gezeigt hatte. Ganz gegen ſeinen gewohnten Eigenſinn, ſah Heinrich das ein, gab aber die Hoffnung nicht auf, von dem Mädchen aus Cleve doch noch loszukommen. Er verſuchte ein dilatoriſches Vorgehen. Verſchob die Hochzeit. Ließ ſich's durch den Kopf ziehen, daß ſeine Braut ſchon früher einmal halb und halb einem lothringiſchen Grafen verſprochen geweſen war ... Er hoffte, daß Anna von all den Verzögerungen endlich gekränkt ſein und ihrerſeits die Verlobung löſen ſollte; ihr Bruder, der Herzog von Cleve, hatte ihr ja ausdrücklich geſtattet, frei über ihre Hand zu verfügen. Ach! er rechnete nur nach ſeiner eignen Unbändigkeit, nicht aber mit dem ſtummen Phlegma des Mädchens vom Niederrhein. Die kannte keine Phantaſtereien und keine Heftigkeiten, ſondern war eine ſachliche Natur, der nichts die Seelenruhe und den geſegneten Appetit rauben konnte. Auf Sentiments und Differenzierungen ließ man ſich in Cleve nicht ein. Wenn man einen Vertrag geſchloſſen hatte, ſah man zu, daß er gehalten wurde, gleichviel ob ſich's um einen Ballen Tuch, eine Tonne Fiſche oder einen König von England handelte. Und ſo brach denn ein Morgen an, an dem Heinrich wieder einmal als Bräutigam vor Cromwell ſtand und ſeine hochzeitlichen Gefühle in die Worte preßte: „Geſchäh's nicht dem Königreich und dem Anſehen vor der Welt zuliebe, — keine Macht der Erde ſollte mich zu dem zwingen, was ich heute tue.“

Als das bindende „Ja“ geſprochen war, dachte Cromwell natürlich, wie die Heiratsvermittler immer: ‚Die Liebe kommt nach‘. Sie kam aber nicht nach. Schon am Morgen nach der Hochzeit ſprach der König unverblümt über

die tiefe Abneigung, die seine Frau ihm einflöße. Sprach sechs Monate lang so beharrlich, so unverblümt davon weiter, bis er endlich alle Großen und Bischöfe seines Reiches davon überzeugt hatte, daß gegenseitige Hochachtung in der Ehe zwar schön und wünschenswert ist, aber für die Frage der Nachkommenschaft nicht völlig ausreicht.

Ein Grund, die Ehe nichtig zu erklären, war schnell gefunden; Annas Phlegma und praktischer Sinn bewährten sich auch hier wieder tadellos. Von sentiments oder ressentiments ist auch jetzt keine Rede bei ihr; gelassen schließt sie einen neuen Vertrag, einen vorteilhaften Trennungsvertrag, denn Heinrich knausert in seiner Herzensfreude nicht. Freilich wird sie künftighin nicht mehr „Königin" heißen, sondern „des Königs gute Schwester", aber sie wird als Prinzeß von Geblüt betrachtet werden, 3000 Pfund Jahreseinkommen haben und obendrein Paläste, kostbare Kleider, Juwelen als Mitgift, wenn sie etwa eine neue Ehe schließen will. Anna, das sachlich denkende Mädchen, sagte sich wahrscheinlich, daß auf diese Weise ihr kurzes Walten im Hause Tudor doch ganz ersprießlich gewesen wäre. Sie war offenbar zufrieden mit ihrem Los, mit der Freigebigkeit und den Wünschen des Königs, der sie bitten ließ, England auch nach der Trennung als ihr Vaterland zu betrachten. Sie ist nicht wieder heimgegangen nach Cleve, sondern an der Themse geblieben, und es ist nicht ausgeschlossen, daß Britanniens mutton chops und Plumpuddings bei der Wahl ihres Wohnsitzes eine Rolle gespielt haben, denn das Fräulein aus Cleve war eine starke Esserin. Sie hat Heinrich keinen Nachfolger gegeben, — das halbe Ehejahr an seiner Seite scheint ihr für zeitlebens genügt zu haben.

Bis zu ihrem Tode (1557) hat sie in England gewohnt und in diesen siebzehn Jahren eine Überfülle von Ereignissen mitangesehen. Sie hat den König lange überlebt, ihn, seine beiden letzten Frauen und seinen Nachfolger. Zuletzt sah sie, die einst als Verkörperung des protestantischen Gedankens in dies Land gekommen war, das blutige Königinnentum der katholischen Maria, Heinrichs ältester

Katharina Howard.

Tochter, in London einziehen. Ich weiß nicht, ob sie sich über das bunte Auf und Ab menschlicher, königlicher Geschicke besondere Gedanken gemacht hat, aber ich denke mir, daß sie unter all den wechselnden Regierungen und Bekenntnissen immer ihre Gemütsruhe bewahrte und ihren bedächtigen, guten Appetit, dessen Unergründlichkeit Heinrich stets zur Wut gereizt hatte.

Nachdem die protestantische Partei mit Anna von Cleve ihren Mißerfolg errungen hatte, meinten die Anhänger des alten Bekenntnisses, so etwas könne ihnen nicht begegnen, und sie führten dem König als Gemahlin Lord Howards junge, bildschöne Tochter Katharina zu. Wie bei Anna Boleyn, dauerte die Ehe kaum drei Jahre. Dann stand die Königin, die kinderlos geblieben, unter der gleichen Anklage wie jene, und wie jene legte sie, die Zweiundzwanzigjährige, ihren reizenden Kopf unter das Beil des Henkers.

So war man zwischen Hochzeiten, Scheidungen und Hinrichtungen bis ins Jahr 1543 gelangt. Da freite der alternde König noch einmal, aber nicht mehr um des blühenden zahlreichen Geschlechtes willen, von dem er früher geträumt hatte, und nicht um seinem Land eine Allianz oder sonst einen Vorteil zu gewähren. Ganz einfach und persönlich, wie ältere, kränkliche Herren heiraten, nahm er eine Frau, die ihn pflegen, erheitern und ihm seinen Lebensabend verschönern sollte. Keine blühende Jugend und keine, die er für ein unbeschriebenes Blatt hielt: Katharina Parr war schon eine Dreißigerin und Lord Latimers Witwe, als er sie im Sommer 1543 zur Königin wählte. Die englischen Historiker sind ausnahmslos sehr zufrieden mit ihr und stellen ihrem sittlichen Verhalten das beste Zeugnis aus.

Sie war klug, heiter und skrupellos, wie das Leben selbst. Ihre starken Nerven schreckten nicht zurück vor den abgeschlagenen Frauenköpfen, die neben Heinrich lagen. Lachend schritt sie die Stufen zum Thron hinan; setzte sich zutraulich zu dem finstern, unförmlich gewordenen Despoten, der keinen Zug seiner früheren, strahlenden Schönheit bewahrt hatte. Mit ihrer hellen Heiterkeit hat sie ihm manche Sorge, manche dunkle Stunde fortgeglänzt, hat ihn allzeit geachtet und gehegt, wie's ein ältlicher, kranker Herr verlangen kann. Und er wiederum hat die Klugheit seiner Kitty respektiert, ihre zurückhaltende Geistesart, die sich nie bis zuletzt schenkte, sondern immer noch etwas für sich selbst übrig behielt, und ihre eigenen, unbeirrten Ansichten hatte — trotz und neben des König Heinrichs Majestät. So schien dieser Bund das Ideal einer guten Ehe, war es wohl auch, solange er im Leben dauerte, bis zum Januar 1547. Da aber, als der Tod dem König winkte, da ward es klar, wie wenig Heinrich und sein sechstes Weib sich eigentlich bedeutet hatten. Als es zum Scheiden kam, gingen des Königs Gedanken weit fort von der lustigen, klugen Kitty, in langentschwundene Zeiten zurück, zu der kleinen, blassen Frau, die ihm als einzige seiner Seele Sehnsucht erfüllt hatte. Darum steht in seinem Testament zu lesen: „Wir begehren ein ehrenvolles Grab mit schönem Gitter für Unsren Leib. Und wünschen, daß in diesem Grab auch die Gebeine Unsrer treuen und liebevollen Königin Jane beigesetzt werden sollen."

Katharina Parr.

Die lustige Kitty hat sich kaum um ihn gegrämt, und den Rang, den er ihr geschenkt, gar gering geachtet. Brutal und vorurteilslos, wie das Leben selbst, hat sie wohl ge-

dacht, daß für ein ſtattliches Weib ein lebendiger Edelmann mehr wert ſei, als ein toter König, und ſie hat nicht gezögert, die letzten Konſequenzen dieſer vorurteilsloſen Erkenntnis zu ziehen. Wenige Monate nach Heinrichs Tod heiratete ſie den Admiral Lord Seymour, ſtarb aber ſchon das Jahr nachher, im Herbſt 1548. Starb im Wochenbett — gerade, als hätte ſie den alten Tudor-Fluch mitgenommen in die neue Ehe, als müßte jedes Weib, das Heinrichs Krone getragen, am Kind zugrunde gehen.

Ruhendes Sein.

Die Luſt wie das Leiden,
Sie quälen die Seele;
Sie ſind wie die Unraſt
Der wogenden Welle;
Sie ſind eine Botſchaft
Vom nahen Vergehen;
Ein Eilen zum Ende
Iſt alles Geſchehen.
Nach Raſt ſtrebt der Pendel
Und jegliche Regung;
Und Sehnſucht nach Ruhe
Iſt alle Bewegung.
Die Seele der Gottheit
Iſt ruhendes Sein,
Iſt wunſchlos und ſtreitlos,
Iſt raumlos und zeitlos,
Iſt Frieden allein.

Peter Roſegger.

Bildnis meiner Frau.
Marmorbüste von Hans Dammann.

Sécheresse de coeur.

Skizze von Emmy Lewald (E. Roland)

Five o'clcok.

Er und Sie (beide im Seitenlicht der verhangenen Lampen und dem Flackerſchein des brennenden Samowars ſehr gut und sans âge ausſehend) ſind in einem Geſpräch mit toten Pauſen begriffen, das ſich nur mühſam ſchleppt, weil die beiderſeitige Stimmung nicht auf den gleichen Temperaturgrad eingeſtellt iſt.

Sie mit einem ſtarken Unterton von Gereiztheit.

Er elegiſch.

Die feuilles mortes in den Vaſen duften nach Erde und Vergänglichkeit.

Es iſt ſtark mit Ambrée geräuchert worden. Der Geruch ſeiner Zigarette bleibt ganz unmerkbar; er legt ſie eben angeraucht aus der Hand.

Er (den Kopf mit den graumelierten Schläfen zur Seite geneigt): „Schade! Schade! Auch Sie blaſiert! Und ich dachte, gerade Sie würden ſich dieſem allgemeinen Prozeß entziehen! Wo ſind die berühmten Gegengewichte, liebe Freundin?“

Sie (erſchreckt): „Aber ich bin nicht blaſiert! Dazu bin ich ja viel zu andauernd empört über die Mängel unſerer Zuſtände! Blaſierte Menſchen haben doch gar nicht mehr den Elan zur ſittlichen Entrüſtung.“

Er (milde beharrend): „Manchmal ſind Sie doch ein wenig sec au cœur — auch Sie! Nur daß Sie das vorläufig noch als Unrecht empfinden und nicht als Recht. Sie ſind gottlob noch auf einer unteren Stufe.“

Sie (ſich in ihr Kiſſen zurücklehnend): „Meine Art von Menſchenmüdigkeit hat gar nichts mit Blaſiertheit zu tun! Sie iſt eine Folge der Überfütterung mit Material. Wohin ich blicke, immer Menſchen. Sie ahnen gar nicht, wie viele

mir durch den Tag laufen! Und je umfangreicher die Quantität, um so anspruchsvoller wird man auf die Qualität. Toujours perdrix. Das heißt, dies Wort ist so angewandt schief. Denn um perdrix handelt es sich in den seltensten Fällen. Oft sind es trockene Suppenhühner, alte ungenießbare Hähne oder jammervolle Küken."

Er lächelt mißbilligend.

Sie: „Ja natürlich! Ich bin Ihnen wieder zu drastisch! Aber das Recht, sich auszuschelten, halte ich nun einmal für eines der allerberechtigtsten Menschenrechte! Mir graut davor, wieder in eine neue Saison hinein zu müssen! Ich verlange nur eins von den Menschen — aber gerade dies Eine besitzen sie nicht: so wie man zuweilen in Seidenläden nach einer bestimmten Schattierung von Rot sucht. Da gibt es hundert Rots — eine ganze Skala von Himbeer zu Erdbeer, von Kirsch zu Pflaumenrot-Chaudron, Bordeaux in ungezählten Nuancen — aber jene ganz bestimmte, so überaus edle Farbe, die zwischen altem Kupfer und späten, im Schatten gereiften Tomaten hin und her vibriert, dies gewissermaßen beseelte Rot, das mir vorschwebt, das gibt's gerade nicht. So geht's mir mit den meisten meiner Bekannten! Viele sind erträglich, viele sogar nett, manche haben Tugenden, weithin anerkannte, äußerst ehrenvolle Tugenden — manche haben hocherfreuliche, sehr sympathische Fehler, was mir immer lieber ist als das Übermaß von Tugend — aber was ich suche, die ‚seelische Essenz', nach der ich dürste, hat kaum einer. Sie war vielleicht nie da, hat sich vielleicht verflüchtigt ... glänzende Kristallflakons, in denen früher ein Tropfen Rosenöl war — wer kann all die vergangenen Zustände dieser so matter of fact gewordenen Gesellschaftsfiguren beurteilen? Sie leben für den Tag, und ihre Gedankenwelt nährt sich einzig von den aktuellen Ereignissen des Tages. Es hat gar keinen Sinn, sich mit ihnen zu unterhalten. Die Worte fallen wie in einen Brunnen. Sagt man etwas Hübsches, so verschwendet man's. Memnonssäulen, die nicht klingen ... oder Litfaßsäulen, die alles vom laufenden Datum wissen, aber nur das. Man hat bei diesen Gesellschaften oft das Gefühl, als würde einem abends noch einmal die

‚B. Z. am Mittag' vorgeleſen. Und dann ſauſt man per Auto nach Haus ... wieder ein Abend verloren! Stunden in den Wind geſchlagen. Warum hat man nicht lieber Plato oder Goethe indeſſen geleſen?! Das Nachgefühl auf Plato und Goethe iſt ſo angenehm ... während das Nachgefühl auf das Diner!! Man hat Kinnladenſchmerzen vom dauernden Konventionslächeln. Trinkt man keinen Alkohol, ſo empfindet man den Unſinn des ganzen Getriebes, das Irrenhausartige mit tragiſcher Gewalt. Trinkt man Alkohol, ſo ſcheint es ja momentweiſe ganz nett — aber am nächſten Morgen wacht man mit Kopfweh auf, unluſtig, träge. Weltſchmerz, nüchtern, iſt ſehr fatal."

Er: „Sie vergeſſen die Oaſen in der Menſchenwüſte — dieſe plötzlichen Entdeckungen — wenn dies eine, unerklärliche in uns auftaucht, von dem wir nie wiſſen, aus welcher Untiefe unſeres Gefühls es eigentlich emporſchwimmt? Die Sympathie für jemanden ... Wir möchten die Hände ausſtrecken. Ein Gefühl von Wärme überkommt uns! Wir ſehen ein Refugium in der Menſchenbrandung, ſehen Palmen im Sande. Mit einemmal verlohnt ſich alles. So wie damals, als wir uns kennen lernten! After dinner, ganz zufällig, eigentlich nur, weil Ihre Armbandkette im Gedränge an meinem Manſchettenknopf hängen blieb. Ohne dies kleine Déſaſtre wären wir vielleicht weſenlos aneinander vorübergeglitten."

Sie (mit einem Anflug von Zärtlichkeit): „Ja, aber Sie ſind auch die einzige derartige Trouvaille geblieben!"

Er: „Wo würde Ihnen denn Geſelligkeit Spaß machen?"

Sie: „O, in Rom zum Beiſpiel! In Kreiſen, wo alles auf Limonade und viel geiſtliche Herren hinausläuft, wo man dann beim Nachhauſefahren Säulen und Plätze magiſch verzaubert aus dem ſchwachen Glanz der Straßenlaternen hervorſchimmern ſieht, wo man berühmte Brunnen wie ſchöne Beruhigungen rauſchen hört ...

„Oder meinethalben in kleinen Städten, wo man zu Fuß nach Haus geht, wo es keine Droſchken gibt und das beſtellte Mietsfuhrwerk wie Protzentum erſcheinen und mißfallen würde. Wie ſtimmungsvoll klingt ſolch ein Geſellſchaftsabend aus! Gärten duften durch die Nacht, ſtark

und ſtreng, ſo die rechten Kleinſtadtgärten, wo alles durcheinander wächſt, Bauernblumen und Lilien, Akelei und hoher, nach Honig duftender Flox. Vielleicht war die Geſellſchaft ſpießbürgerlich und etwas komiſch und ein wenig Mehlſtaub auf allem — aber doch wenigſtens nicht dieſe entſetzliche Seelentrockenheit, zu der die große Stadt erzieht! Ich glaube manchmal, dies Austrocknen iſt einfach ein Akt der Notwehr von ſeiten der Seelen! Denn wenn ſie alles mit Wärme erfaſſen wollten, was an mannigfachen Eindrücken auf ſie zuſtrömt, würden ſie ſich ja täglich halb zu Tode empfinden. Da macht man es lieber wie mit dem Lago Fucino — alle Quellen vergraben, alles hübſch ausgedörrt, alles hübſch einförmig! Mir kommen die Seelen meiner Freunde nachgerade zuweilen vor wie die verſchütteten, verkrümmten Geſtalten im Muſeum von Pompeji. Aſchenregen iſt auf ſie gefallen — immerfort —"

Er (ungläubig): „Haben Sie wirklich einmal in kleinen Städten mitgemacht?"

Sie: „Gewiß, als ich jung war. Kleinſtädtiſche Geſelligkeit iſt etwas Unerträgliches ohne Liebe. Mit Liebe aber ein von Romantik durchglühtes Milieu, wie es dramatiſcher nicht gedacht werden kann. Ach, Liebe in kleinen Städten iſt erſt die wahre Liebe! Es iſt, als bekäme man täglich den Himmelstrank in Zauberſchalen ſerviert — dieſen Trank, der ſo ſpärlich aus den großſtädtiſchen Brunnen fließt. Ja, die großen Leidenſchaften in den kleinen Städten! Die Menſchen haben ſo ausgiebige Zeit, ſie zu züchten, auszugenießen ... im Nebenamt ſind ſie Haustöchter, Doktoren, Beamte, was weiß ich, ihr Hauptberuf aber iſt doch die tägliche Kultivierung dieſer Liebe — ein unaufhörliches Begegnen, ein ſicheres Berechnen in jeder Minute, wo der andere ſich aufhält, um welche Straßenecke er zunächſt biegen wird? Es iſt ein Feuer, beſtändig geſchürt, doppelt heiß lodernd, weil es natürlich verborgen brennen ſoll und es ſo überaus ſchwer hält, in kleinen Städten etwas inkognito zu tun. Den einen Blick, den du zwei Sekunden lang während deines Grußes aus der linken Augenecke zu deinem Ideal hinüberglitſierſt, fängt nicht nur die alte Dame intereſſiert auf, die unſichtbar hinter ihrem Fenſter am Spion

ſitzt, — auch der Mann in der Sodabude nimmt ihn ad notam, der Aktenbote deines Vaters, der dich ‚klein gekannt' hat, der Briefträger, der ja ohnehin Deine ganze auswärtige Korreſpondenz zu kontrollieren pflegt. Würdeſt du wegen verbotener Liebe plötzlich verhaftet, all dieſe Zeugen würden aufſtehen wider dich und vereidigt deinen Flirt beſchwören, der längſt offenes Geheimnis war. Du haſt kein Gefühl, das geheim geblieben wäre, und die davon ſtammende Unruhe verdoppelt ſeine Kraft. Du ahnſt gar nicht, wie genau dich dein Briefträger kennt! Er weiß längſt, bei welcher Handſchrift deine Finger zittern werden, wenn er eine erſehnte Botſchaft langſam aus der Poſttaſche vorkramt. Immer biſt du dabei, dich zu verraten, und die beſtändige Gefahr ſchürt dein Gefühl, wirkt wie Rum in der Limonade oder wie die Cocktailkirſche, die man in Amerika in den Tee wirft. Hier hat man drei Briefträger. Ganz empfindungslos ſchleudern ſie dir die Sachen in den Kaſten und wirken nur perſönlich, wenn ſie mit Geldſendungen kommen. Sie kennen nur deine Adreſſe, aber der kleinſtädtiſche Briefträger kannte deine heiligſten Geheimniſſe. Wenn du dich verlobſt, gratuliert er zuerſt, denn er hat es ja längſt kommen ſehen."

Er (lächelnd): „Wie Sie rückwärts idealiſieren! Vermutlich ſehnten Sie ſich brennend fort, als Sie dort gefangen ſaßen? Eine angeſchmiedete Andromeda, die dauernd auf einen recht intereſſanten Perſeus wartete?"

Sie: „Natürlich! Ich litt enorm. Wenn wir jung ſind, leiden wir doch grundſätzlich. Wir würden uns ja wie ganz nüchterne Banauſen vorkommen, wenn unſere Empfindungsnerven ſich nicht an tauſend Ecken wund ſtießen? In der Erinnerung ſehe ich aber nur den Allgemeinton. Da liegt das Ganze wie von Sonnenduft umſponnen da. Jugendland zwiſchen brauner Heide, freudvoll und leidvoll zugleich — — —

„Ja, aber wer ſteckt ſich hier in dieſem Hexenkeſſel noch in die Unkoſten eines unbequemen, ſchlafraubenden Gefühls? Nehmen Sie Ihre ungezählten Bekannten durch! Iſt einer dabei, der eine unglückliche Liebe hat? Ach, nein, dieſe temperamentloſen Herzen bringen es allenfalls zu

einem ganz ſchwachen Aufguß — lediglich Wohlgefallen. Klappt die Sache nicht, wird ſie ad acta gelegt. Man hat ja täglich ſo viel Verpflichtungen auf den block-notes verzeichnet. Zeit zu Gefühls-Evolutionen iſt nicht vorgeſehen. Früher warfen die langen Pferdebahnfahrten noch nachdenkliche Minuten ab, ſo an gewiſſen grünen Tiergartenecken, wo man länger hielt, weil die Gäule umgeſpannt wurden! Plötzlich eine Raſt in der Hetze — abſolutes Ausruhen. Man döſelte müde hin, ſtarrte mechaniſch in die Zweige, hatte volle drei Minuten, um intenſiv an etwas Ernſtes und Liebes zu denken — — — ich erinnere an die Poeſie der ‚kleinen Gelben‘, die einſt ſo gemächlich am Kanal klapperte. Aber jetzt?! Der elektriſche Betrieb duldet ſolche individuelle Abſchweifungen garnicht. Die Hochbahn raſſelt viel zu ſchnell über alle Träumereien. Wir bilden uns immer ein, fortzuſchreiten. Faktiſch werden wir andauernd ärmer. Die Beförderungsmittel ſind raſcher geworden, der Freuden weniger. Immer ſeltener kommen die netten ſtumpfſinnigen Momente, wo man ſich einmal ‚innerlich beſehen‘ kann, wie König Candaules, dieſe ſonderbare, von Hebbel vorgeahnte Ibſen-Figur, dieſen Prozeß ſo frauenzimmerlich ausdrückt — das Tagesmühlrad duldet keinen Stillſtand. Unſere Herzen ſind auch wie Parfüm, deren Duft verflogen iſt. Wiſſen Sie eigentlich, daß Parfüm lagern muß wie alter Wein? Pinauds älteſte Jahrgänge ſind die beſten. Auch ſeeliſche Eſſenzen müſſen lagern — ſonſt bleiben die Herzen ſec. Sec iſt für Champagner gut, aber für Herzen ſchlimm. Ach! ſo viele Seelen ſind extra dry geworden in dieſem ſo eilig hinſtampfenden Jahrhundert! Ich kenne keinen einzigen Menſchen mit einer großen Leidenſchaft — keinen, dem nicht jedes augenblickliche Gefühl ganz bequem binnen kurzem wieder auszuroden wäre. Ich kenne kein junges Mädchen, das ſich aus unglücklicher Liebe verzehrt! Nein! ſie verzehren ſich nur noch aus Ehrgeiz. Die Narben, die ihnen die Gedanken ſchlagen, ſind tiefer als alle Herzenswunden. Die Qual ihrer Nächte ſind nichtbeſtandene Examina, unerreichte Doktorgrade, abgelehnte Arbeiten; der Mann aber iſt aus ihrer Sehnſuchtsſphäre ausgeſchieden, beiſeite getan — Mode von Anno dazumal.

Neulich lud ich mir drei junge Freundinnen zum Tee. Ich hatte gerade einen Neffen zur Hand, einen jungen Adonis, wunderbar gebügelt und geſalbt — ſo der Typ, in den ſich vor zwanzig Jahren alle drei bis zum Verſemachen und Tollwerden verliebt hätten. Jetzt? Über meinen Adonis hinweg redeten ſie vom Kolonial-Frauenbund, von Stimmrechts-Chancen, von den verſtiegenſten Differenzierungen.

Wenn er etwas fragte, lächelten ſie mitleidig. — So? Er ſtudierte auch? Nun ja! Weil die Herde es tut, weil es für Jünglinge aus guten Häuſern das gegebene iſt — —

Sie aber tun es aus heiliger Paſſion! Ethiſch fühlen ſie ſich weit über ihm, empfinden ihn als rückſtändigen Durchſchnitt. Seine ſchöne Gepflegtheit erſcheint ihnen ſtutzerhaft. Er hat etwas weich-ſchwärmeriſches, ſo den zur Seite gerichteten Träumerblick des jungen Mönchs vom Konzert des Giorgione; ſie aber ſind forſch, männlich, anmutlos und geſund.

Als er gegangen iſt, ſuchte ich ihre Urteile über ihn einzuſammeln.

Derartige Jünglinge, erklärten ſie, hätten etwas Konfektioniertes — Herrenmagazin ohne perſönliche Note. — Und dann ging's gleich weiter über einen Kongreß in Melbourne.

Ich möchte Töchter haben! Sechs Töchter. Fünf könnten dann meinethalben ſtudieren, wenn ſie wollen. Aber eine müßte dabei ſein, die bei der Heimkehr vom Ball aus Liebe zu einem Leutnant — aber keinem Lumen, keinem zum Generalſtab kommandierten, ſondern einem ganz zukunftsloſen Linienleutnant — die alſo einer ganz gewöhnlichen farbloſen Jugendliebe wegen noch einmal die Kleiderbürſte in den Spiegel würfe oder die Waſſerkaraffe gegen den Bettpfoſten, die in echter Mädchenverzweiflung die Hände ränge, weil die Kaution nicht reicht oder er eine andere umgirrt.

Dies Mädchen würde ich dankbar und freudig betrachten als die einzig normale von den ſechſen. Ich würde ſie mit Rührung als meine Tochter empfinden — oder als Tochter Evas, was in dieſem Falle dasſelbe wäre. Ich würde ihr die Pelzboa verſprechen, nach der ſie ſich ſehnt,

eine Fahrt nach Interlaken (die anderen fünf wollen natürlich nicht in ſo abgegriffene Orte) und für nächſten Winter die Reiſe zu einer Tante, in deren Stadt ſehr viel Garniſon liegt.

Ich würde zu ihr ſprechen: ‚Alſo doch! Ich fürchtete, Deine Sorte wäre ausgeſtorben wie die Azteken oder die Mönche von Monte Caſſino — endlich noch ein Echo von einſt! Ein Naturton unverkümmert durch Intellekt! Lies nicht Nietzſche oder Bölſche, mein Kind! Lies Du Lenau und weine dabei, wenn Du magſt! Geh bei Mondſchein im Garten ſpazieren! Erröte, wenn ‚ſein‘ Name genannt wird. Der Name Deines Linienleutnants ohne Kommando. Erröte für alle fünf anderen mit, denn Deine Schweſtern haben es verlernt — vielleicht weil ſie anämiſch ſind, vielleicht auch, weil ſie überbildet ſind. Sie haben die Gefühlswelt ausgeſchaltet — ſie leiden an sécheresse de cœur. Es iſt ein chroniſcher Zuſtand bei ihnen. Sei Du normal — vieux jeu — ſei ſentimental meinethalben — aber daß man nur irgendwie einmal wieder Herzenstöne hört.‘“

Er (ſeufzend): „Ja, Herzenstöne.“

Sie: „Nehmen Sie alle Ihre Bekannten durch! Wer hat da Herzenstöne? Wo fühlen Sie die liebenswürdige Wärme echter, tiefgehender Sympathie? Wem fehlt etwas, wenn Sie einmal nicht mehr auf der Welt ſind? Vielleicht der Zeitungsfrau an der Ecke bei Ihrem Miniſterium, der Sie täglich um dieſelbe Stunde das Abendblatt abgekauft haben. Die Kollegen? Was empfinden die? Angſt, ſich bei Ihrem Begräbnis zu erkälten!“

Er: „Liebe Freundin! Seien Sie nicht ſo ſchrecklich lugubre!“

Sie: „Wiſſen Sie, die Buddhiſten hatten ganz recht mit ihrem Karma! Man ſollte ſich ſolch ein Karma im Gefühl der Mitmenſchen anlegen. Man ſollte viel eitler darauf ſein, vermißt zu werden, wenn man tot iſt. Aber ſelbſt zu dieſer Form von Ehrgeiz ſind wir zu träge. Nein, es iſt nichts mehr mit uns. Wir ſind hoffnungslos. Auch Sie, mein Freund!“

Er (müde lächelnd): „Warum nun plötzlich in die Offenſive?“

Sie (immer gereizter): „Auch Sie ſind nicht mehr, was Sie waren! Ich glaube, Sie trinken nachgerade bei viel zu vielen Frauen Tee!... Ich ſchwärme für Plaketten und beſitze ſehr ſchöne Exemplare; ihr Anblick tut mir wohl, wenn ich ſie ganz für mich allein auf dem pfirſichfarbenen oder ſaphirblauen Sammet liegen ſehe — aber dann kommen andere Menſchen und faſſen ſie an, wenden ſie um; ſie werden blind, verlieren den Flair. Eine zu abgegriffene Plakette bekommt eine Patina von Verbrauchtheit.“ (Sie ſieht ihn anzüglich an.)

Er (gleichmütig): „Man muß ſie neu oxydieren laſſen!“

Sie: „Ja! Aber womit friſcht man mattgewordene Freundſchaften auf?“

Sie ſehen ſich über den Tee in die Augen.

Er (langſam und ausweichend, während in ſeiner Erinnerung blaß und undeutlich eine Stunde ſteht, als er einſt den ganzen Teetiſch umwarf, um ihr eine Sekunde früher die Hände küſſen zu können).

„Das iſt eine Doktorfrage!“

Beide fühlen, wie sec au cœur ſie ſind...

Er (ſteht auf, reckt die Schultern): „Ich möchte mal ein paar Jahre Leuchtturmwächter ſein — ganz einſam, hoch über der Meeresbrandung — oder ſo etwas wie Salas y Gomez.“

Sie: „Und ich möchte auf einer Wieſe leben und Schafe hüten.“

Er: „Wir haben beide eine platoniſche Neigung zur ſogenannten naturgemäßen Lebensweiſe.“

Sie (mit Ironie): „Platoniſch — wie alles bei uns iſt.“

Er (ſeufzend): „Ja, dazu reicht es eben.“

Er küßt ihr ſehr zeremoniell die Hand und geht.

Sie ſieht nachdenklich zu, wie ſeine Silhouette durch die Portiere entſchwindet —

Sie: „So — — das iſt nun der Auftakt zur neuen Saiſon! Jedes Jahr eine Note temperamentloſer. Und ſo immer weniger — von Phaſe zu Phaſe, bis von der ganzen ſentimentalen Teetrinkerei nichts übrig bleibt, als die abgebrühten Blätter...“

Ein Liebeslied.

Ich ſinge von deinem ſeidenen Schuh
Und von deinem rauſchenden Kleid,
Ich träume dich jede Nacht, o du,
Meine Böſe, mein Herzeleid!
Ich weiß keinen Namen als deinen,
Ich kann um keinen Schmerz
Und um keine Luſt mehr weinen
Als um dich allein, mein Herz.
Ich will kein Glück mehr kennen
Und keine andere Not,
Als um dich in Sehnſucht brennen —
O du, warum biſt du tot?

Hermann Heſſe.

Die Würfler.

Die ſtolz in Gunſt mit ihren Sternen ſind,
In Wein und Speiſe, Würden, Ehren, Gold,
Laßt ſie ſich rühmen! All ihr Glück iſt blind,
Wie Würfel, die auf dreimal ſechs gerollt.
Der Wein macht ihre Augen rot und krank,
Die Speiſe macht ſie ſchwer, die Ehre toll,
Ehre, die Fliege auf der Metzgerbank,
Die Sommerfliege, allen Giftes voll.
Der anderen drei Würfel zählen drei,
Wer wäre, der mit dreimal eins gewinnt?
Sie würfeln ſich an allem Glück vorbei,
Die nicht in Gunſt mit ihren Sternen ſind.

Guſtav Schüler.

Kreuzfahrerlegende.

Von Alice Freiin v. Gaudy.

Mir kommt ein altes Märlein in den Sinn,
Von einem König, der das Kreuz genommen,
Und ſeiner ſchönen, jungen Königin ...

Des Harrens Jahre ſind ihr hingeſchwommen
Wie Ewigkeiten — denn ihr Sehnen ſtand
Zu ihrem Herrn, im fernen Morgenland,
Und ihre ſcheue Träumerſeele ſchrak
Vor ſeines Bruders liebesheißen Blicken,
In deſſen Hand des Landes Zepter lag.
Wie Sonnenfeuer ſchlanke Lilien knicken,
Die Tag um Tag nach Tau und Regen dürſten,
So quälte ſie die Glut des jungen Fürſten —
Und als ſie keinen Ausweg mehr gewußt,
Ließ ſie ihn, von den treuſten ihrer Mannen,
In eine ſcharfbewachte Feſte bannen.
Ihr lag die Tat wie Alpdruck auf der Bruſt,
Denn ſie empfand mit ihrem regen Sinn
Der wilden Lebenskräfte zornig Drängen,
Die ſie gewagt, in Mauern einzuengen ...

Da kam ein Bote: „Heil Dir, Königin!
Dein Herrſcher kehrt zurück vom heiligen Grabe:
Nun ſorge, daß er frohe Heimfahrt habe!“
Sie breitete in tiefer Seligkeit
Die Arme aus, erlöſt von bangem Leid:
„Dank! Dank der langerſehnten Jubelkunde!
Bekränzt die Hallen! Schmückt das dunkle Schloß!
Der Glocken Vollklang grüße dieſe Stunde!
Die ſchönſten Kleider aus den Eichenſchreinen,
Mit Gold geſtickt, beſetzt mit Edelſteinen,
Bringt hin dem Königsbruder — und ein Roß:

Als erſter von des Reiches Fürſtlichkeiten,
Soll er dem Herrſcher froh entgegenreiten!“
Von Perlen ſchimmerte ihr goldnes Haar.
Unter des Tores Eichenlaubgewinde
Stand ſie, das junge Antlitz freudeklar,
Daß ſie des Königs erſtes Grüßen finde.
Doch als der Zug den Burgweg aufwärts klomm,
Hing ſtarr des Herrſchers finſtrer Blick am Grunde,
Und ziſchend kam es aus des Bruders Munde:
„Du glaubſt mir nicht? Dort ſteht ſie, hold und fromm,
Und iſt doch untreu, iſt voll Liſt und Sünde!
Frag' Deine Mannen: mich hat ſie gebannt
In Kerkerhaft, der ich ihr Tun erkannt —
Daß ich den frevlen Wandel niemand künde!
Ihr Liebeswerben wies ich ab, mit Hohn,
So bin ich ihrer Rache nicht entgangen!“
Da quoll es auf, wie dumpfer Brandung Ton:
„Die Wahrheit, Mannen: war der Fürſt gefangen?“
— „Herr — dort im Turm. Ein Jahr wohl. Scharf bewacht.“
Wild, gellend hat der König aufgelacht.
Sein Lachen ſchütterte den Wall entlang,
Schrill, als ob eine Harfenſaite ſprang,
Und aus der Scheide fuhr ſein langes Schwert —
Doch als die Sonne auf dem Kreuzgriff lohte,
Stieß er es hart zurück. Sein Auge drohte:
„Nein — treu Gewaffen — du biſt mir zu wert!
Hört, was ich ſage. Jenes Weib am Tor,
Bringt auf ein Schiff. Zwei Tage weit vom Lande
Werft ſie ins Meer. So ſterbe ihre Schande!
So ſterbe — wer ein Mitleidswort verlor.“

Die Königsburg liegt ſtumm im Mondenſchein.
Er dringt, wie Froſt, in ihre Hallen ein,

Er überzieht mit fahlem Todesglanz
Die Höfe, Stiegen, Turm und Zinnenkranz.
Zwei alte ſchwarze Pappeln vor dem Tor
Steigen, wie Rieſen, drohend hoch empor,
Des Herrſchers einzige und treuſte Wachen:
Denn ſeit der junge Fürſt am Ausſatz krankt,
Hat ſeiner Knappen Schar hinwegverlangt,
Und flieht die Feſte, wie die Kluft des Drachen.

Aus offnem Söller ſtarrt, gedankenſchwer,
Der ſtumme König Tag um Tag aufs Meer,
Als ſuche er, auf fernen Wogenſäumen
Ein Glück, von dem die finſtern Augen träumen:
Ein holdes, jugendſchönes Angeſicht,
Das ſeines Herzens Schläge angſtvoll zählte,
Als ihn des Fiebers wilde Hitze quälte —
Das in Verzweiflung flehte: „Stirb mir nicht!“—
Das jäh erblaßt ſich neigte bei der Kunde:
„Ich ſchwöre Kreuzfahrt, Gott, wenn ich geſunde!“ —
Das ihn zum Abſchied ſchmerzbewältigt küßte,
Das jetzt in Freudeglanz ihm leuchten müßte,
Wenn nicht — — —
Dann ſpringt er auf in wildem Leid,
Und die geballten Fäuſte hält er feſt
Wie Eiſen, an der Schläfe Glut gepreßt,
Fluchend in gottvergeſſner Bitterkeit ...
Da kniſtert, wie von leiſem Tritt, der Sand —
Auf ſeine Schulter gleitet eine Hand:
„Herr — — Herr, vergebt! Wenn ich den Jammer ſchau,
Den jungen Fürſten, der in Siechtum endet,
So möcht' ich wieder flehen, daß Ihr ſendet
Zu jener fremden, zauberkundigen Frau,
Die ſchon im Nachbarland zu vielen Malen
Den Ausſatz heilte und der Schwermut Qualen!

Hört Eures alten, treuen Dieners Rat,
Der Euch und ihn dereinſt im Arm getragen,
Der ſich mit Euch durch jeden Feind geſchlagen —
Herr, rettet, eh' der Tod dem Jüngling naht!"
„Ein Weib in dieſen Mauern? Nimmermehr!
Nie mehr!... Ich haſſe ihr verderbt Geſchlecht."
„Weil eine fehlte? Herr — Ihr tut nicht recht.
Bedenkt: des jungen Bruders Qual iſt ſchwer,
Bedenkt, Ihr kürzt das Leben Eures Erben!"
——„So mag die Hexe kommen. Doch nicht mir
Soll ſie begegnen! Und ich rate Dir:
Verbirg ſie meinem Blick——ſonſt muß ſie ſterben!"
Im dunklen, ſpitzgewölbten Turmgemach
Lag, qualvoll eingewühlt in ſeine Kiſſen,
Der junge Fürſt. Und eine Stimme ſprach:
„Bekenne! — Sieh, ... ich muß die Wahrheit wiſſen.
Mein Heilkraut iſt durch Segensſpruch geweiht:
Es hilft nur dem, der ſeine Bruſt befreit.
Willſt Du geſunden, mußt Du kühn geſtehn,
Ob Dich begangne Frevel heimlich drücken.
Nach heißer Reue wird die Heilung glücken!"
Da rief er knirſchend: „Das kann nie geſchehn!"
Und dreimal kam die tiefverhüllte Frau
Und ſprach zu ihm mit ihrer milden Stimme:
„Bekenne!" — Aber ungebärdig, rauh,
Wies er ſie fort, in ſchmerzgereiztem Grimme:
„Was nutzt mir Heilung? Wenn der König weiß,
Was ich getan — wenn ich die Schuld bekannt,
So muß ich ſterben von des Bruders Hand
Und reiß' ihn mit, in der Verdammnis Kreis!"
Doch als das ſchwere Wort zum König kam,
Sprach er: „Ich bürge. Ihm wird nichts geſchehn.
In meiner Gegenwart ſoll er geſtehn,
Was ihm die Reinheit ſeiner Seele nahm."

Und wieder gingen Tage wilder Qual ...
Da ließ der junge Fürſt dem König künden:
„Wie Flammen brennen niebekannte Sünden——
Ich will geſunden! Komm in meinen Saal!“
Vor allem Volk, das da verſammelt ſtund,
Hob er die Stimme, tief das Haupt geſenkt:
„Dein Weib——war rein! Ich habe ſie bedrängt.
Ich war der Schuld'ge. Lüge ſprach mein Mund.
So wahr der Ausſatz weicht, der mich entſtellt:
Es gab kein keuſcher Herz in dieſer Welt!“

Da ſank ein Schweigen, wie Gewitterdrohn,
Auf die Entſetzten, deren keins ſich rührte.
Dann kam ein halberſtickter, heiſ'rer Ton:
„Weh' Dir, der mich zu jäher Tat verführte!
Dein Leben ſchon' ich — doch ich fluche Dir.
Zieh' fort, für immer! Siebenfältig Leid,
Als mich zerreißt, verbittre Dir die Zeit ...
Mein Wandel ſei ein Bußgebet vor ihr,
Vor meiner Heil'gen, die ich blind verſtieß,
Die ich in heißem Zorne töten ließ!
Was trübte Gott mir des Verſtandes Licht —“

Da flüſtert eine Stimme: „Klage nicht!“
Des Hingeſunknen wirres graues Haar,
Streift eine Hand mit leiſem, ſanftem Koſen.
„Nicht den Verzweifelten, den Hoffnungsloſen —
Ich grüße ihn, der meine Freude war!
Die treuen Mannen haben mein geſchont,
Auf ſtiller Inſel hielt ich mich verborgen.
Heilkundig Volk, das dort in Frieden wohnt,
Lehrte mich, für das Wohl der Kranken ſorgen.
So ward ich — unerkannt — die Zauberin,
Die manchen ſchon von bangem Schmerz erlöſte:
Nun bin ich Dein, mein König! Nimm mich hin —
Daß ich auch Dir die wunde Seele tröſte!“

Stummes Ständchen.

Von

Hugo Salus.

Vor deinem Fenſter, dieſe Nacht,
Hab' ich ein ſtummes Ständchen gebracht;
Liedern, die Liebe und Sehnſucht ſchweigen,
Iſt der innigſte Wohlklang eigen.

Zu deinem Fenſter blickt' ich empor
Als zu des Himmels goldenem Tor:
Und ſchon ſah ich die Türe gehen
Und dich Liebliche niederſehen.

Lauſchend haſt du dein Ohr geneigt,
Auf eine Roſe haſt du gezeigt,
So du aus deinem Gürtel genommen,
Und die Roſe hat Flügel bekommen;

Roſenrot, trotz dem Dunkel der Nacht,
Hat ſie mir duftende Grüße gebracht;
Roſen, die Liebe und Sehnſucht erträumen,
Schweben nieder aus Himmelsräumen ...

Interieur. Gemälde von Carl Albrecht.

Melodien, die man mit nach Hauſe bringt.

Von Dr. Wilhelm Kleefeld.

Haben Sie irgendeine Lieblingsmelodie?

Gewiß! Welcher Laie hat ſie nicht! Selbſt der Muſikkenner, der Muſiker bevorzugt gewiſſe Melodien, gewiſſe Werke, die von der Eigenart irgendeiner Melodie getragen ſind.

Aber während der Fachmann ſein Intereſſe von der Melodie auf all die Begleiterſcheinungen, Aufbau, Harmonik, Durcharbeitung verteilt, iſt es ein Vorrecht des Laien, ſich mit ſeinem ganzen Empfinden an die Melodie zu klammern.

Er ſieht in der Melodie die Quinteſſenz der Muſik.

Hat er recht?

— Darüber könnte man Bände ſchreiben.

Von ſeinem Standpunkt hat er recht. Und wenn ſelbſt unbewußt all das Begleitende der Melodie auch bei ihm fühlbar wird, ſein volles Empfinden gilt trotzdem und alledem reſtlos der Melodie.

Die eine Melodie erſcheint ihm ſchön, jene groß, die dritte majeſtätiſch, die vierte fromm-kirchlich. Er hat ſein weites Regiſter und legt jede in ein beſonderes Fach.

Der Laie iſt ja viel beſſer dran als der Muſiker, er wird durch das „Drum und Dran“ nicht abgelenkt. In ſeiner naiven Anſchauung geht er direkt auf das Ziel los, er hört eben nur die Melodie.

⊠ ⊠ ⊠

Die Muſikgeſchichte ſcheint den Laien zu ignorieren; ſie iſt vom Fachmann geſchrieben. Die Zeitgeſchichte aber wird um ſo unzweideutiger von dem Laien diktiert. Er rächt ſich für die Zurückſetzung, die ihm der Hiſtoriker antut: er entſcheidet Kunſtſchickſale im Getriebe des Tages. Freilich gibt es eine ausgleichende Gerechtigkeit der Geſchichte. Aber oft kann dieſe nicht mehr gut machen, was der Augenblick

angerichtet. Denn wenn auch das einzelne Werk der ungerechten Vergeſſenheit durch den Hiſtoriker entriſſen wird, der Künſtler ſelbſt, der vielleicht durch das vernichtende Urteil der Laien verbittert, in ſeinem Schaffen gehemmt, ja zerſtört worden iſt, hat von der geſchichtlichen Rehabilitation keinen Gewinn. Die Ungunſt, das Mißgeſchick ſeiner künſtleriſchen Entwicklung iſt nicht mehr auszugleichen.

So hat doch der Laie eine große Macht. Er entſcheidet oft über Schickſale, über Leben und Tod.

Wehe dem Muſiker, der in ſeinen Melodien nicht die Forderungen der Laien erfüllt! Es klingt ein wenig abſonderlich, aber es trifft im Kerne die Wahrheit, wenn geſagt wird: der beiſpielloſe Erfolg des „Freiſchütz" iſt ſeinerzeit von zwei, drei Melodien ausgegangen. Erſt nachträglich hat man das andere, Wertvollere würdigen und ſchätzen gelernt. Wenn nicht die Maſſe durch die paar zündenden Melodien von vornherein gewonnen worden wäre, wer weiß, wie ſich das Schickſal des „Freiſchütz" geſtaltet hätte!

⊠ ⊠ ⊠

Und geht es in unſeren Tagen nicht ebenſo?

„Cavalleria", „Bajazzo", „Hänſel und Gretel" — haben ſie ſich das Feld nicht durch die Melodien erobert, die das Ohr des Hörers umſchmeicheln, die ihn alles vergeſſen laſſen, was der Fachmann als letzte und höchſte Forderung aufſtellt?

Der Fachmann ſagt: „Cavalleria" iſt ein unkünſtleriſches Werk, „Bajazzo" entſpricht nicht den hohen Anforderungen des Opernideals . . . Aber der Laie, deſſen Ohr berauſcht iſt von den hinreißenden Melodien, grollt dem fachmänniſchen Gegner und erhebt dieſe Werke demungeachtet auf das Piedeſtal ſeiner Anbetung.

Und erlebten wir nicht auch bei älteren Werken das gleiche? Wie viele Berufsmuſiker ziehen über Gounods „Fauſt", über Thomas' „Mignon" her, erklären die Opern für minderwertig, nicht entfernt der erhabenen Stoffe würdig!

Der Vertreter des Volkes aber, der in ſeinem muſikfreudigen Laienherzen den „König in Thule", „Kennſt du

das Land", den Faustwalzer, das Titanialied mit Inbrunst nachsummt, gerät in Wut über diese Urteile und lehnt sich ostentativ dagegen auf. Er trägt diese Melodien mit sich, die ihm die Welt des „Faust", der „Mignon" bedeuten, die ihn begleiten vom ersten Moment, da er die Werke gehört.

Gehen wir noch einen Schritt weiter — zum Nachbarland, der Operette! Hier reduziert sich das Kunstwerk auf billigere Arbeit, hier ist der Genuß um so zwingender auf den Ohrenschmaus gestellt. Und da die Geschichte es weniger schwer nimmt mit der Operette, so darf der Laie seine unumschränkte Herrschaft verkünden. Freilich hatte die Kritik selbst einer „Fledermaus" die Berechtigung abgesprochen. Sie verdammte — bei der Erstaufführung in Wien — fast einstimmig das „schlechte" Textbuch und winkte der Musik nur insoweit gnädig zu, als die Schicklichkeit dem berühmten heimischen Komponisten gegenüber ein anderes verbot.

Aber der Laie ließ sich nicht beirren. Als das Werk bald darauf in Berlin erschien, griff man die einschmeichelnden Melodien mit Entzücken auf, das „Glücklich ist, wer vergißt", das „Orlofskylied", den „Fledermauswalzer" — und von der Gunst dieser Melodien getragen, eroberte sich die Operette die Welt. Man hat zuerst geglaubt, das abenteuerliche Buch sei für Deutschland ungeeignet. Nach einem Vaudeville, „Reveillon" von Meilhac und Halevy bearbeitet, weist es deutlich und unverkennbar auf Offenbach hin, dessen „Pariser Leben" sechs Jahre vorher die leichtsinnigen Boulevardiers entzückt hatte. Die ganzen Szenen des zweiten Aktes sind im Grunde nichts als eine Abwandlung des dritten Aktes „Pariser Leben". Die Anlehnung ist oft so grell, daß man beinahe von einem Plagiat reden könnte; selbst der musikalische Aufbau zeigt verwandtschaftliche Züge. Ein wesentlicher Kontrast aber griff mildernd und versöhnend in die Akkorde ein: aus dem leichtsinnigen, sittenverletzenden Pariser Galopp ward bei Strauß als Seele des Ganzen der kecke, ausgelassene, aber bei aller Ausgelassenheit doch immer gemütliche, schmeichlerische Walzer, der die gewagten Situationen dämpft und sie mit glitzerndem, eine gewisse Naivität erweisenden Hausflitter umkleidet. Jetzt, da man die Melodien mit sich trug, jetzt

erfaßte man den Orlofskyſchwank ſo, wie er gemeint war: als launigen, weindurchglühten Sommernachtstraum, ohne reale Trivialität, ohne erſchreckende Moralentgleiſung, als das Phantaſieſtück eines Märchendichters — — und ſiehe, mit einem Male ſchwanden die Bedenken, in köſtlichem, überlegenem Humor hoben ſich die draſtiſchen Geſtalten aus dem Schmutze der Wirklichkeit in das rötlichſchimmernde Reich der Fabel. Die Melodien vergoldeten die Schatten der Abenteurer, die prickelnden Rhythmen breiteten ihren verſöhnenden Schimmer über all das Zweifelhafte, Schwankende, das der ſtrenge Moraliſt noch dahinter ſuchen konnte.

Die Melodien haben ſelbſt ein ſo unmögliches Buch wie das des „Zigeunerbaron“ lebensfähig gemacht. So groß iſt die Macht der Melodie, wenn ſie in ſich ſieghaft iſt.

Wir brauchen nicht weit zu ſuchen, wir haben das ſchlagendſte Beiſpiel in nächſter Nähe. Der koloſſale Erfolg des „Walzertraum“ datiert im Grunde von ein bis zwei Melodien: dem „Walzerlied“ und etwa dem „Pikkololied“. Die Walzermelodie — ſie trifft das Ohr wie ein lächelnder Gott, ſie ſchlingt ſich um die wechſelnden Szenen, zieht ſich durch die Akte hindurch und bringt die erlöſende Stimmung, die der Operettenbeſucher wünſcht. Mit geſpitzten Lippen pfeift er den Walzer, wenn er das Theater verläßt, mit wallenden Handſchwingungen deutet er ſeine Linien an, wenn er vergnüglich in den Wagen ſteigt. — — — Der Erfolg des Werkes iſt beſiegelt. Er kriſtalliſiert ſich in der Walzermelodie, die das Publikum mit nach Hauſe bringt.

Oskar Strauß hatte ſchon einmal einen gleichen Erfolg erſtritten. Das war der „Luſtige Ehemann“. Auch hier die leichte, gefällige Melodie, die dem muſikaliſchen Vermögen keine Rätſel aufgibt, die auch dem beſcheidenſten Kunſtverſtand eingeht und geläufig wird.

⊠ ⊠ ⊠

Und dieſe Melodien, die jedem eingehen, jedem geläufig werden — haben ſie nicht weit bedeutſamere Kunſtſchlachten entſchieden? Heine hatte, um noch einmal auf den „Freiſchütz“ zurückzugreifen, unzweifelhaft recht, wenn

er deſſen ſchnelle Popularität im weſentliche auf die wie ein Lauffeuer ſich ausbreitenden Melodien zurückführt.

Um die Bedeutung des Werkes kümmerten ſich nur die Fachleute, wie Profeſſor Gubitz, der die Kritik im „Geſellſchafter“ ſchrieb. „Dieſer geiſtreiche und ſcharfſinnige Kritiker“ — heißt es in dem zeitgenöſſiſchen Berliner Bericht — „hat das Verdienſt, daß er der erſte war, der die romantiſchen Schönheiten der Oper ausführlich entwickelte und ihre großen Triumphe vorausſagte.“ Aber wie ergötzlich erzählt dieſer zeitgenöſſiſche Bericht von der geradezu epidemiſch gewordenen Begeiſterung für die ſinnfälligſte Melodie des „Freiſchütz“, den „Jungfernkranz“!

„Haben Sie noch nicht Maria von Webers ‚Freiſchütz‘ gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigſtens aus dieſer Oper das Lied der Brautjungfern oder kurzweg den ‚Jungfernkranz‘ gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Halleſchen bis zum Oranienburger Tore, und vom Brandenburger nach dem Königstore, ja ſelbſt wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpeniker Tore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieſelbe Melodie, das Lied aller Lieder: den ‚Jungfernkranz‘.

Wie man in den Goetheſchen Elegien den armen Briten von dem ‚Marlborough s'en va-t-en guerre‘ durch alle Länder verfolgt ſieht, ſo werde ich auch von morgens früh bis ſpät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide ...

Bin ich mit noch ſo guter Laune des Morgens aufgeſtanden, ſo wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn ſchon früh die Schuljugend ‚den Jungfernkranz‘ zwitſchernd, bei meinem Fenſter vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirtin ſteht auf mit ihrem ‚Jungfernkranz‘. Ich höre meinen Barbier den ‚Jungfernkranz‘ die Treppe herauf ſingen. Die kleine Wäſcherin kommt ‚mit Lavendel, Myrt' und Thymian‘. So gehts fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hauſe und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droſchke. Gut, daß ich durch das Räder-

geraſſel nicht ſingen höre. Bei ***li ſteig' ich ab. ‚Iſt 's Fräulein zu ſprechen?' Der Diener läuft. ‚Ja.' Die Türe fliegt auf. Die Holde ſitzt am Pianoforte und empfängt mich mit einem ſüßen:

‚Wo bleibt der ſchmucke Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten.' —

‚Sie ſingen wie ein Engel!' rief ich mit krampfhafter Freundlichkeit. ‚Ich will noch mal von vorne anfangen,' liſpelt die Gütige und windet wieder ihren ‚Jungfernkranz', und windet, und windet, bis ich ſelbſt vor unſäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangſt ausrufe: ‚Hilf, Samiel!' ...

Und Samiel hilft. Die beſtürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Geſange und liſpelt: ‚Was fehlt Ihnen?' ‚Es iſt pures Entzücken,' ächzte ich mit forciertem Lächeln. ‚Sie ſind krank,' liſpelt ſie, ‚gehen Sie nach dem Tiergarten, genießen Sie das ‚ſchene' Wetter und beſchauen Sie die ‚ſchene' Welt'. Ich greife nach Hut und Stock, küſſe der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen ſchmachtenden Paſſionsblick zu, ſtürze zur Tür hinaus, ſteige wieder in die erſte beſte Droſchke und rolle nach dem Brandenburger Tor. Ich ſteige aus und laufe hinein in den Tiergarten... Da erklirren plötzlich ſcharrende Harfenſaiten, und eine alte Weiberſtimme quäkt: ‚Wir winden dir den Jungfernkranz uſw.'

Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied. Die ſchönſten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tiſche ſitze, wird es mir vom Sänger Heinſius als Deſſert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit ‚veilchenblauer Seide' gewürgt. Dort wird der ‚Jungfernkranz' von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erſt recht los. Das iſt ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fiſtulieren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kaſparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähnrich zur Abwechſelung in das Geſumme hineingebrüllt, aber der ‚Jungfernkranz' iſt permanent; wenn der eine ihn beendigt hat, fängt ihn der andere wieder

von vorne an; aus allen Häuſern klingt er mir entgegen; jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube faſt, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich abends mein Haupt auf den Schoß der ſchönſten Boruſſin; ſie ſtreichelt mir zärtlich das borſtige Haar, liſpelt mir ins Ohr: ‚Ich liebe dir, und deine Lawiſe wird dich noch immer jut ſind,‘ und ſie ſtreichelt und hätſchelt ſo lange, bis ſie glaubt, daß ich am Einſchlummern ſei, und ſie ergreift leiſe die ‚Katharre‘ und ſpielt und ſingt die ‚Krawatte‘ aus Tankred: ‚Nach ſo viel Leiden‘, und ich ruhe aus nach ſo viel Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich — da weckt's mich wieder gewaltſam aus meinen Träumen, und die Unglückſelige ſingt: ‚Wir winden dir den Jungfernkranz —‘

In wahnſinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichſten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hauſe, werfe mich knirſchend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem ‚Jungfernkranz‘ herumtrippeln und hülle mich tiefer in die Decke.

Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daß die Melodie wirklich ſchlecht ſei. Im Gegenteil, ſie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. — —“

⊠ ⊠ ⊠

Das alſo iſt das klaſſiſche Beiſpiel der Melodie, die man mit nach Hauſe bringt.

Daß dieſe Melodie nicht minderwertig zu ſein braucht — wie man bisweilen annimmt — erſehen wir gerade an dieſem hiſtoriſchen Fall. Worin ruht nun aber das Geheimnis der Melodie, die man mit nach Hauſe bringt? — Worin gipfelt der ſchnelle, wenn auch äußere Erfolg?

— — Sehen wir uns den Fall einmal genauer an. Wie ſieht ſolche Melodie aus? Zunächſt darf ſie nicht kompliziert ſein. Das iſt klar. Wenn jeder Laie ſie behalten, wenn jeder Laie ſie mit ſich tragen ſoll, muß ſie frei ſein von Tüfteleien und Geſuchtheiten. Das iſt eine Seite. Aber auch die Gegenſeite iſt zu beachten: die Melodie muß

charakteriſtiſch ſein. Wenn der Laie ſie ohne weiteres behalten ſoll, darf ſie nicht verſchwommen, in ihrer Einfachheit verſinkend ſein — ſie muß eben bei aller Verſtändlichkeit ihr Gepräge, ihren Charakter haben.

Alſo ſchlicht, natürlich, doch charakteriſtiſch. Um dieſe Qualitäten eindringlich zu zeigen, muß die Melodie auch das rechte Maß aufweiſen — nicht zu lang und nicht zu kurz.

Nicht nur der Tonfall als ſolcher iſt es, der ſich dem Gedächtnis des Laien einprägt, die Stimmung, in die die Melodie gebettet iſt, trägt weſentlich dazu bei, ſie zu charakteriſieren. Und der Hörer aus dem Volke muß ſich die Stimmung rekonſtruieren können, um auf der Woge dieſer Stimmung das Auf und Ab der Melodie treiben zu laſſen. Alſo ein drittes: der ausgeprägte, feſtgeſchloſſene Stimmungsgehalt. So iſt es nicht ein einfaches Rechenexempel: eine Melodie zu erfinden, die man mit nach Hauſe bringt. Das künſtleriſche Fluidum muß darüber wehen.

Denken wir an das Intermezzo der „Cavalleria“! Nach den atemraubenden Auseinanderſetzungen der grimmigen Liebesfeinde, Santuzza Turridu, Santuzza Alfio — plötzlich die gewaltige Reaktion, das Machtwort der Kirche, die ſich ins Mittel legt. Aus der Wucht der aufreibendſtenden Konflikte wird der Hörer mit einem Ruck hinübergeſchleudert in das wohlige Gefilde andächtiger Verſunkenheit.

Und hier haben wir ein neues Moment, das die leichte Auffaſſung des Laien unterſtützt. Grelles Licht und tiefe Schatten, ſie machen das Tonbild natürlich um ſo deutlicher, gewiß oft auf Koſten der künſtleriſchen Feinheit, aber mit um ſo ſchlagenderem Erfolg. Und in dieſem blendenden Kontraſt der Szene nun die liebliche, dankbare, eingreifende Melodie, wie ſie namentlich die zweite Hälfte des Intermezzos anfüllt! Iſt es nicht mit Händen zu faſſen, daß der Hörer dieſe mit nach Hauſe nimmt? Daß er ſich von allen Eindrücken des Abends am ſicherſten dieſes muſikaliſchen Vorgangs erinnert, daß er durch die Gegenſätze der Umrahmung die Lage am leichteſten rekonſtruiert und ſo alle Mittel am reichſten zur Verfügung findet, dieſe eine und einzige Melodie ſich dauernd zu reproduzieren.

Ein anderes Beiſpiel: „Bajazzo!“ Ganz analoge Situation. Eben das Volksgetümmel, der rauſchende Jubel über die Einkehr der Komödianten, die überſchäumende Lebenstollheit, wie ſie das Milieu mit ſich bringt — da, auf den Anſchlag eines Wortes der Erguß des Bajazzo, der im Hauſe ſo ernſt empfindet:

„Scherzet immer,
Doch eines wißt: ...“

Wenn hier eine entſprechend packende Melodie einſetzt, ſo kann der Autor ſeines Erfolges ſicher ſein. Und ſie ſetzt ein und bringt dem Autor den erſehnten Erfolg. Alſo nicht nur wirkungsvolle Melodie, einfach und charakteriſtiſch — ſondern auch an wirkungsfähiger Stelle. Nur dann iſt der Erfolg zwingend.

Im „Walzertraum“ ganz dasſelbe. Würde der Walzer die Wirkung üben, wenn er nach dem zweiten Akt, wo er im Grunde bereits voll und ganz ſeine Schuldigkeit getan, den Schauplatz verließe? — Nein. Erſt da er beim Schlußakt, wo ſchon alle Mittel der Kuliſſe erſchöpft ſind, im Augenblick der höchſten Erwartung wie ein deus ex machina auftaucht und das Wunder vollbringt, erſt da hat er ſeine letzte Schuldigkeit getan. Jetzt weicht er nicht mehr von des Hörers Seite, das ganze Schickſal des Dramas iſt durch ihn entſchieden worden — mit dieſer Vorſtellung verknüpft der Hörer die bequem faßliche Melodie, und auf dem Leitbogen dieſer Erinnerung gelangt er ſtets um ſo leichter, um ſo ſicherer zu der Walzermelodie, die für ihn den „Walzertraum“ ausmacht.

Übrigens ſpricht gerade bei dieſer Melodie noch etwas mit, das nicht überſehen werden darf. Der Rhythmus. Nicht nur die Melodie muß faßlich, der Rhythmus muß gleichfalls geläufig und „handlich“ ſein. Selbſt wenn, wie im angeführten Falle, die Füße darauf reagieren. Die Füße ſind ein wertvoller Adjutant des Generaliſſimus: Laienmelodie. Und eine Melodie im Tanzſchritt wird immer vor andern einen Vorſprung gewinnen. Nun erſt im beliebteſten, ausdrucksvollſten Tanzrhythmus des Walzers. Ein Walzerlied hat immer ſchon halb gewonnen. Daher auch in den letzten Jahren die Springflut der Walzerlieder, die alles nieder-

riß, was andere Art zeigte. Seit dem Eindringen der Niggersongs hat der Rhythmus des „two steps“, des hausväteriſchen Ahnen des Cakewalk, mit allen Anverwandten ein wenig zu konkurrieren geſucht. Aber die entpuppten ſich doch nur als flüchtige Erſcheinungen. Das Bleibende war und iſt nach wie vor der Walzer. Schon ein geſpielter Walzer hat leichte Bahn. Weit mehr aber der geſungene Walzer, wie überhaupt die Melodie mit Text der wortloſen Melodie ſtark überlegen iſt. Und auch das hat ſeine natürliche Erklärung. Eine Melodie mit Text iſt eben leichter mitzunehmen, wofern — — ja wofern eben dieſer Text den analogen Forderungen entſpricht. Er darf alſo auch nicht zu gelehrt, aber auch nicht zu verbraucht ſein. Charakteriſtiſch, ohne Rätſelraten. In der Stimmung muß er wie die Melodie aus ſtarkem Schatten herausleuchten, am beſten durch ein treffendes Leitwort geführt und geleitet ſein. Das letzte Streben des Textdichters einer ſolchen Melodie wird dahin gehen, aus dieſem Leitwort ein Schlagwort zu machen. Dieſes Schlagwort kann eine allgemeine Tendenz haben, braucht nicht einmal aus dem Empfindungsvorrat des täglichen Lebens gegriffen zu ſein. Wie hätte ſonſt ein Text wie „Fiſcherin, du kleine“ mit der Muſik von Waldmann dermalen ſo populär werden können!

„Fiſcherin, du kleine,
Fahre nicht alleine
— — — — —“

Was lieh dem an ſich belang- und poeſieloſen Text die Flügel der Popularität? — — Einmal der Umſtand, daß hier eine draſtiſch anſchauliche Situation im greifbaren, wenn auch nichts weniger als künſtleriſchen Bilde erſchöpfend ausgemalt wurde. So etwas prägt ſich dem Auge und damit dem Gedächtnis ein. Schon die derbe Anrede: „Fiſcherin, du kleine,“ iſt ſprechend. Sie „ſpricht deutlich“. Nun kommt hinzu, daß der Text im weiteren Verlauf gewiſſe Umdeutungen, Vieldeutungen zuläßt, daß er bald derber, bald leichter genommen werden kann und ſo auch Anzüglichkeiten einen weiten Tummelplatz bietet. Das iſt für ein Großſtadtpublikum von nicht zu unterſchätzendem Einfluß. Und hier hat ſich dieſer Einfluß zur Genüge dokumentiert.

Auch ein Text wie desſelben „Meiſters“ „Sei gegrüßt, du mein ſchönes Sorrent“ tut ſeine Schuldigkeit. Er iſt wirkſam. Man unterſchätze die Qualität nicht. Unter tauſend Verſuchen iſt kaum einer, der in dieſer Weiſe einſchlägt und zündet. Aus der neueſten Zeit wäre als Muſterexemplar ſolchen Textes etwa anzuführen:

„Küſſen iſt keine Sünd'
Mit einem ſchönen Kind
— — — — — —“

Hier wird aus dem Erlebensſchatze der Allgemeinheit geſchöpft. Die Allgültigkeit dieſer „dichteriſchen Offenbarung“ wird kein Erdenſohn beſtreiten. Und wenn auch unſere Gedankenwelt nicht eben bereichert wird durch ſolche Weisheit, ſo gibt es doch Stimmungen, in denen wir dieſer Selbſtverſtändlichkeit unſere nachdrückliche Bekräftigung erteilen. Ja, im Kreiſe einer großen feſtlichen Gemeinſchaft, im Rahmen freudiger Feſte ſind wir alle zuzeiten auf den Ton geſtimmt, den die Verſe anſchlagen. Wenn wir uns auch nicht getrauen, die dichteriſche Freiheit gleich in lebendige Wirklichkeit umzuſetzen. Man ſpricht ja täglich, ſtündlich ſo manche kühne dichteriſche Behauptung aus, die man doch nicht in die Tat umzuſetzen wagt. Um ſo dringender iſt das Bedürfnis, ſie in Worten immer und immer zu wiederholen. Da kommt alſo ſolch ein Text dem allgemein zwingenden Empfinden — das zwar alltäglich, aber auch allfaßlich iſt — im weiteſtgehenden Maße entgegen. Er leiht der Melodie die Schwingen ſeeliſchen Einverſtändniſſes, höchſter Popularität.

Ein wertvoller Träger der Popularität iſt des weiteren jede mimiſche oder geſtiſche Unterſtützung der Melodie. Man denke an den ſelig unſeligen „Schunkelwalzer“. Die orkanartig um ſich greifende Melodie in Verbindung mit der draſtiſchen Körperbewegung, dem Schunkeln, fand die wilde ungebändigte Ausbreitung, nur einer unaufhaltbaren Epidemie vergleichbar. Man war verſucht, an die mittelalterlichen Flagellantenzüge zu denken. Auch dort gab Geſang das Stichwort, die marternde Mißhandlung des Körpers den Träger des Fanatismus, der fanatiſchen Bewegung. Hatte die Schunkelepidemie nicht verwandtſchaftliche Züge?

— Nun, ſie war ungefährlicher, das iſt wahr. Körperlich ungefährlicher — aber geiſtig, künſtleriſch ...?!

Und dieſes Wunder des Fanatismus hatte zum größten Teil die begleitende Körperbewegung vollbracht, die das Lied ſchnell einprägte und weitertrug. Ähnliche Dienſte leiſtete das Pfeifen dem noch immer ſtark graſſierenden „Weaner Waſchermad'ln-Walzer". Auch die Tänze, die ein Händeklatſchen, Fußſtampfen und ähnliche liebreiche Geräuſche unterſtützen, finden überraſchend ſchnelle Ausbreitung. Dieſe Begleiterſcheinung, mag ſie an ſich unſchön ſein, gibt der betreffenden Melodie ein beſonders charakteriſtiſches Gepräge, ein Relief, das jedem ſich einprägt und die Erinnerung auffriſcht. Auch der ſcharf pointierte Marſchrhythmus leiſtet in ſolchen Fällen glänzende Dienſte. Man übertreibt nicht, wenn man ſagt, daß Verdis zündende Melodien in ihrer Popularität weſentlich getragen wurden von dem ſtark hervortretenden Rythmus. Ihr Marſch- und Tanzcharakter mag ihnen im dramatiſchen Bilde der Oper oft ein Hindernis, ein Hemmnis ſein, weil er dem Ernſt der Lage widerſpricht, für die Ausbreitung der Melodie als ſolcher iſt er unſtreitig ein weſentlicher Förderer. Nicht ohne Grund durfte ein Johann Strauß Vater es unternehmen, zahlloſe italieniſche und geiſtesverwandte Opern in Tänze aufzulöſen, ihre Melodien zu Walzern, Polkas, Galopps zu zerpflücken.

Woher kommt es aber, daß die harmlos niedlichen Tanzmelodien eines Strauß-Vater ſich heute unſerm Gedächtnis weniger leicht einprägen als die weit komplizierteren des Sohnes? Die Faßlichkeit und Einfachheit allein tut es nicht. Dieſe alten Melodien gehen meiſt nicht über acht Takte hinaus, halten ſich gewöhnlich in einer und derſelben Grundharmonie und beſchränken ſich auf die bequemſten Akkordnoten. — Und trotzdem, unſer Ohr läßt ſich nicht mehr damit einfangen. Wir verlangen heute etwas mehr Großzügigkeit, auch in dieſem Kunſtgebiet. Wir verlangen einen längeren Atem der Melodie, eine größere Ausdrucksfähigkeit, mehr Charakteriſtik — — kurzum, gewiſſe komplizierte Qualitäten, die über dieſen naiven Urzuſtand hinausragen.

Schon Offenbach hat dieſen neuen Weg gefunden. Und die Welt hat ihm gedankt wie einem Erlöſer. Der Direktor

der „Variétés“ warf den Zuhörern Melodien hin, die ſie mit nach Hauſe nahmen. Und er zwang ſie mit dieſen Melodien in ſeinen Bann, ſie waren ihm verfallen mit Leib und Seele. Offenbach regierte im Paris des zweiten Kaiſerreichs. Welch eine Senſation „die ſchöne Helena“! „Die ſchöne Helena“ bezauberte, berauſchte alles und verdrehte allen die Köpfe.

„Komm, o Göttin der Liebe ...“

pfiff der Lebemann der Boulevards. Die ernſthafteſten Damen ſangen um die Wette „Komm, o Göttin der Liebe“. Die Babys ſummten ſchon „Komm, o Göttin der Liebe ...“

Mit der „Großherzogin von Gerolſtein“ ſchwoll die Begeiſterung über die Grenzen Frankreichs hinaus und drehte ganz Europa im Sinnentaumel. Dieſe „Großherzogin von Gerolſtein“ machte ſich luſtig über Könige, Miniſter, Militärs, über die ganze Geſellſchaft, ob hoch, ob niedrig, und doch wurde ſie gerade von denen vergöttert, die ſie aufs blutigſte geißelte. Fürſten, die Paris beſuchten, beſtellten ſchon von unterwegs telegraphiſch ihre Plätze und eilten, ohne ſich Zeit zum Ausruhen zu gönnen, ſpornſtreichs nach dem Theater, um die „Großherzogin“ zu ſehen. Man ſprach nicht mehr von der Comédie Française, von der Großen Oper, von der Komiſchen Oper; es gab in Paris überhaupt nur noch ein Theater, die Variétés. Das hatten die Melodien Offenbachs bewirkt.

Das Volk hat nun einmal das Bedürfnis, aus einer Oper, einer Operette etwas mit nach Hauſe zu bringen. Es glaubt ſonſt, es habe ſein Geld umſonſt ausgegeben. Der Laie behält aber nur die Melodien, die ihm „kongenial“ ſind, die ihn ganz erfüllen, mit einem Wort, die ihm ins Herz dringen. Freilich iſt das muſikaliſche Herz verſchieden von dem ſeeliſchen. Mindeſtens ſo ſehr wie das liebende Herz verſchieden iſt von dem phyſiologiſchen, dem Herzmuskel. Der Laie will die Melodie mit ſeinem muſikaliſchen Herzen umſchlingen und ſie ſich ſo ganz zu eigen machen.

Der Komponiſt, der ihm dieſe Möglichkeit bietet, hat gewonnenes Spiel. Hätte Wagner darin ein klein wenig mehr Entgegenkommen gezeigt, er hätte vielleicht nicht ſo lange zu darben brauchen. Und doch, die Zeit hat auch

dieſe Barrikaden überwunden. Heute ſind die Melodien des „Lohengrin“, des „Tannhäuſer“, des „Holländer“ populär; ſelbſt die tragenden Geſänge der „Meiſterſinger“, der Tetralogie, haben eine grandioſe Ausbreitung erhalten. Sie haben den Weg zum Herzen gefunden. Das muſikaliſche Laienherz hat ſich eben ſehr verändert. Im Einklang mit der fortſchrittlichen Entwicklung auf allen Kulturgebieten, die an unſere Empfangsorgane, an unſer Faſſungsvermögen größere Anſprüche ſtellen, iſt auch die muſikaliſche Aufnahmefähigkeit bedeutend gewachſen. Des Laien Verſtändnis für Muſik hat eine Erziehung genoſſen, die ihn zu ſtattlicher Höhe emporträgt. Sogar die komplizierte Melodik von „Wotans Abſchied“, des Rheintöchter-Terzetts, des Siegfried-Schmiedelieds, die mit ſchnellem Harmoniewechſel die weiteſte Gedankenſpannung verbindet, hat ſich jetzt dem Ohr eingeprägt. Ein erſtaunlicher Fortſchritt und Gewinn! Während bei Mozart die Noten des Dreiklangs dominierten, herrſcht jetzt die Septime, die None, die Undecime und wird der Zunge ebenſo geläufig, wie die Terz und die Sext. Im Gegenteil, Wagner hat den Beweis geführt, daß unſerem angeborenen Inſtinkt dieſe ausgreifenden Weitintervalle im Grunde noch genehmer und natürlicher ſind. Dies der Triumph der Moderne!

Zu Anfang hörte man bei Wagner überhaupt keine Melodie. Das Ohr des neuzeitlichen Weltbürgers dagegen bringt die führenden Melodien Wagners mit nach Hauſe. Und von dieſem Augenblick an iſt Wagner in das Herz des Volkes gedrungen. Das aber iſt der Zauber der Melodien, die man mit nach Hauſe bringt. Sie ſchlingen ein gemeinſames Band um die weite Verſammlung der Muſikgenießenden. Heute iſt es die „Luſtige Witwe“, morgen die „Walküre“, übermorgen der „Evangelimann“, ein andermal — iſt es das Metropoltheater, das dieſen Zauber ausübt. Und wenn auch die Art der Wirkung bei den verſchiedenen Werken eine ganz verſchiedene iſt, das eine tritt überall zutage, daß das Herz der Hörer davon getroffen wird. Bei dieſem ſitzt das Herz tiefer, bei jenem näher der Oberfläche. Und darum braucht dieſer tiefe, jener oberflächliche Melodien, um ſeiner Sehnſucht Erfüllung zu geben.

Prinz.

Ich bin meines Landes jüngſter Prinz;
und die an des Königs Hofhalt glänzen,
meine Brüder und Vettern ſind's.
Ich habe ein Schloß nur an den Grenzen.
Da kann ich weit ins Königreich ſchaun
und ſeh' auch ein Stück von fremden Gaun.
Und manchmal, wenn ich hoch allein
an meines Turmes Brüſtung ſtehe
und die frechen, freien Vögel ſehe,
lach' ich und möchte nicht König ſein.

Aber das lieb ich: einmal im Jahr
begegn' ich meinem Herrn Vetter, dem König.
Ich kenn ihn an ſeiner bunten Schar,
und ich ſpringe vom Roſſe; doch neig' ich mich wenig.
Und er bittet mich gnädig neben ſich,
und zuſammen reiten wir durch die Gaſſen,
und die jubelnden Leute kennen mich.
Aber ich laſſe mich doch nicht faſſen.

Denn mein gnädiger Vetter fragt mich dann:
warum ich ſo ſelten zu ihm käme,
und warum ich nicht auch ein Hofkleid nähme,
und er preiſt mir ſeine Feſte an,
und ſagt, was ich ſei, und was ich könne,
und wie er mir viel und alles gönne.

Und jüngſt verging mir all mein Lachen,
denn er mahnte mich an mein fürſtliches Blut
und ſagte: zum Marſchall woll' er mich machen.

Und ich glaube doch, was ich ſagte, war gut!
„Herr," ſprach ich, „laßt mir mein Prinzentum!
Laßt mir mein Leben vor den Toren!
Als König bin ich nicht geboren —
was kann mich da locken — ich mag keinen Ruhm!
Ich fühle mich jung und unerprobt
und — ich ſcheue mich, wenn ihr mich lobt.
Herr, wie ich bin, ſo laßt mich: frei!"

Er ſagte nicht, daß er zornig ſei.
Ich küßt' ihm die Hand, und er wehrte mir nicht.
Aber ich ſah in ein blaſſes Geſicht,
und er grüßte mich kurz und hart beim Scheiden.
Und ich werde ihn doch nicht meiden!
Und mich treibt eine neue, tolle Luſt,
ihn wiederzutreffen und wiederzugrüßen
und mit einem unheimlich ſüßen
dunklen Widerſtande der Bruſt
mein Haupt zu neigen dem König zur Ehr' —
fünf Finger breit und keinen mehr.

Karl Freye.

Atelierbesuch.
Gemälde von Wolfgang Wagner.

Fieber!

Sterben in der römiſchen Wildnis.

Von Richard Voß.

Die Luft zitterte von den Gluten der Sommerſonne. Strahlen ſchoſſen herab von dem Himmel, der in der harten Bläue des Stahls wie in ewiger entſetzlicher Wolkenloſigkeit über der großen römiſchen Wildnis ſich ſpannte. Das Meer umſpülte die erhabene Einſamkeit, die das Grab einer verſunkenen Welt umfing. Eine hyazinthfarbene wogende Unendlichkeit wälzte ſich die blaue Salzflut unter dem leuchtenden Äther.

In langen Ketten ſchlugen die Wogen gegen die ſchimmernde Düne. Als erſtickte die Hitze des Mittags ſelbſt das bewegliche Leben der Fluten, ſo ſonnenſatt und träge kamen ſie herangerollt. Ihr mattes Rauſchen tönte wie ein Schlummergeſang für die müde Mutter Erde.

Bisweilen ſtrich eine Möwe tiefgeſenkten Fluges über die funkelnde Fläche. Sie ſtieß einen kurzen klagenden Schrei aus, der das Schweigen der Wildnis wie eine Geiſterſtimme durchdrang.

Landeinwärts, über der ſchweren Schattenmaſſe des Buſchwalds, zogen ſich am Horizont die weißen Linien eines fernen, kahlen Felſengebirges hin. Gleich gewaltigen Marmorſchranken, welche die ſtille Stätte von der Welt und ihrem fiebernden Leben trennte, ſtieg es empor in dem Dunſt.

Unabſehbar erſtreckte ſich längs des Geſtades eine wellige Flur. Aus dem ſilberhellen, feinen Meerſand wuchſen Pflanzen mit ſchmalem, langem, bläulichem Blattwerk, an hohem, ſchlankem Stengel blaßrötliche Blütentrauben tragend. Blume drängte ſich an Blume, daß die Landſchaft nach dem Gebirge zu bis zu dem ſchwarzen Rande der Macchia ein einziges wunderſames Gartengefilde war.

Das Meer beſpülte die Aſphodelenwieſe.

Sie überzog längs des Strandes die Düne. Als wäre hier die See, von einem holden Zauber berührt, zu einem Blütenmeeere erſtarrt, ſo märchenhaft durchflutete es die Wildnis.

Eine dieſer Blumenwellen wogte um eine kleine kreisrunde „Capanna".

Die Hirtenhütte, deren ſpitziges Dach wie ein weithin ſichtbares Wahrzeichen aufragte, war mit dem Eingang dem freien Lande zugewendet und, wie üblich, aus hohem Röhricht erbaut. Die Sonne des Südens hatte ſie ſo ſchwarz gebrannt, daß ſie, von weitem geſehen, wie ein ausgeglühter Kohlenmeiler erſchien und inmitten all des Glanzes von Himmel und Erde als dunkler, häßlicher Haufen dalag.

Die ſchmale Tür war verſchloſſen, und nichts anderes zeugte von menſchlicher Anweſenheit als die drei mächtigen Wolfshunde, die in dem ſpärlichen Schatten des Rohrkegels ſich ausſtreckten, drei ſchneeweiße Flecken neben der düſteren Pyramide, die eine menſchliche Wohnſtätte bedeutete.

Sie war auf Meilen in der Runde das einzige Haus.

Es verrann Stunde auf Stunde, ohne daß ein Bewohner der Hütte ſich gezeigt hätte. Und ſchon ſenkte ſich die Sonne. So oft der Schatten des Hirtenhauſes wechſelte, erhoben ſich die zottigen Ungetüme träge, reckten ſich gähnend und änderten den Platz. Sie lagen dann wiederum eine Weile wie leblos. Von Zeit zu Zeit hob eines der Tiere ſein Haupt und ſtieß ein ſchwaches Geheul aus. Darauf folgte von neuem die alte, geſpenſtige Stille, durch die das leiſe Anrauſchen der tief ruhigen See wie ein erſtickter Seufzer der ermatteten Natur drang.

Plötzlich belebten ſich die Hunde, ſprangen auf und liefen mit freudigem Winſeln der Türe zu, die jetzt geöffnet wurde.

Ein Mädchen trat heraus: ſchlank, zart, noch ein halbes Kind, mit blaſſem Geſichtchen, darin zwei große, ſchwermütige Augen glühten. Trotz des heißen Tages trug ſie das landesübliche Gewand aus ſchwerem Wollengewebe. Das ſteife Mieder hatte ſie abgelegt. Der Rock, einſtmals

von flammender Farbe, war zu einem fahlen Braun gebleicht, das faltige Hemde mit bauſchigen Ärmeln ſchloß ſich hoch an dem feinen Halſe. Über den Kopf hatte ſie das Schleiertuch gelegt. Reiches Haar, ſchwarz wie Rabengefieder, quoll darunter vor, krauſte ſich um die Stirn und bis tief in den Nacken herab.

Das anmutige Kind trug ein leeres Waſſergefäß aus gebranntem, mit grellen Farben bemaltem Ton, nach einem Muſter geformt, das helleniſchen Urſprungs ſein konnte.

Die Hunde wollten, an der jungen Geſtalt vorüber, ungeſtüm in die Hütte drängen; aber ein leiſer Ruf des Mädchens hielt ſie zurück.

„Nein, nein. Euer Herr iſt krank. O ſo ſehr krank. Er hat das Fieber, wißt ihr. Seid ruhig. Kommt.“

Ihre Stimme war ganz ohne Wohllaut und hatte einen harten Klang. Sie ſprach leiſe: vielleicht weniger des Schwerkranken in der Hütte wegen, als aus langer Gewohnheit; denn dem Bewohner der Wildnis legt ſich die Einſamkeit wie ein Alp auf die Seele und erſtickt den lauten Ton der menſchlichen Stimme.

Mit eingezogenem Schweif, geſenkten Hauptes, gehorchten die Tiere. Das Mädchen ſchloß hinter ſich die Türe, um Helle und Hitze von dem Kranken möglichſt fernzuhalten, und entfernte ſich.

Langſam ſchritt ſie durch die Aſphodelen, deren Blütenwedel ihr bis an die Bruſt reichten, daß ihr blaſſes Kindergeſicht mit den todtraurigen Augen gleich einer Erſcheinung darüber ſchwebte. Schwärme kleiner, mattblauer Schmetterlinge umflatterten die ſchönen Pflanzen. Wo ſie ſich auf Blatt und Blume niederließen, überzogen ſie dieſe flügelſchlagend mit zitterndem Glanz. An den Stielen ſchoſſen große, ſmaragdgrüne Lacerten wie lebendige Strahlen hinauf.

Die junge Tochter des kranken Hirten hatte einen weiten Weg, um das Waſſer zu holen. Sie mußte die Dünen hinauf und hinunter. Es war, als würde ſie, von den märchenhaften Blütenwogen getragen, bald in die Höhe gehoben, bald in die Tiefe verſenkt. Dann erreichte ſie eine weite, wellige Niederung, durch die ein dürftiges

Bächlein dem Meere zufloß. Unter einer alten Korkeiche, die mit ihrem ſchwärzlichen Stamm und Laubwerk das Bild der leuchtenden Landſchaft finſter durchſchnitt, hatte ſich das Waſſer zu einer kleinen Lache geſammelt. Hier füllte das Mädchen den Krug.

Sie blieb noch, ſetzte ſich in den ſpärlichen Schatten des Baumes und ſtellte ihr Gefäß neben ſich. Die Hunde, die ſie begleitet hatten, lagerten ſich ſogleich als Wächter zu ihren Füßen. Sie wollte jedoch nicht ausruhen, ſondern wartete, als wäre ſie nicht der einzige Menſch in der Einſamkeit.

Gleichzeitig mit den Hunden vernahm ihr ſcharfes, für jeden Laut geübtes Ohr ein leiſes Geräuſch. Aber die Tiere ſprangen nicht in die Höhe, ſondern hoben nur mit leiſem Winſeln die Köpfe. Bald darauf erſchien hart am Rande der Höhe ein Reiter.

Es war ein blutjunger Menſch, der ein ungeſatteltes Pferd ritt, einen jener kleinen, ſchwarzen Renner der Campagna Roms mit langer Mähne und den Boden faſt fegendem Schweif. Des Reiters Füße ſteckten in vielfach verſchnürten Sandalen. Er trug eine kurze Hoſe aus grober Leinwand und ſonſt nur das Hemde, das über der Bruſt weit offen ſtand. Seine Geſtalt war ſchlank und biegſam, ſeine Haut wie Goldbronze leuchtend. Dichtes, düſteres Haar umlockte ein Geſicht, das die Züge eines Antinous hatte. In der freien Hand hielt er einen langen Stecken. Mit ſolcher Waffe glich der Jüngling einem antiken Speerwerfer.

Einen Augenblick verharrten Roß und Reiter regungslos am Rande der Böſchung, ſo daß ſie ſich ſchwarz und ſcharf gegen die ſtrahlende Scheibe des Äthers abhoben. Mit gellendem Zuruf trieb der Ankömmling alsdann ſein Pferd in die Tiefe und in die Fluten der Aſphodeloswieſe.

Bei der Korkeiche angelangt, ſprang er ab und ließ das Tier freilaufen. Von den Hunden umdrängt, die mit leidenſchaftlichen Liebkoſungen an ihm emporſprangen, trat er zu der Waſſerſchöpferin. Dieſe erwartete ihn, ohne eine Bewegung zu tun, mit einem Blicke heißer Zärtlichkeit ihm entgegenſchauend.

Sie ſprachen nicht gleich und dann zunächſt nur das Notwendige, obgleich die beiden jungen, ſchönen Menſchen an etwas ganz anderes denken mochten.

„Ich trieb die Herde deines Vaters gegen Oſtia. Dort gibt es in den Sümpfen noch Gras. Solange dein Vater das Fieber hat, werde ich jeden Tag nach der Herde ſchauen. Euere Pferde kennen mich ſchon. Es ſind prächtige Tiere darunter. Weiß euer Herr, daß dein Vater das Fieber hat?“

„Was kümmert ſich der darum?“

„Nun ja. Das iſt nun einmal ſo. Wer ſollte ſich um uns kümmern? Habt ihr noch Chinin?“

„Es hilft ja doch nichts.“

„So zünde eine geweihte Kerze an.“

„Es hilft ja doch nichts.“

„Dann mußt du eine Wallfahrt nach Genazano zu Unſerer lieben Frau tun. Ich bleibe unterdeſſen bei deinem Vater.“

„Es hilft ja doch nichts.“

„O Sandra —“

„Mir träumte dieſe Nacht von ſchwarzen Hühnern. Da hilft es denn eben nichts. Mein Vater muß ſterben.“

„Weil du von ſchwarzen Hühnern geträumt haſt?“

„Es ſteht ſo im Traumbuch.“

Da die Sache im Traumbuch ſtand, ſo wußte der Burſche nichts, was er dagegen hätte einwenden können. Alles, was er daher ſagen konnte, war: „Ich will nach dem Kloſter von der göttlichen Liebe reiten und Pater Anſelmo bitten, zu deinem Vater zu kommen, damit er nicht gar ſo ſchrecklich lange im Fegefeuer leiden muß. Eine Meſſe laſſen wir auch für ſeine Seele leſen. Dann geht's ihm gut.“

„Ja, dann geht's ihm gut; beſſer, als wenn er immer das Fieber hat.“

„Er hat's ſchon lange?“

„Seitdem die Mutter am Fieber ſtarb. Sie iſt ſchon lange tot. Zu meiner Mutter kam kein Pater, und Geld für eine Meſſe hatten wir auch nicht.“

„Alſo iſt die Seele deiner Mutter noch immer im Fegefeuer?“

„Was hilft's? Wenn wir doch kein Geld haben."

„Euer Herr zahlt nichts?"

„O der. Was kümmert ſich der um uns? Vater reitet jeden Monat einmal hinüber auf die Tenuta und ſagt ihm: ‚Da bin ich, Padrone! Und mit der Herde ſteht's ſo und ſo.' Dann ſchreit der Padrone ihn an, weil es mit der Herde nicht beſſer ſteht, und jagt den Vater fort. So iſt es nun einmal."

„Ja, ja. So iſt es nun einmal. Und wenn dein Vater doch immer das Fieber hat ..."

„Immer."

Plötzlich lachte ſie hell auf. Selbſt die Hunde ſchauten verwundert zu ihr empor.

„Dafür eſſen wir den Käſe, den wir aus der Stutenmilch machen, ſelber auf. Und was wir nicht eſſen, dafür tauſchen wir in Oſtia Mehl und Öl und anderes ein. Einmal ſogar Makkaroni! Denke doch, Makkaroni!"

„O!"

So ſchwatzten die beiden noch eine gute Weile. Aber ſie ſprachen nicht von dem, was ihre Herzen erfüllte, ſondern von den alltäglichen Freuden und Leiden ihres Lebens, das ſie, fern von jeder Kultur, zubrachten, inmitten der ungeheuren Öde einer Welt, darin der Menſch einen beſtändigen unerbittlichen Kampf mit einer Natur führt, die ſein Todfeind iſt.

Sandra erhob ſich, ließ ſich von ihrem Gefährten den ſchweren Waſſerkrug auf die Schulter heben und blieb dann in der blaſſen Blüte der Asphodelen, über dem ſchwachen Rinnſal des Bächleins regungslos ſtehen. Die eine Hand an das ſchön geformte Gefäß gelegt, den anderen Arm untätig niederhängend, wartete ſie geduldig, bis ihr Freund ſein Pferd gelockt hatte.

Dies gelang nicht ſo ſchnell. Das junge Tier wollte ſeine Freiheit nicht aufgeben und mußte von ſeinem Reiter eingefangen werden. Eine Jagd entſpann ſich, bei der Sandra's Hunde luſtig mittaten. Es war ein ſchöner Anblick, die ſchlanke, geſchmeidige Jünglingsgeſtalt zu ſehen, wie ſie bald dem Pferde langſam ſich näherte, bald ſtehen blieb, keine Bewegung tat, um plötzlich blitzſchnell vor-

zuſtürzen und in gewaltigen Sätzen dem Rappen nachzujagen, der von den weißen Beſtien unter wütendem Geheul umkreiſt wurde.

Endlich ließ ſich das Tier vom Menſchen überliſten. Sein Herr packte es an der Mähne, ſchwang ſich auf, riß es herum und züchtigte es für ſeinen Ungehorſam, daß es hoch aufbäumte. Eine Zeitlang rebellierte es noch und wurde dann lammfromm. In beſter Eintracht verließen jetzt Menſchen und Tiere das Wäſſerlein unter dem alten Korkeichenbaum.

„Daß du's bis zum Waſſer gar ſo weit haſt!“ bedauerte der Verliebte die Tochter des Pferdehirten, ohne daß ihm ſein Mitleid ſo recht vom Herzen gekommen wäre; denn er pflegte ſich jeden Abend einzufinden, wenn Sandra von der Capanna zum Bach kam.

Dieſe meinte denn auch gelaſſen: „O, das tut nichts. Wenn man ſich nur nicht zu lange aufhält; denn der Bach hat das Feld ringsum verſumpft. So iſt es denn hier mit dem Fieber noch ſchlimmer als bei uns nahe am Meer. Aus der Tenuta iſt einmal jemand hergekommen, hat aus dem Bach getrunken, ſich unter den Baum geſetzt und iſt eingeſchlafen. Als er wieder aufwachte, hatte er das Fieber, daß er nicht mehr gehen konnte, und zwölf Stunden ſpäter war er tot.“

„So iſt es nun einmal.“

Aber keinem von den beiden fiel ein zu denken: auch ſie könnten dem Würgegeiſt des römiſchen Landes zum Opfer fallen. Sie waren jung, ſie hatten ſich lieb und — ſie lebten!

Als Sandra an der Seite des Reiters durch die Fluten der Aſphodelosblüte der väterlichen Hütte wieder zuſchritt, ſtand die Sonne groß und blutrot bereits tief am Horizont. Ein roſiger Glanz, der ſchier unirdiſch war, lag über der Blumenflur. Der Himmel glühte und warf einen Feuerſchein über das Meer, das in ſtrahlender Majeſtät wie eine unermeßliche Purpurflut das einſame Geſtade umwogte.

Die beiden jungen Leute waren ſtumm geworden in dem feierlichen Schweigen des Abends; und ſchweigend erreichten ſie die Capanna, die jetzt inmitten all des Glanzes

wie eine Grabpyramide dalag. Sandra trat in den Eingang und rief in die Hütte hinein: „Der Oreſte iſt da! ... Willſt du Waſſer? ... Vater! ... Hörſt du nicht? Vater?“

Aber der arme Pferdehirte, der „immer“ das Fieber hatte, hörte nicht mehr. Ein Röcheln war der einzige Laut, welchen die Tochter auf ihren angſtvollen Ruf zur Antwort erhielt.

⊠ ⊠ ⊠

Der Hirte Oreſte hatte kaum erkannt, daß es mit Sandras Vater ſchnell zu Ende ging, als er ſich wieder auf ſein Pferd warf und davonſprengte.

Der Mann lebte noch. Und ſo lang er noch lebte, war noch Hoffnung vorhanden: keine Hoffnung mehr für ein diesſeitiges, wohl aber für ein jenſeitiges Leben.

Was tat es, wenn es dem Bewohner der römiſchen Wildnis ſein ganzes Lebenlang jammervoll erging? Wenn er litt und darbte; wenn er hungern mußte, wenn er jahraus, jahrein das Fieber hatte; wenn er am Fieber ſtarb oder ſonſt elend umkam: entweder durch einen Schlangenbiß, durch ein Büffelhorn oder den Dolchſtoß eines Feindes. Das war nun einmal nicht anders.

Aber das Jenſeits! Jene andere himmliſche Welt nach dieſer irdiſchen! Das zweite, ewige, ſelige Leben, welches dieſem zeitlichen, unſeligen folgte ...

Auf einer Hügelwelle des Campagnameers befand ſich, von Einſamkeit und Öde umgeben, ein graues Gemäuer, halb eine Ruine, mit einem kleinen Glockenturm daneben, von dem herab des Morgens, Mittags und Abends ein heiſerer Klang wie ein erſtickter Jammerton das große Schweigen der Wildnis durchgellte. Über dem Turme erhob ſich ein hölzernes Kreuz von den Sonnengluten wie angebrannt, von den Stürmen zerſplittert, das elende Mauerwerk dem Himmel weihend: „Siehe, Chriſt, ein Haus des Herrn inmitten der Wildnis!“ Die Tür hat nicht Schloß und nicht Riegel. Offen ſteht das Heiligtum der Sommerhitze und der Winterkälte, den Winden und Wettern, offen den Mühſeligen und Beladenen, offen jedermann, der eintreten und raſten will ...

Drinnen berſtende Mauern und aus den Steinflieſen

des Bodens üppig aufwucherndes Unkraut, durch das die Eidechſen raſcheln. Aus Feldſteinen ſteht der Altar aufgemauert. Ein verblichenes Tuch bedeckt ihn, und ihn ſchmücken zwei hohe Leuchter aus ſchlechtem Zink, in denen an den höchſten Feiertagen Unſchlittkerzen brennen. Der blaſſe Schein eines trübſeligen Lämpleins fällt auf ein buntes Bildnis der himmliſchen Frau mit ſtarren, ſtrengen Zügen, die kein Hauch von Mitleiden und Milde bewegt.

Eine armſelige Männergeſtalt in abgetragener, vielfach zerriſſener, beſchmutzter Mönchskutte hauſt in der elenden Zelle, die dem Heiligtum angebaut iſt. Es iſt der Bruder, der das heiſere Glöcklein läuten und die Lampe vor dem Bildnis der Himmelskönigin mit Öl verſehen muß. Dieſer Bewohner der Wildnis ſchreitet nicht, ſondern ſchleicht; dieſer Lebendige lebt nicht, ſondern ſtirbt langſam, langſam an beſtändigem Fieber.

Bisweilen erträgt er es einige Jahre, bisweilen nur einige Monate. Dann darf er, erlöſt vom Übel, beten: „Ich danke dir, gütiger Vater im Himmel!“ Bisweilen iſt der Hüter des Heiligtums in der Wildnis kein demütiger Laienbruder, ſondern ein Prieſter, der, einer ungeſühnten Sünde willen, von ſeinem Prior geſandt ward, um hier ſeine Schuld zu bereuen und zu büßen.

Das iſt dann für die Mühſeligen und Beladenen, welche die Gemeinde dieſer Kirche ausmachen, ein großes Glück. Sie können Sonn- und Feiertags vor dem Allerheiligſten auf die Knie ſinken, können unter den Augen eines Geſalbten den Himmel um Gnade und Erbarmen anflehen, können ihre Schuld, die oft eine Todſünde iſt, beichten und dafür Vergebung erlangen, können, wenn der Himmel ihnen dafür Zeit läßt, ſterben, verſehen mit dem letzten Sakrament und der letzten Hoffnung auf kurze Qual im Fegefeuer und danach ein ewiges, ſeliges Leben.

‚Wenn du Pater Anſelmo holſt; wenn der Pater Sandras Vater mit dem letzten Sakrament verſieht, ſo hat er ein glückliches Sterben.‘

Das war unausgeſetzt Oreſtes Gedanke, als er auf ſeinem ſchnellen Pferde über die Steppe jagte. Er war blutjung, kaum achtzehn Jahre, die er als Sohn eines

Hirten, ſelber ein Hirte, in der großen Wildnis der römiſchen Meeresküſte zugebracht hatte. Sein Vater war einige Male in Rom geweſen, in der „Stadt“, wo es die vielen, vielen Häuſer und die vielen, vielen Menſchen gab. Er ſelbſt kam bisweilen nach Oſtia, wo man in einer gewaltig großen Kirche beten gehen, Makkaroni kaufen und ſogar in einer Trattorie Wein trinken konnte. Dort ſah er auch Frauen und junge Mädchen, aber keine betrachtete er ſo gern, keine gefiel ihm ſo gut wie die Sandra Ughetti, deren Vater der großen Pferdeherde des reichen Giovanni Giovannola vorſtand, an deſſen ausgedehnte Weideplätze die Felder ſtießen, wo Oreſte Molino mit ſeinem Vater und zwei Brüdern jahraus, jahrein eines anderen Herren Herden hütete. Sommers wurden die Tiere in die dichteſten Täler des Buſchwalds getrieben, deſſen tiefe Schatten dem Graſe und den Kräutern vor den Sonnengluten Schutz gaben; Winters über weideten ſie auf den fruchtbaren Gründen einer Steppe, die niemals Ackerland war. Manchen Abend war Oreſte zu ſeinen nächſten, immer noch meilenweit entfernten Nachbarn herübergeſprengt, nur um an dem Quell auf der Aſphodeloswieſe dem Töchterlein des Nachbarn den gefüllten Waſſerkrug auf die Schulter zu helfen.

Jetzt ſtarb der Nachbar am Fieber ...

Nun, am Fieber ſtarben viele; faſt alle ſtarben daran. Das war nun einmal nicht anders. Und wenn der Nachbar unter dem geiſtlichen Beiſtande des Paters ſtarb, ſo erging es ihm beſſer als hundert anderen. War er tot, ſo ſtand die Sandra allein auf der Welt. Mit Hilfe der Madonna konnte ſie dann ſeine Frau werden. In der väterlichen Capanna gab es allerdings keinen Platz für ſie: wer von den Söhnen des alten Molino heiraten wollte, mußte eben zuſehen, in welcher Hütte er mit ſeinem Weibe unterkam. Nun, wenn Sandras Vater ſtarb, ſo mußte ein anderer die Pferde des reichen Sor Giovanni hüten. Oreſte war jung und kräftig — wie jung und kräftig er war! Er würde auf die Tenuta gehen und Sor Giovanni bitten, ihm die Stelle des Verſtorbenen zu geben, damit er in deſſen Capanna kam und ſeine ver-

waiſte Tochter heiraten konnte. Warum ſollte Sor Giovanni ihm die Stelle nicht geben, wenn er darum bat und die Madonna ihm beiſtand? Dann heiratete er die Sandra, die er ſo gern anſah; dann ... Ja, und wenn ſie nur nicht bald das Fieber bekamen; denn das war bei ihnen nun einmal ſo.

Von glücklichen Zukunftsträumen erfüllt, durchjagte Oreſte auf ſeinem Renner die ſommerliche Steppe: der Tod des armen Pferdehirten erſchloß dem Jüngling das Leben. Dieſes konnte ſogar ein glückliches Leben werden — bekamen die beiden nicht ſchon allzu bald das Fieber.

Die Nacht brach an. Eine blaue Finſternis, darüber der Sternenhimmel des Südens in einer Helle erſtrahlte, daß alles zwar in Dämmer ſank, aber doch Form und Farbe behielt. Als rieſengroße Schattenmaſſe ſtieg vor dem Reiter das Haus des Herrn über dem öden Lande auf; ringsum kein Baum, kein Strauch, ringsum nur die Blumen der Wildnis: Aſphodelen, nichts als Aſphodelen, die blaſſen Blumen des Todes.

⊠ ⊠ ⊠

Dem Prieſter war es in ſeiner engen Zelle zu erſtickend heiß geworden. Er hatte ſein Bett — einen mit dürren Campagnakräutern gefüllten Sack — hinaus ins Freie getragen und nach Hirtenart nahe bei ſeinem Lager aus trockenen Ginſterſtauden ein lebhaftes Feuer angemacht, das von dem Schlummernden die Fieberluft fernhalten ſollte. Aber der Mann hatte einen allzu feſten Schlaf gehabt: den Schlaf der Ermattung! Und er mußte ſtündlich erwachen, um der ſchnell verlöſchenden Glut neue Nahrung zuzuführen. Sonſt konnte es leicht geſchehen, daß er morgens als Schwerkranker, als Verlorener erwachte.

Der Hirte Oreſte konnte dem ſterbenden Vater der Geliebten den letzten Troſt im Leben, den Prieſter, nicht bringen. Auch der Diener des Herrn mußte eingehen in die „ewige Seligkeit“, ohne ſich ſelbſt dafür vorbereitet zu haben. Alſo erwartete ſeine von dem Jammer des Lebens befreite Seele lange Flammenqual.

Die heilige Mutter Erde ſendet den Bewohnern der römiſchen Wildnis den Würgegeiſt der Malaria, der ihre Kinder tötet, während ſie ruhen an ihrer Bruſt.

⊠ ⊠ ⊠

Damals geſchah's, daß ich das junge Paar kennen lernte: Sandra und Oreſte. Es lebte in der väterlichen Hütte.

Aber nicht als Mann und Frau. Was ſollten ſie tun? Der Prieſter war an der Malaria geſtorben, war von Oreſte begraben worden, und kein anderer war gekommen.

Alſo wurden die beiden eben ohne Prieſter ein Paar. Wer fragte danach? Wahrſcheinlich erfuhren ſie das gleiche Schickſal wie Sandras Eltern, die ohne letztes Sakrament — ohne Vergebung ihrer Sünden aus dem Leben gehen mußten, aus dieſem Leben, das Mühſal und Not, Krankheit und „unbußfertiges" Sterben war.

Sie würden dann doch verdammt ſein ...

So genoſſen ſie wenigſtens jetzt ein Stücklein irdiſcher Seligkeit; denn nie ſah ich eine ähnliche leidenſchaftliche Liebe.

Ich befand mich auf einem Ritt durch virgiliſches Land, als ich bei den beiden einkehrte und von ihnen bewirtet ward: mit allem, was ſie beſaßen. Das war hartes, graues Brot, friſche Stutenmilch und Käſe. Während ich in ihrer Hütte ausruhte und mich ſättigte, erzählten ſie mir das wenige, was ſie von ihrem Leben zu erzählen hatten: Mühſal und Not, Krankheit und Sterben.

Von ihrer Liebe ſagten ſie nichts. Davon brauchten ſie nichts zu ſagen. Sie leuchtete aus ihren Blicken, mit denen ſie ſich anſahen. Es war eine Glut, verzehrend wie die Sommerſonne der römiſchen Wildnis.

Ich fragte den Jüngling: „Alſo nahm dich der reiche Sor Giovanni Giovannola als Hirte an Stelle von Sandras verſtorbenem Vater in Dienſt?"

„Weiß nicht."

„Wie?"

„Ich war noch nicht bei ihm."

„Und er?"

„Kümmert ſich nicht um uns."

„Aber wenn er ſich einmal um euch kümmert. Kann das dann nicht ſchlimm für euch werden?"

„Wieſo ſchlimm?"

„Je nun ... Beſſer, du meldeſt dich bei deinem neuen Herrn. Man kann doch nicht wiſſen — Habt ihr noch nicht das Fieber bekommen?"

„Wir haben immer das Fieber."

„Immer?"

„Das iſt nun einmal nicht anders."

Wieder und wieder dieſes hoffnungsloſe, dieſes troſtloſe Wort!

Meine Frage war durchaus überflüſſig. Ich wußte es gleich: daß ſie „immer" das Fieber hatten. Brauchte ſie nur anzuſehen! Dieſe fahle Bläſſe, dieſe nicht nur in leidenſchaftlicher Zärtlichkeit glühenden Augen —

Nur um etwas zu ſagen, rief ich: „Ihr nehmt doch Chinin?"

„Was hilft's?"

„Wie kannſt du ſo reden?"

„Das Chinin, welches man uns verkauft, hilft nichts."

„Hilft nichts ..."

„Denn es iſt kein Chinin. Es iſt verfälſcht. Wenn wir es auch nehmen würden — ſterben müſſen wir doch. Früher oder ſpäter. Sterben am Fieber. Das iſt nun einmal ſo."

Mir graute.

⊠ ⊠ ⊠

Drei Tage ſpäter ritt ich desſelbigen Weges zurück. Ich näherte mich der Capanna. Was war das? Ein Zuſammenlauf! Ich hörte Geſchrei wie Geheul. Was war geſchehen? Ein Totſchlag! Ich ſah die Uniformen von Carabinieri, ſah ihre Waffen blitzen, gab meinem Pferde die Sporen —

Richtig ein Totſchlag! Oreſte hatte ſeinen Herrn, den reichen Sor Giovanni Giovannola, totgeſchlagen! Weshalb? Sein Herr hatte ſich um ſeinen Pferdehirten gekümmert, hatte den alten Hirten nicht mehr unter den Lebenden getroffen, hatte den jungen, unbekannten gefunden mit ſeinem jungen Weibe, welches ſein Weib — nicht war,

welches der Herr für ſich ſelbſt haben wollte. Dann hätte Oreſte Hirt bleiben dürfen. Aber Oreſte hatte ſeinen Herrn, der ſein Weib begehrte, erſchlagen wie man einen tollen Hund erſchlägt: mit dem Macchiabeil.

Nun führten die Carabinieri den Mörder gefeſſelt davon ...

Und das junge Weib?

Ich konnte nichts tun für Sandra Ughetti. Nicht das geringſte! Meine Troſtworte hörte ſie nicht, mein Geld nahm ſie nicht. Sie ſchien erſtarrt — ſchien eine lebende Tote. Ich mußte ſie verlaſſen, um mich dem traurigen Zuge anzuſchließen, der den gefeſſelten Mörder nach Oſtia brachte. Aber auch für ihn fand ich keine Hilfe: er bekam zwanzig Jahre Galeere — ſchlimmer als der Tod auf dem Schafott.

Sandra ſtarb am Fieber. Sie wurde am Herzen von Mutter Erde von dem fürchterlichen Würgegeiſt der römiſchen Wildnis erwürgt: wenige Tage, nachdem der Geliebte ihretwegen zum Mörder geworden war. Gott ſei Dank, ſchon nach wenigen Tagen!

Sie war der Hirtenfrau, die bei ihr blieb, um über ſie zu wachen, glücklich entkommen, war durch die Aſphodelenflur zur Quelle gegangen, hatte ſich auf dem ſumpfigen Grunde niedergelegt — zum Schlummer, zum Sterben.

Es war ein unbußfertiger Tod. Aber — der Herr wird ihrer armen Seele trotzdem gnädig ſein.

Tells Tod.

(Eine Fortſetzung nach Uhland.)

Nachgelaſſenes Gedicht
von Arthur Fitger.

Die Schächen-Waſſer ſchwemmen
Alljährlich Schutt und Kies
Zu Tal, und wer kann dämmen,
Was ſich vom Ufer riß?
Die unterſpülten Auen
Zermalmt des Bergs Gewicht;
Wer darf auch Menſchen trauen,
Wenn ſelbſt der Felſen bricht?

Und was von jenem Knaben
Der hohe Dichter ſang,
Den, in der Flut begraben,
Der Tell dem Tod entrang,
Wie Glocken hör' ich's klagen
So voll, ſo tief, ſo klar;
Doch heimlich muß ich fragen,
Ob des er würdig war?

Zog, als des Knaben Glieder
Zu Jünglingshöh' erſtarkt,
Das leichte Herz nicht nieder
Des Lebens bunter Markt?
Hat nicht mit Schmeicheltone
Verführung ihn umgirrt,
Bis dem verlornen Sohne
Der Stern in Nacht verirrt?

Hat ruchlos auf den Vater
Die Fauſt den Schlag gewagt?

Der Fluch der Mutter, hat er
Ins Elend ihn gejagt?
Ein bleiches Weib in Trauern,
In Tränen ſich verzehrt,
Geſchlagne Kinder kauern
Um den erloſchnen Herd.

Wer nach des Wandrers Gute
Schleicht durch das nächt'ge Tal?
Wem trieft geheim vom Blute
Der meuchleriſche Stahl?
Im Kreiſe wüſter Zecher
Wer hält die Dirn' umfaßt,
Wo man beim Würfelbecher
Geraubtes Gut verpraßt?

Die Sünderglocke läutet,
Das ſchwarze Stäbchen bricht;
Den Raben hängt bereitet
Das Mahl am Hochgericht;
Das ſchwärzliche Gefieder
Umflattert Rad und Pfahl
Und überſchreit die Lieder
Vom Tell im Schächental:

O Narr, o Narr, was brachteſt
Du dich zum Opfer dar!
O Narr, o Narr, du machteſt
Dir nicht die Narrheit klar:
Siehſt du, wie wir uns balgen
Um luft'gen Feſttagsſchmaus?
Auf „Butter an den Galgen"
Läuft Edelmut hinaus.

Rembrandts Mutter.
Gemälde von Rembrandt van Rijn.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

Die Frau im Leben von Rembrandt.

Von Dr. Georg Biermann-Leipzig.

Wie die Sonne, die allem Leben auf der weiten Erde Gedeihen und Reife gibt, ſteht die Frau über dem Werden der Kunſt. Wie die Sonne, die in lieblicher milder Maienpracht heimliche Samen zu reifer Entfaltung bringt, erſcheint uns der Einfluß des Weibes auf die Entwicklungsbahn der Schaffenden. Nicht aller freilich —: denn es hat genug der Künſtler gegeben, die ſich am ſüßen Zaubertrank der Liebe zu Tode getrunken, es gibt viele, über deren Leben dieſe Sonne nicht anders denn als verſengender Brand in den Gluten des ſüdlichen Mittags geſtanden iſt. Das ſind jene, die unheilvoll ſich ſelbſt vergaßen, die den ſchlimmen Einfluß erfahren haben, den die Frau nur zu oft im Leben der Großen ausgeübt. Del Sarto z. B. und ſeine Gattin Lukrezia del Fede, die vom Herzblut des Gatten mit durſtigen Lippen getrunken, und Greuze, der an der Ehe mit der ſchamloſen Mme. Babuty zugrunde ging — man könnte mit ſolchen Beiſpielen ein troſtloſes großes Kapitel der Kunſtgeſchichte füllen, bei dem einen das Grauen überkommen würde vor dem Weibe, dem ſo oft die Kunſt das Schönſte zu danken hatte.

Davon aber ſoll in dieſen Zeilen nicht die Rede ſein; denn das Leben Rembrandts iſt innerlich mit der Frau auf andere Art verbunden. Dies Künſtlerleben iſt vielmehr ein ſchöner Beweis für die erhebende Kraft, die, vom Weibe kommend, mit unerſättlichem, faſt viſionärem Drang ein Menſchenherz erfüllen und zum Höchſten reif und groß erheben konnte.

Die Kunſtgeſchichte bedeutet neben der Dichtung und der

Muſik ein Kapitel der allgemeinen Menſchheitsentwicklung, bei dem die Frau in ihrer reichen Begabung, indirekt auf den Werdegang und die Leiſtungen des Mannes zu wirken, am augenfälligſten in die Erſcheinung tritt. Es hat Epochen gegeben, weite Zeitläufte der Entwicklung, die ganz und gar dem Zauber des Weibes unterlegen waren. Den körperlichen Reizen, der natürlichen Schönheit des Leibes ſowohl, wie dem myſtiſchen Seelenſchatz und jenen innerlich beglückenden Reichtümern, aus denen heraus ſich in barbariſch-wilder Zeit ein holdes Madonnenideal zu formen vermochte. Man denke an die klaſſiſche Formenſprache der helleniſtiſchen Kunſt mit ihren Aphroditen, Nymphen und Pſychen, denke an den Frühlingsmorgen der chriſtlichen Kunſt, an das Madonnenideal der Sieneſen, an des lockeren Fra Filippo Lippi liebliche Beichtigerin, an Mino, Verrocchio und Botticelli; denke nicht zuletzt auch an Dantes überirdiſche Verehrung zu Beatrice, die ſchließlich doch nichts anderes iſt als der Ausdruck einer heimlichen Sehnſucht, von der eine ganze Zeit in ihren ſchwärmeriſch myſtiſchen Träumen erfüllt geweſen iſt.

Es iſt in der Tat nicht ſchwer, alle Perioden der kunſtgeſchichtlichen Entwicklung unter dem einen Geſichtspunkt näher zu charakteriſieren, wie hier und dort, ſtärker und ſchwächer die Frau im Leben dieſer Kunſt ihren Einfluß geltend machte. In Italien z. B. bemerkt man jene nach abwärts ſich entwickelnde Linie, als deren Endpunkt man vielleicht die venezianiſche Kunſt zur Zeit Tizians anzuſprechen berechtigt iſt. Ein Abſtieg vom hoheitsvollen Madonnenideal des Trecento zu jener am Alltag ſelbſt und ſeinen irdiſchen Freuden geweckten Daſeins-Bejahung, die ſich ſchließlich ganz in die Sinnenluſt des nüchternen Lebens verliert und Courtiſanenbilder malt. Bilder, die oftmals wie bei Tizian auch in der ſinnlich höchſten Form der Wiedergabe, in der Geſtalt ruhender Schönheitsgöttinen, dennoch die reale Atmoſphäre des Ateliers nicht zu verleugnen vermögen, in der ſie in der Tat entſtanden ſind.

Oder man wechſele einen Augenblick den Schauplatz der unermeßlichen Weltenbühne, laſſe den Geiſt nach Flandern irren, wo Rubens, mitten im Zeitalter der ſiegreichen Gegen-

reformation und jeſuitiſchen Askeſe als ein Vollblutmenſch von ausgeprägter Sinnenfreudigkeit ſo ſehr am Weibe hängt, wo van Dyck ſpäter der Kunſt einen neuen Typus elegiſch-ariſtokratiſcher Frauen ſchuf, die nur körperlich, nicht ſeeliſch hoheitsvolle Göttinnen ſcheinen. Man denke an das Rokoko, an die Watteau, Fragonard und Baudouin, an jene Zeit, in der alles, ſelbſt die Architektur, der Innenraum ihren Segen von der Frau empfingen. Man könnte bis in die Moderne hinaufeilen, um immer wieder dem beſtimmenden Einfluß der Frau zu begegnen: im Leben der Kunſt wie im Leben des Künſtlers.

Freilich, bei ſolchen Gedankenſprüngen lernt man die Unermeßlichkeit eines Kapitels begreifen, das unter der Überſchrift „die Frauen im Leben der Kunſt“ kommenden Hiſtoriographen und Pſychologen noch vorbehalten iſt. Reduziert auf die Norm „die Frau im Leben des Künſtlers“ bleibt es noch inhaltsreich und vielſagend, und es ſteigen die Geſichte von Meiſtern vor uns auf, die unſere quellengemäße Daten- und Lebenswiſſenſchaft dem Betreffenden gegenüber unendlich klein erſcheinen laſſen. Raffael, der vielbewunderte Götterjüngling mit ſeinen Madonnen, ſeiner Fornarina iſt ſolch ein Rätſel, Sebaſtiano iſt es und Giorgione. Ja wem es gegeben wäre, das Leben ſolcher Meiſter nach Sekunden und Minuten nachzuleben, der allein könnte allen Rätſeln Löſung gewähren.

Und nun gar Rembrandt. — Unſere Vorſtellung von ihm wird unwillkürlich, wo ſein Name im Zuſammenhang mit dem Weibe genannt wird, in eine beſtimmte Bahn gedrängt, weit weg von der Erinnerung an ſeine Ruhmestaten, von Bildern, die, wie die Anatomie des Doktors Tulp, die Nachtwache von 1642 oder die Staalmeeſters des Jahres 1661, nicht nur Wendepunkte des Lebens, ſondern zugleich Grenzpfeiler der eigenen künſtleriſchen Entwicklung bedeuten. In keinem dieſer Werke iſt der Einfluß des Weibes, ſelbſt von fernher nicht, zu ſpüren.

Und doch, von Goethe wiſſen wir es längſt, was die Frau im Dichterleben zu bedeuten hatte, bei Rembrandt, dem Dichter und Künſtler iſt es nur ſo nebenher er-

wähnt worden. Es gab der geſchwätzigen Biographen eine Menge, die ſich am Zauber Saskias nicht genug tun konnten und dabei einer Hendrickje Stoffels ganz vergaßen. Es gab ſogar andere, die Saskia faſt als nebenſächlichen Faktor, als unheilvolles Moment im Leben Rembrandts behandelt haben und im Gefühl männlich betagter Sachlichkeit Hendrickje als die treue Gefährtin prieſen, die der Mann in Jahren zum glücklichen Hausſtand eben nötig hat. Philiſterweisheit — und Moral, hier wie dort. Uns, die wir den ganzen Menſchen in ſeiner Entwicklung überſchauen, iſt die eine zum Verſtändnis ſo notwendig wie die andere, ja, es bedarf gar nicht ſo ſehr des Gefühles nachempfindender Menſchlichkeit, um uns von der lapidaren Tatſache zu überzeugen, daß Rembrandt ohne die Frau nie Rembrandt geweſen wäre, daß in dieſem Künſtlerleben das Weib die letzte und erſte Reſonanz eines geſunden Menſchenherzens geweſen iſt.

Rembrandt und die Frau: Bilder werden vor unſerem Geiſte lebendig, die das Höchſte an ehelichem Glück, das Vollbewußtſein köſtlichen Beſitzes, den Rauſch der wilden durſtigen Jugend vor Augen zaubern; Bilder des ſpäten Alters, die ebenſo ſtark die Freude am ſchönen, jugendlichen, weiblichen Körper, in der ein Künſtlerauge ſich am Formenreichtum der Natur vollſaugt, bekunden wie die ſtille Behaglichkeit des biederen Bourgeois, der beizeiten in Ruhe etwas Gutes ſchmauſen möchte. Saskia und Hendrickje, das verwöhnte Ariſtokratenkind des ſtandesherrlichen, reichen Holland des werdenden Jahrhunderts — und die beſcheidene Magd, deren Liebe zu dem nicht ſtandesamtlich angetrauten Gatten keine Grenzen kennt, die ihm im Alter, in der Verzweiflung und der Not zur Seite ſteht, eine treue Gefährtin, die zweite Mutter ſeines Sohnes Titus, Hendrickje, die Tapfere, die uns heute unendlich größer dünkt, als die blondlockige Saskia, die mit aller Selbſtverſtändlichkeit die Ruhmestage ihres Gatten miterlebte. Gewiß, die eine erſcheint uns im Leben dieſes Großen ſo notwendig wie die andere. Saskia als Gefährtin und Göttin der Jugend, mehr eine Venus, von deren Schönheit die Lippen eines Rembrandt tranken, Hendrickje als

die kluge Beraterin mit dem angeborenen Intellekt und der sorgsamen Milde, dem tiefen und doch so naiven Gefühl für die Größe des ihr eng Verwandten, mehr Weib ihrem Sentiment nach, mehr holde Leiterin, sorgsame Beraterin, mehr wirkliche Freundin des Gatten, als die Saskia blendend schön.

Auch in Rembrandt hat die Frau erst den Künstler geweckt. Ohne sie wäre er nicht die Hälfte von dem, als der er vor unseren Augen steht. Durch die Frau, so will es scheinen, ist in des Meisters Kunst die große Menschlichkeit hineingekommen. Ebensoviel wie das Weib als Geliebte seinem Leben heimlich an Schätzen zugetragen hat, ebensoviel aber hat die Frau, die Rembrandts Mutter war, dem Künstler an reichem Erbe mitgegeben.

Man stellt sich den Knaben Rembrandt, der als Sohn des Müllers Harmen Gerritszoon van Rijn und seiner Frau Neeltge van Zuytbrouck am 15. Juli 1606 als fünftes Kind der Eltern das Licht der Welt erblickte, so gern als ein verwöhntes Nesthäkchen vor, dem vor allem die Liebe der Eltern gegolten haben muß, trotz der jüngeren Schwester Lisbeth, die als sechstes und letztes Kind nach ihm geboren wurde. Vor allem müssen die Eltern bei ihrem jüngsten Sohne sehr bald den beweglichen Geist erkannt haben, der ihn vor seinen Brüdern, die alle wie der Vater beim Handwerk blieben, ausgezeichnet hat und ihn für die Wissenschaft reif erschienen ließ. Man sieht den Knaben Rembrandt an langen Winterabenden zu Füßen der Mutter sitzen neben dem Kamin, von wo der Blick draußen über die weite Ebene und den Lauf der Kanäle irrt, wenn die Dämmerung früh herniedersteigt und es da drinnen so geisterhaft schummrig zu werden beginnt. Man sieht die Mutter mit dem dicken Folianten vor sich auf den Knieen, wie sie als Prophetin Hanna auf dem Bild der Oldenburger Galerie vor uns steht. Aus dem „Buch der Bücher" mag sie ihrem Jungen von den Propheten und Königen des Alten Testamentes erzählten, von David und Saul und der schlechten Frau Potiphar, von dem Riesen Simson und der schönen Bathseba und so fort. Nach der Wunderwelt des Alten Testamentes, die die kindliche Phan-

taſie erhitzt und ſich dem Gedächtnis des Knaben unvergeßlich in farbenſatten Bildern eingräbt, erzählt die Mutter von der Geſchichte des Heilands, vom jungen Chriſtkind, der wie Rembrandt ſelbſt ſo bei der Mutter geſeſſen, der eben ſolch ein kluger kleiner Knirps geweſen iſt und deſſen Vater Joſef genau wie Harmen van Rijn Handwerker — zwar nicht Müller — dafür aber Zimmermann geweſen iſt. Wie hört man die Stimme der Mutter noch im Ohre des erwachſenen Künſtlers nachklingen, wenn er ſeine Szenen des Alten Teſtamentes, ſeine heiligen Familien, das Bildnis dieſer Frau ſelbſt, der er ſo viel dankt, zu malen beginnt. Jetzt iſt die phantaſievolle Erzählerin freilich um einige zwanzig Jahre gealtert. Runzeln durchfurchen das Antlitz, aber in den kleinen hellen Augen flackert noch immer munter die Luſt am Fabulieren. Wer wirklich pſychologiſch das Lebenswerk eines Meiſters verſteht und zu interpretieren weiß, kann das Bild der Mutter als der Frau im Leben des Künſtlers, der er das Meiſte zu danken gehabt, gerade bei Rembrandt nie vergeſſen. Denken wir nur an unſere eigene Jugend, erinnern wir uns, daß Eindrücke der Kindheit in unſerem Geiſte viel ſtärker Wurzeln faſſen als alles, was uns ſpäter ähnlich berührt hat. Rembrandts Mutter aber kann, immer nur nach der Logik, die die Pſychologie eines Kunſtwerkes geſtattet, und dem Eindruck, den ſie auf den Sohn hinterlaſſen hat, in gewiſſem Sinne als die Verkörperung des bürgerlichen Ideals in Holland um die Jahrhundertwende angeſprochen werden. Denn dieſes Holland hatte ſich eben erſt die Freiheit der Überzeugung in blutigen Kriegen erkämpft, es hatte ſich ebenſo wie ſeinen Gott auch ſein Bürgertum mit dem Schwerte in der Fauſt erfochten. Dies Holland beſaß noch keine ererbte Kultur. Im Handwerk und im Handel, der die Schiffe aus dem Hafen von Amſterdam über die Meere entſandte, beſaß es ſeinen Lebensnerv. In ſolcher Zeit konnte auch die Frau nichts anderes ſein als die treue Gefährtin des Gatten, die ſorgſame Mutter ihrer Kinder, und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß auch im Herzen der Frauen dieſer Zeit die Bibel eine viel vollere Reſonanz gefunden hat, als es bei dem im Daſeinskampfe ſtehenden Mann der Fall war.

Saskia van Ulenburgh.

Silberstiftzeichnung von Rembrandt.

Rembrandts Mutter.

Radierungen von Rembrandt.

Indem wir das Bild der Künſtlermutter verlaſſen, ſchreiten wir zugleich im Leben Rembrandts von den Jahren der Kindheit hinauf in die Zeiten der Entwicklung, die der Mann durchlebt. Einige Daten ſollen ſie kurz charakteriſieren. Mit vierzehn Jahren wird der Jüngling als Student ſeiner Vaterſtadt Leiden eingeſchrieben und erfährt in dieſer Zeit wohl die nachhaltige Bekanntſchaft mit der Welt des klaſſiſchen Altertums, mit jenen mythologiſchen Sagen des Griechen- und Römertums, die ſeine Phantaſie für die Folge nicht weniger beſchäftigt haben als die Erzählungen des Alten Teſtamentes. Indes, das gelehrte Studium war auf die Dauer nichts für den Jüngling. Eine geheime Neigung trieb ihn zur Kunſt. Mit ſchwerem Herzen werden die Eltern dem Wunſche des Sohnes nachgegeben haben, als ſie ihn zu dem Leidener Meiſter Iſaaksz van Swanenburg in die Lehre taten, wo er drei Jahre blieb, um dann zu Pieter Laſtmann nach Amſterdam zu kommen, der ſich eines bedeutenderen Rufes erfreute. Aber Rembrandt hielt es nicht lange bei ihm aus, ſo daß er bereits 1624 nach Leiden zurückkehrt, jetzt als ſelbſtändiger Meiſter. Daß er ſchnell in ſeiner Vaterſtadt zu einem gewiſſen Anſehen kam, beweiſt die Tatſache, daß vier Jahre nach ſeiner Rückkehr der junge Gerrit Dou, fünfzehnjährig, zu ihm in die Lehre kam, ungefähr zu jener Zeit, aus der uns die erſten datierten Arbeiten Rembrandts überliefert ſind.

Man darf annehmen, daß der Künſtler in jenen Jahren oft nach Amſterdam gekommen iſt, daß er auch in der Künſtlergemeinde dieſer Stadt bereits einen Namen beſaß und dort wahrſcheinlich ſchon manchen Porträtauftrag auszuführen hatte. Denn das Zuſammentreffen mit dem Kunſthändler Hendrik van Uylenburg, dem er ſogar im Jahre 1631 die ſtattliche Summe von 1000 Gulden leihen konnte, dies Zuſammentreffen, das für ihn die Bekanntſchaft ſeiner Saskia, einer nahen Verwandten des Händlers, im Gefolge hatte, konnte nicht zufällig ſein. Im Jahre 1631 entſchließt ſich Rembrandt zur dauernden Überſiedlung nach der Metropole Hollands.

In dieſer Zeit begegnen wir im Leben des Meiſters mehrfach einer Frauengeſtalt, über der ein wenig der Schleier

des Geheimniſſes gebreitet iſt. Die Kunſtgeſchichte verzeichnet ſie — ob mit Recht oder Unrecht — in logiſcher Anlehnung an die Tatſache, daß Rembrandt damals mit Vorliebe die Geſtalten ſeiner nächſten Umgebung malte, als „ſogenannte Schweſter Rembrandts“ und weiſt damit auf jene Liesbeth hin, die nach ihm geboren wurde. Eine Familienähnlichkeit zwiſchen dieſen Bildern und den Selbſtbildniſſen des Künſtlers aus der gleichen Zeit iſt nicht ohne weiteres erkennbar. Wäre es darum banal, in dieſer jungen elegiſchen Schönheit eine Vorahnung jener Saskia zu ſehen, die ihm fortan der Leitſtern ſeines Lebens werden ſollte?

Aus dem gleichen Jahre, das die Vollendung des erſten Meiſterwerkes, der „Anatomie des Dr. Tulp“ verzeichnet (1632), begegnet uns zum erſtenmal das Bildnis Saskias, heute in der Sammlung André-Jacquemart in Paris. Es iſt, als wenn es von unſicherer aber liebender Hand niedergeſchrieben worden ſei. Ein feingeſchnittenes Profil verrät die vornehme Ariſtokratin, die Rembrandt, des Müllers Sohn, ſtolz genug war, ſich fürs Leben zu küren. Ein Jahr ſpäter iſt bereits die Verlobung; die Erinnerung daran hält die entzückende Silberſtiftzeichnung des Berliner Kupferſtichkabinetts feſt. Saskia ſitzt am Tiſch, ſtützt mit der Linken den Kopf und ſchaut mit ſchelmiſch heiteren Augen unter einem breitkrämpigen Strohhut den Beſchauer an. Ein Jahr ſpäter iſt ſie des Künſtlers Gattin.

Man muß einmal nacheinander alle Bilder durchgehen, die Rembrandt in der Zeit ſeiner Ehe mit Saskia (nicht nur die Porträtdarſtellungen der jugendſchönen Gattin) gemalt hat, um zu erkennen, bis zu welchem Höhepunkte der Ekſtaſe dieſe Saskia ihren Gatten hat begeiſtern können. Schon die Tatſache des Beſitzes erſcheint ihm ein köſtlicher Triumph. Ihm, dem ungeſchlachten Bauernſohn aus Leiden, war über Nacht die zarte Knoſpe in den Schoß gefallen. Er hat ſie an ſich geriſſen mit dem Ungeſtüm ſeiner 28 Jahre wie Plutos der Fürſt der Unterwelt, der Proſerpina entführt, oder er hat ſie, Jupiter gleich, der Europa auf ſeinem Stierrücken trägt, den zeternden Verwandten entriſſen, wie man vor dem „Raub der Europa“ der Sammlung Broglie

Saskia.

Gemälde von Rembrandt van Rijn.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

denken kann. Er kommt ſich vor wie ein neuer Simſon, als er mit ſeiner Delila, die eben ſolch ein feines Prinzeßchen wie Saskia iſt, Hochzeit feiert.

Nun aber iſt ſie ſein Weib trotz dem Proteſte des Vormundes, trotz den neidiſchen Kollegen, die nicht aufhören, die ungleiche Heirat zu perſiflieren. Nun ſind Rembrandt und Saskia eins, und der Taumel der Freude kennt keine Grenzen. Jedes Werk, das jetzt entſteht, ſei es mythologiſchen oder hiſtoriſchen Charakters, verbirgt den Schatten der einzig geliebten Frau. Man könnte mit pſychologiſcher Spitzfindigkeit alles, was in dieſen Jahren entſteht, auf Seelenſtimmungen des Künſtlers zurückführen. Als Saskia ſich im Jahre 1635 Mutter fühlte, malt Rembrandt die Verkündigung an die Hirten. Aus einem Zweifel an der Liebe ſeiner Gattin mag jene Blendung Simſons von 1636, die heute im Städelſchen Inſtitut hängt, hervorgegangen ſein. Das ſollen an dieſer Stelle nur Andeutungen ſein, die in unſerem Zuſammenhang nicht mehr und nicht weniger erklären, als daß die acht Jahre, die Rembrandt an der Seite ſeiner Gattin verbrachte, überall in ſeinen Werken ſelbſt den durch die Frau geweckten künſtleriſchen Niederſchlag erfahren haben. Saskia iſt fortan ſein liebſtes Modell. Mit vollen Händen wirft er das Geld zum Fenſter hinaus, um immer aufs neue die Gattin zu ſchmücken. Gegenüber den holländiſchen Krämerſeelen, die mit gierigen Händen nach Schätzen graben, fühlt er ſich als Künſtler von Gottes Gnaden. In wundervoll fraulicher Schönheit begegnet uns Saskia auf Schritt und Tritt. Heute wird ſie als die herrliche Ariſtokratin in ſchwerem Brokat gemalt, den feinen Spitzenſchleier über das dunkle blonde Haupthaar gebreitet, morgen ſitzt er, ein Kavalier, der zu leben verſteht, mit ihr beim feſtlichen Mahle wie auf dem bekannten Dresdener Gemälde. Im Buckingham-Palaſt in London hängt ein Doppelbildnis, wo Saskia vor dem Spiegel ſitzt in orientaliſchem Überwurf, der alle goldenen Reflexe ausſtrahlt, und der Künſtler neben ihr ſtolz als Verehrer ihr ein koſtbares Perlengeſchmeide reicht. Dann erſcheint ihm die Gattin als Göttin der Fruchtbarkeit wie auf dem Florabildnis der Eremitage, das um die Zeit entſtanden ſein mag, als

ſich Saskia zum erſtenmal Mutter fühlt. Und nicht genug damit: Auch die Figuren des Alten Teſtamentes, der Geſchichte tragen der Geliebten Züge. Bathſeba und Sophonisbe, die keuſche Suſanna und Danae, die den Goldregen empfängt. Jeder Laune des Gatten hat ſich die herrliche Frau gefügt, ſie gibt ihm alles und ſteht ihm mit einer ſouveränen Selbſtverſtändlichkeit auch da Modell, wo Danaen und Suſannen die Reize ihres Körpers enthüllen müſſen. Darin offenbart ſich in der Tat eine Größe des Selbſtbewußtſeins, die unſerer Zeit ſo fremd geworden iſt, daß ſie achſelzuckend in Prüderie daran vorübereilt. Ja, es iſt ein ſtolzes Leben im Genießen der Jugend und im Auskoſten der ſchlummernden Geſtaltungskräfte, das Rembrandt an der Seite dieſer Saskia geführt hat, mit deren Tode, der zugleich die Vollendung der „Nachtwache“ bezeichnet, in ſchrillem Mißton die erſte große Epoche im Leben des Meiſters und ſeiner Kunſt abſchließt.

Es war, als ſei mit Saskias frühem Tode wirklich das Glück endgültig von Rembrandts Seite gewichen. Das Vermögen iſt zuſammengeſchmolzen, von den Kindern lebt allein der junge Knabe Titus, an deſſen Geburt die Mutter langſam dahingeſiecht iſt. Die Nachtwache ſelbſt bedeutet den erſten großen Mißerfolg und entzieht dem Meiſter dauernd die Gunſt der Amſterdamer Mynheers, für die ſolche Kunſt eben unverſtändlich war. Das Jahr 1638 könnte man ungefähr als den Höhepunkt des Künſtlerlebens anſprechen. Von da an geht es immer mehr abwärts. Auf dieſem menſchlichen Niederſtieg, dem ein künſtleriſcher Aufſtieg von überraſchender Schönheit gegenüberſteht, iſt auch der Tod der geliebten Frau nur eine Etappe. Selbſt der Kauf des Hauſes in der Jodenbreeſtraat im Jahre 1639 wird Rembrandt verhängnisvoll, denn es ſtürzt ihn in Schulden und bereitet von fernher den Bankrott des Jahres 1656 vor. Faſt will es uns deshalb ſcheinen, als wäre Saskia, die Göttin des Lichtes, zur rechten Zeit geſtorben. Das Schickſal bewahrte ſie ſo, Zeugin des Ruins zu werden.

In den Jahren nach dem Tode der geliebten Frau erinnert nichts mehr an den Jubel der Jugend, nichts mehr an den heißen Sinnenrauſch, den Rembrandt in den Armen

Saskia.

Radierung von Rembrandt.

Studienköpfe,
in der Mitte Hendrickje Stoffels.
Radierung von Rembrandt.

der Gattin durchkoſtet. Als einzige Erinnerung iſt ihm nur der Sohn Titus geblieben. Ihn pflegt und hütet die brave Amme Geertje Dircks, bis um 1645 ein neues Weſen in den Bannkreis des Künſtlers tritt, die junge Magd Hendrickje Stoffels. Bald füllt ſie die Stelle aus, die vordem Saskia innegehabt. Der alten treuen Dienerin Geertje Dircks bricht darob das Herz. Man ſchafft ſie in ein Irrenhaus.

Aber mit der jungen ſchönen Hendrickje umfängt den Künſtler eine bis dahin nicht gekannte wohltuende Ruhe. In dieſer Stille reifen ſeine tiefſten Werke. Es kommen die Jahre, in denen ſich Rembrandt mehr als zuvor dem Kreiſe des Neuen Teſtamentes zuwendet. In den heiligen Familien (ſo die Holzhackerfamilie der Kaſſeler Galerie — die Zimmermannsfamilie der Eremitage) webt der ſtille Frieden glücklicher Häuslichkeit und zarter Mutterliebe. Hendrickje wurde dem jungen Titus eine zweite Mutter. Sie war jung, blühend und anmutig. Ihr Körper hatte die zarten Töne des Fleiſches, die Rembrandt liebte. Wie vordem Saskia, ſo iſt ihm nun Hendrickje das liebſte Modell. Unzählige Male hat er ſie gemalt, und dieſe Schöpfungen gehören ſicher zu ſeinen beſten. Durch ſie wird Rembrandt zu einer Fruchtbarkeit des Schaffens angeregt, die mehr als wunderbar anmutet.

Im Louvre hängt, aus dem Jahre 1652, vielleicht das ſchönſte unter den Porträtſtücken, die Hendrickjes Züge verraten. Der Künſtler hat die geliebte Frau köſtlich herausgeputzt, vielleicht mit dem Schmuck, den einſtmals Saskia trug. Man begegnet einer edlen Frau von faſt ariſtokratiſchem Gepräge. Die Augen zeugen von einer empfindungstiefen Seele. Aus früheren Jahren gibt es einige Darſtellungen von einem jungen Mädchen, in denen wir wohl mit Recht Bildniſſe Hendrickjes vermuten dürfen, ſo in Stockholm, in Petersburg und an anderen Orten. Auf einem Gemälde der Glasgower Galerie ſehen wir den Meiſter ſelbſt vor der Staffelei ſitzen und Hendrickje als Modell malen. Auf dem Bilde der Londoner National Gallery ſetzt ſie, nur leicht bekleidet, eben den Fuß ins Waſſer, eine neue Suſanna, und auf dem Edinburgher Bilde zeigt ſie uns

der Maler aus dem Schlummer erwachend, im Bett ruhend, wie sie mit der Linken den Vorhang zur Seite schiebt, während die vollen Strahlen des hereinflutenden Lichtes den weißen Arm umschmeicheln. Im Louvre sieht man sie kosend mit ihrem und Rembrandts Kinde als Venus und Amor.

Eine wundervolle Ruhe liegt über all diesen Werken, die nach den Jahren stürmischer Leidenschaft den stillen Frieden des gereiften Mannesalters deutlich genug erkennen lassen. Das kennzeichnet auch zugleich den Unterschied in der Rolle, den die beiden Frauen, mit denen Rembrandts Künstlerleben aufs engste verknüpft ist, in diesem vielbewegten Leben gespielt haben. Saskia erscheint uns als die Verkörperin stolzen, hoheitsvollen, prunkhaften Glücksgefühls, das sehr stark von den äußerlichen Verhältnissen der bürgerlichen Wohlhabenheit bedingt gewesen ist; Hendrickje Stoffels, die illegitime Geliebte, dagegen erscheint als die Vertreterin jenes Lebensideals, das in der traulich stillen Häuslichkeit, im engen Zusammenwohnen mit dem Geliebten alles Glück der Erden findet, eine Fördererin seiner besten Schöpferkraft; nicht die vielbeneidete Gattin eines großen Mannes, sondern einzig und allein die einfache Gefährtin seines Lebens voll hingebender Güte, die Vorsteherin der Wirtschaft und die Pflegerin des schmucken lockigen Titus, der als ein „kleiner nordischer Prinz" von Jahr zu Jahr mehr der Stolz seines alternden Vaters wurde, den jetzt Schlag auf Schlag trifft bis zum endlichen Bankrott, ohne daß es dem Schicksal nur eine Stunde lang gelingen kann, die bis zum Tode ungehemmte Schaffensfreudigkeit zu brechen.

Ja, diese Hendrickje war Rembrandts größtes Glück. Die losen Lästerzungen der Welt verklatschen sie bei der hohen Obrigkeit, von der die brave Hendrickje einen Rüffel einsteckt (man denkt dabei an das Bild der bösen Frau Potiphar, die den keuschen Joseph verleumdet), aber ihr Mut und die Treue, mit der sie dem geliebten Manne auch in der schwersten Not zur Seite steht, zeugen von einem ungewöhnlichen Heroismus. Sie ist ihm eine echte Freundin. Als 1656 endlich der langerwartete Bankrott hereinbricht, als Rembrandts Haus verkauft wird und die reichen Kunst-

ſchätze unter den Hammer kommen, ſeine echten Rafaels, Michelangelos, ſeine Waffen und Prunkgeräte, rettet ihn die mutige Hendrickje vor dem heimatloſen Bettlertum, indem ſie mit Titus einen kleinen Antiquitätenhandel eröffnet, bei dem der Meiſter als Sachverſtändiger angeſtellt wird. Im Jahre 1663 ruft ſie der Tod von des Geliebten Seite, dem noch ſechs lange Jahre bitterer Einſamkeit und troſtlos bettlergleicher Verlaſſenheit beſchieden ſind, bis der Tod endlich auch ihm, dem Nimmermüden den Pinſel aus der Hand nimmt.

Das ſind die Andeutungen, die ein großes inhaltsreiches Kapitel unter der Überſchrift „Die Frau im Leben von Rembrandt“ in etwa umſchreiben. Das Fazit dieſer kurzen Zeilen ward bereits vorweg genommen. Ohne die Frau iſt Rembrandt der Künſtler nicht zu begreifen. Sie war es — die Mutter, die Gattin und die Geliebte — die ſeinem Künſtlerdaſein reichen Inhalt gab, der wir das Reifſte, das Tiefſte aus der Seele eines ſchaffenden Genius verdanken. Sie war in dieſem Leben eines der Größten wirklich die milde Maienſonne, die heimliche Samen zu reifer Entfaltung gebracht hat.

Die Schlange.

Von
Guſtav Schüler.

Am Kreuzweg hat einer ein Weib geſehn,
Die war ſchön, wie keine war.
In ihren Augen ſtand ein Fleh'n,
In Ringeln floß ihr Haar.

Ein Grauſeln kroch den Reiter an.
Er hat's nicht anders gewußt,
Er hob ſie auf ſein Roß hinan
Und nahm ſie an ſeine Bruſt.

Sie kamen nach Haus, ſie ward ſein Weib,
Küßte doch wie eine Magd.
Von keinem Schauder ward ihr Leib
Befehdet und befragt.

Sie wußte nicht Freude, wußte nicht Leid,
Dienen war all ihr Sinn.
In wellenloſer Bündigkeit
Zogen die Jahre hin.

Da kam an einem Tag ein Gaſt,
Der ſagte, eh' er ging:
„Weil du eine Schlange zum Weibe haſt,
Verfärbte ſich mein Ring."

Den Eheherrn hat es blaß gemacht.
Der andere: „Forſche ſie aus.
Und laſſe für die nächſte Nacht
Keinen Tropfen Waſſers im Haus.

Die Schlange muß trinken, wenn's Mitternacht iſt,
Und wenn kein Waſſer, kläglich ſchrei'n.
Dann weißt du, mit wem du gepaaret biſt! —"
Der Eheherr ward wie Stein.

Nun tat er für die nächſte Nacht
Alles Waſſer aus dem Haus.
Von ihrem Schreien iſt er erwacht,
Eine Schlange glitt hinaus.

Am andern Morgen hielt er Gericht:
„Verfluchte, ſage, heb an —"
„Ich bin eine Schlange, verbrenne mich nicht,
Sieh's noch drei Tage mit an.

Ich bette mich unter den Roſenſtrauch,
Drei Tage gib mir Statt,
Es macht aus meinem Munde kein Hauch
Dir deine Seele matt."

Sie fiel ihm zu Füßen, ihre Hand
War voll von Staub und Blut.
„Drei Tage gib mir!" Sein Gewand
Wäſcht ihrer Tränen Flut.

Er ſtieß ſie fort. Sie kroch ihm nach,
Sie winſelte wie ein Tier,

Ihre Stimme rauh in Splitter brach:
„Liebſter, drei Tage gib mir.“

Er würgt' ihr den Hals, wie man's Schlangen tut,
Sie konnte nicht mehr ſchrei'n,
Er ſchleppte ſie an eine Glut,
Stieß ſie in die Glut hinein.

Wie die Flamme gierig auf ſie ſprang,
Sah ihr Auge ihn himmliſch an,
Durch Qualm und Marter quoll ihr Sang,
Wie kein ander Weib ſingen kann:

„Liebſter, noch dreier Tage Geduld,
Und die Schlange war erlöſt,
Verſunken mit aller Zauberſchuld —
Weh, daß du mich verſtößt!

Tauſend Jahre waren zu Ende gebracht,
Meine Seele war wieder mein —
Was haſt du aus deiner Magd gemacht!“ —
Und ſie fiel in die Glut hinein.

Hendrickje Stoffels.
Gemälde von Rembrandt van Rijn.
Nach einer Photographie von Gebrüder Alinari in Florenz.

Der Salon.

Ein Dialog. Von Raoul Auernheimer in Wien.

Perſonen: Fritzi Gernheim und ihre Couſine Marguerite Lafleur. Es gab eine Zeit, wo dieſe Grete Blum hieß, aber das iſt ſchon ſo lange her. Seit zehn Jahren lebt ſie mit ihrem Manne in Paris, der Vertreter einer großen Dynamitfabrik iſt und unmenſchlich viel Geld verdient. Infolgedeſſen iſt die ſehr anpaſſungsfähige Marguerite das Vorbild einer eleganten Pariſerin geworden. Ja, ſie iſt es in einem Maße, wie es nur Ausländerinnen in Paris werden, vorausgeſetzt daß ſie intelligent und ehrgeizig ſind. Beides iſt Marguerite Lafleur. Sie ſpielt eine große Rolle, ihr Salon iſt ein Brennpunkt des Pariſer Lebens. Ein wirklicher König verkehrt dort — ab und zu. Auch hat ſie im Lauf der Jahre zwei Akademiker und einen Biſchof gemacht und dem vorletzten Kabinett ernſthafte Unannehmlichkeiten bereitet.

Fritzi Gernheim ſieht beiläufig ſo aus, wie wir ſie zuletzt verlaſſen haben; nur etwas voller iſt ſie geworden, etwas ruhiger ihr Geſicht. Ihre ſchönen Augen flackern nicht mehr, ſie brennen freundlich und ſtill, und ihr Blick, der früher ruhelos von einem Gegenſtand zum andern zu wandern pflegte, fixiert jetzt gerne einen beſtimmten Punkt. Sie trägt ein weites bequemes Hauskleid, während Marguerite, die übrigens um fünfzehn Jahre älter iſt, in Beſuchstoilette auftritt: Topfhut mit Federn, der wie ein umgeſtürzter Kübel ausſieht, Monokel mit goldenem Stiel und ein langes ſchmales Täſchchen aus Schlangenhaut, ſowie Sonnenſchirm mit Empiregriff. Sie trägt ein Pariſer Mieder, das den Körper S-förmig verkrümmt; ſo zwar, daß ſie beim Hereinkommen mit dem Oberleib zuerſt auftritt; erſt nach und nach folgen die übrigen Partien.

Fritzi Gernheim (vorangehend).

So, und hier kommen wir in den Salon ... Das heißt ... (ſie bleibt ſtehen).

Marguerite.

(das Lorgnon handhabend und mit einem verwirrenden Pariſer Lächeln, das allerdings momentan keinen Sinn hat).

Entzückend ... darf man eintreten?

Fritzi Gernheim.

(die an der Türe zum Salon flüchtig gehorcht hat).

Einen Augenblick, meine Liebe ... Vielleicht nimmſt du inzwiſchen hier Platz ... Es iſt das Arbeitszimmer meines Mannes ...

Marguerite.

Er iſt nicht zu Hauſe?

Fritzi Gernheim.

Nein. Er geht jetzt immer auch nachmittags ins Bureau.

Marguerite

(blickt ſich im Zimmer um und lächelt noch einmal verwirrend).

Reizend! Wirklich ſcharmant — Dein home! (Wie alle Pariſerinnen, die es wirklich ſind, bedient ſie ſich mit Vorliebe engliſcher Ausdrücke.) Ich mache dir mein Kompliment. (Sie ſetzt ſich, d. h., ſie berührt mit der Miederkante den Seſſelrand, ſtützt ſich mit dem ausgeſtreckten Arm auf den Sonnenſchirm und lächelt, als ſäße ſie wirklich.)

Fritzi Gernheim.

Du mußt wiſſen, es iſt noch immer unſere erſte Wohnung. Infolgedeſſen waren wir etwas beengt — beſonders im Anfang.

Marguerite.

Im Anfang?

Fritzi Gernheim.

Im Anfang unſerer Ehe, meinte ich. Wir hatten eine ſchlechte Einteilung getroffen wie die meiſten jungen Eheleute. Wir hatten ein Boudoir, einen Salon, aber kein Wohnzimmer. Jetzt haben wir ein gemeinſames Schlafzimmer —

Marguerite.

Ihr habt gemeinſames Schlafzimmer gemacht?

Fritzi Gernheim.

Ja, nach den erſten drei Jahren.

Marguerite.

Bei uns war es umgekehrt. Nach drei Jahren richtete mir mein Mann ein Boudoir ein.

Fritzi Gernheim.

Mein Boudoir iſt jetzt Wohnzimmer. Es dient uns ſo viel beſſer. Und der Salon ...

Marguerite.

Richtig, der Salon! (Sie will aufſtehen.)

Fritzi Gernheim (ſie zurückhaltend).

Einen Augenblick, meine Liebe ... Er hat nämlich eine Geſchichte, mein Salon, die ich dir vorher gern erzählen möchte.

Marguerite.

Eine Geſchichte?

Fritzi Gernheim (etwas befangen).

Ja.

Marguerite (glaubt zu verſtehen).

Ach ſo, Antiquitäten? Ich kenne ſie, dieſe Geſchichten. Manchmal ſind ſie ganz hübſch ... Ich habe eine Freundin, die hat einen Salon, der ſtammt noch von der Königin von Neapel. Die Beſitzerin wenigſtens ſchwört darauf. Und eine andere hat Möbel aus der Villa Doria Pamfili —.

Fritzi Gernheim.

Nein, nichts dergleichen. Meine Geſchichte iſt viel einfacher.

Marguerite.

O! Du machſt mich neugierig.

Fritzi Gernheim.

Übrigens bin ich dir ſie ſogar ſchuldig. Ich hätte ſie dir längſt ſchreiben ſollen, da wir doch Couſinen und überdies Freundinnen ſind. Aber es wäre ein langer Brief geworden. Und du weißt ja, wie das iſt mit den langen Briefen. Das iſt ſo ſchwer ...

Marguerite.

Und außerdem vieux jeu. In Paris ſchreibt man nur noch petits bleus. Die letzten Briefe wurden in den achtziger

Jahren des vorigen Jahrhunderts geſchrieben. Jetzt iſt die Parole: Kürze. Je kürzer, deſto beſſer. Unlängſt, als der Graf Chatillon bei mir ſpeiſte — Honoré Chatillon, du weißt — unterhielten wir uns darüber, welcher Brief jedem von uns in ſeinem Leben das größte Vergnügen bereitet habe. „Mir," ſagte der Graf, „hat unter den zahlloſen Briefen, die ich erhielt, einer das größte Vergnügen bereitet, der aus einem einzigen Wort beſtand. Allerdings kam er von einer ſehr ſchönen Frau ..." „Und das Wort?" Wir wollten es natürlich wiſſen: „Vendredi!" ſagte der Graf. Wir lachten alle, nur die Baronin d'Orſay lachte nicht ... Ich glaube, der Brief war von ihr ... (Da Fritzi ein ernſtes Geſicht macht.) Aber, du willſt mir eine Geſchichte erzählen, und ſtatt deſſen erzähl' ich dir die meinigen ... C'est drôle! (Sie neigt ihren Körper auf die andere Miederkante und macht ein erwartungsvolles Geſicht.)

Fritzi Gernheim.

Das macht nichts. Unſere Geſchichten hängen gewiſſermaßen zuſammen.

Marguerite.

Der Graf von Chatillon und dein Salon — wie das?

Fritzi Gernheim.

Es war nämlich immer mein Traum geweſen, einen Salon zu haben, wo man ſolche Geſchichten erzählte. Du hatteſt ihn! Und ich hatte ihn kennen gelernt, als ich ein Jahr vor meiner Verheiratung mit meinen Eltern in Paris war! Dieſe ſechs Wochen werden mir ewig unvergeßlich bleiben. Du nahmſt dich meiner an, führteſt mich in die Geſellſchaft ein —

Marguerite.

Und hatte einen succès fou mit meiner kleinen Couſine ... Du weißt, man hielt dich für meine Schweſter ...

Fritzi Gernheim.

Ich liebte dich.

Marguerite.

C'était réciproque, ma chère ... Schade, daß du nicht länger geblieben biſt. Ich hätte dich mit einem Grafen

oder mit einem radikalen Deputierten verheiratet. Das ſind diejenigen, die, wenn ſie dann ſpäter zur Regierung kommen, am meiſten Geld verdienen.

Fritzi Gernheim.

Nun, ich bin mit meinem Mann auch ganz zufrieden, obwohl er kein Graf oder radikaler Deputierter iſt.

Marguerite.

Ach, verzeih!

Fritzi Gernheim.

Bitte, bitte ... Übrigens, es war ja nicht immer ſo.

Marguerite.

Ja, man ſprach wohl allerhand. Iſt das vielleicht die Geſchichte?

Fritzi Gernheim.

Zum Teil ... Als ich damals von Paris zurückkehrte und mich verlobte, da war ich, wie geſagt, ganz in deinen Salon verliebt.

Marguerite.

Du warſt, will ich hoffen, auch in deinen Mann verliebt.

Fritzi Gernheim.

Weniger ... Ich heiratete eigentlich mehr wegen der Wohnung. Ich wollte einen Salon haben wie du.

Marguerite.

Sonſt nichts? Das geht nicht ſo ſchnell.

Fritzi Gernheim.

Natürlich. Aber damals wußt' ich das noch nicht. Ich hielt mich an das Äußerliche. Wir ſuchten Wohnung, und wir fanden ſchließlich eine, mit einem Salon, der dem deinigen ähnlich ſah. In verkleinertem Maßſtab natürlich ... Aber er hatte eine Stuckdecke und einen Erker wie der deine. Wir nahmen die Wohnung, obwohl ſie etwas teuer war, und machten Kontrakt auf zehn Jahre. Darum können wir jetzt auch nicht ausziehen.

Marguerite (lacht).

Immer dieſelbe Geſchichte!

Fritzi Gernheim.

Jawohl, immer dieſelbe. Kaum hatten wir die Wohnung, ſo begannen wir ſie einzurichten. Natürlich zuerſt den Salon. Weil das doch das Wichtigſte iſt. Wir wurden übervorteilt, wie alle jungen Eheleute. Aber das Ziel wurde erreicht. Als wir von der Hochzeitsreiſe zurückkamen, hatten wir einen kompletten Salon. Nichts fehlte darin als die Gäſte.

Marguerite.

Die fehlen in jeder jungen Menage. Die ledigen Herren trauen ſich noch nicht, und die verheirateten Frauen fürchten ſich zu langweilen. Später ändert ſich das.

Fritzi Gernheim.

Später ... Aber ich hatte keine Zeit. Ich wollte einen Salon haben wie du — ebenſo voll wie Du. Und da mir kein Graf Chatillon, keine Baronin d'Orſay zur Verfügung ſtand, ſo nahm ich vorlieb mit dem, was ich hatte. Da waren zunächſt meine Freundinnen, die Freunde meines Mannes, dann die Freunde und die Bekannten unſerer Eltern, ſchließlich die Verwandten. Wir luden alle ein — bloß die Verwandten kamen von ſelbſt. Wir hatten Glück. Nach drei Monaten war an Nachmittagen mein Salon ſo voll wie der meiner Mama, wenn ſie Jour hatte. Es waren ganz dieſelben Leute. Manchmal fragte ich mich, wozu ich überhaupt geheiratet hätte. Auch mein Mann fragte mich das ... Wir zankten.

Marguerite.

Deine Schuld, meine Teure ... Man muß ſeine Geſellſchaft wählen, darf nicht jeden erſten beſten einladen. Und vor allem keine Verwandten; ſie ſind die Peſt des Salons ...

Fritzi Gernheim.

Ja, du haſt leicht reden, du! Wenn man in einer fremden Stadt lebt, wo man das Leben neu anfangen kann ... aber unſereiner ... Ich glaube, einen richtigen Salon kann man überhaupt nur in Paris haben — vorausgeſetzt, daß man in Wien zu Hauſe iſt. Der meinige war jedenfalls nicht der richtige. Ich konnte es meinem Mann eigentlich nicht übel nehmen, wenn er ſich, ſobald der Salon ſich füllte, geräuſchlos durch das Herrenzimmer empfahl.

Die meiſten meiner Gäſte mißfielen ihm oder waren ihm gleichgültig; die übrigen ſuchte er lieber außer dem Hauſe auf, wo ihn die anderen nicht ſtörten. Im Anfang, wie geſagt, zankten wir uns deswegen ... Ein Jahr ſpäter zankten wir nicht mehr. Mein Salon war äußerſt beliebt geworden. Und mein Mann verbrachte ſeine Nachmittage im Klub.

Marguerite.

Im Klub?

Fritzi Gernheim.

Im Klub.

Marguerite.

Warſt du jemals in dieſem Klub?

Fritzi Gernheim.

Es war einer, wo Frauen keinen Zutritt haben.

Marguerite.

Du hätteſt dich dadurch nicht abhalten laſſen, deinem Mann nachgehen ſollen.

Fritzi Gernheim.

Ganz richtig. Das tat ich eines Tages.

Marguerite.

Und das Reſultat?

Fritzi Gernheim.

Ich erfuhr, daß mein Mann eine Geliebte hat.

Marguerite (lebhaft).

Ich wußte es ... das heißt, ich will ſagen: Ich ahnte es. Wenn ein junger Ehemann mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit in den Klub geht ... Ich hoffe, du haſt dieſem Klubleben ein Ende gemacht.

Fritzi Gernheim.

Nein!

Marguerite.

Wie?

Fritzi Gernheim.

Ich habe mit meinem Mann bis heute nicht darüber geſprochen. Es ſind nahezu zwei Jahre her ...

Marguerite.

Sondern? Was haſt du getan?

Fritzi Gernheim (einfach).

Ich habe geweint.

Marguerite.

In ſeiner Gegenwart?

Fritzi Gernheim.

Nein — allein.

Marguerite.

... Und nachher?

Fritzi Gernheim.

Hab' ich nachgedacht.

Marguerite.

Lange?

Fritzi Gernheim.

Sehr lange.

Marguerite.

Und das Ergebnis?

Fritzi Gernheim.

Das Ergebnis, zu dem ich gelangte, war, daß ich meinem Mann nicht unrecht geben konnte.

Marguerite (vor Schrecken franzöſiſch).

Hein?

Fritzi Gernheim (hartnäckig).

Ich konnte ihm nicht unrecht geben. Du weißt, ich habe immer ſehr viel Gerechtigkeitsgefühl beſeſſen und habe mir angewöhnt, die Dinge objektiv anzuſehen ... Ich hab' das von meiner Mama. Nun, wenn ich den Fall objektiv betrachtete, ſo konnte ich nicht finden, daß mein Mann ſchuld war.

Marguerite.

Wer denn war ſchuld?

Fritzi Gernheim.

Ich. Das heißt alſo der Salon.

Marguerite (immer erſtaunter).

Der Salon?

Fritzi Gernheim.

Ich durfte mich nicht beklagen. Ich hatte, was ich haben wollte ... Denn weshalb hatte ich geheiratet? Um einen Salon, um Gäſte zu haben. Beides hatte ich. Es

iſt wahr, ich bekam auch einen Mann. Aber daß ich dieſen Mann liebte, wie ſehr ich ihn liebte, das erfuhr ich erſt ſpäter, als er mich betrog ... Und daß er mich nicht liebte? Nun, objektiv genommen, konnte ich ihm auch daraus keinen Vorwurf machen. Denn was hatte ich getan, um dieſe Liebe zu verdienen? Ich habe ihm ſein Heim mit fremden Menſchen bevölkert, habe ihn von einer Geſellſchaft in die andere geſchleppt. Ich habe ihn gefliſſentlich und ſyſtematiſch mit ſchönen und leichtſinnigen Frauen zuſammengebracht, von denen manche ebenſo ſchön war wie ich und manche ſchöner ... Daß er ſchließlich an einer hängen blieb, glücklicherweiſe an einer, die weniger hübſch als ich, dafür aber etwas älter war, konnt' ich es ihm verargen? Durft' ich es ihm verargen, daß er ſich aus dem Hotel, das ich aus unſerem Haus machte, nach einem eigenen Heim ſehnte, und daß er dieſes Heim ſchließlich fand – bei ſeiner Geliebten?

Marguerite.

Alſo mit einem Wort: Eine Prämie für den Ehebruch?

Fritzi Gernheim.

Das gerade nicht, aber — Verſtändnis! Vor allem noch eines, was zugunſten meines Mannes ſpricht: Unſere Ehe war kinderlos. Auch daran war unſer Salon ſchuld ... Mit einem regelmäßigen Geſellſchaftsbetrieb iſt das ja eigentlich unvereinbar, nicht wahr? Ich hatte auch hierin dein Beiſpiel vor Augen.

Marguerite (ernſt).

Du irrſt, ich habe mir immer Kinder gewünſcht.

Fritzi Gernheim.

Das weiß ich heute, ohne daß du mir's ſagſt. Aber zu Beginn unſerer Ehe wußt' ich es nicht. Erſt damals, vor zwei Jahren, begann ich langſam zu begreifen, was ich getan und — verſäumt hatte.

Marguerite.

Und was tateſt du?

Fritzi Gernheim.

Nichts. Aber ein Jahr ſpäter kam Georg Stephan.

Marguerite (ohne Verſtändnis).

Wer kam?

Fritzi Gernheim.

Georg Stephan — unſer Bub'. (Steht auf.)

Marguerite.

Ach ja richtig. Den mußt du mir ja auch noch zeigen.

Fritzi Gernheim.

Es geht in einem ... Er wohnt nämlich da drinnen, mußt Du wiſſen ... (Entſchuldigend:) Weil es das einzige Zimmer iſt, das Morgenſonne hat.

Marguerite.

Und der Salon? Wo habt ihr den untergebracht?

Fritzi Gernheim.

Nirgends. Es geht auch ſo.

Marguerite.

Und die Möbel?

Fritzi Gernheim.

Die ſind längſt kaput.

Marguerite.

Und wenn du Gäſte haſt?

Fritzi Gernheim.

Es kommt faſt niemand mehr. Nur noch ein paar intime Freunde, die wir hier empfangen oder im Wohnzimmer. Die anderen hat Georg Stephan alle verſcheucht. Ja, ſogar die Verwandten bleiben aus, ſeitdem ſie keine Bekannten mehr treffen. Es ſtellt ſich heraus, daß ſie gar nicht zu mir gekommen ſind ... Hingegen — (Das Telephon auf dem Schreibtiſch läutet.) Einen Augenblick, meine Liebe. Das iſt mein Mann.

Marguerite.

Laß dich nicht ſtören.

Fritzi Gernheim.

Ich bin's, mein Schatz ... Ja ... Gleich ... (Zu Marguerite.) Er erkundigt ſich, ob Georg Stephan ſchon getrunken hat. (Ins Telephon.) Nein, noch nicht, mein Schatz! Aber bald ... Wie? Ja, ich weiß ... Es fehlen noch fünf Minuten auf halb ... Was, nur zwei? ... Alſo dann adieu! Pah, mein Schatz! Bleib nicht zu lang im

Bureau. (Läutet ab; zu Marguerite.) Wenn du willſt, gehen wir jetzt hinein. Es iſt Georg Stephans Speiſeſtunde.

Marguerite.

Mit Vergnügen. (Sie folgt ihrer Couſine ins Nebenzimmer, wo Georg Stephan bereits wach liegt.)

Fritzi Gernheim (an der Wiege).

Bubi! (Sie macht allerhand kabbaliſtiſche Zeichen in der Luft, auf die Georg Stephan zunächſt aber nicht reagiert.)

Marguerite (ihr gegenüber).

Ein Prachtkerl! (Nimmt Georg Stephan aus der Wiege.) Und ſchwer!

Fritzi Gernheim (ſtolz).

Sechs Kilo vierzig! Ich bitte!

Marguerite

(auf- und abgehend, wobei ſie, trotz des franzöſiſchen Mieders, allmählich eine natürliche Haltung annimmt).

Man ſpürt's ... (Ihrer Couſine das Kind zurückgebend.) Du haſt recht gehabt.

Fritzi Gernheim.

Womit?

Marguerite.

Daß du deinem Mann nichts ſagteſt, wegen jener anderen Frau ...

Fritzi Gernheim.

Ich bitt' dich! Einen ſolchen Buben hat ſie ja doch nicht!

Marguerite.

Nein, und auch keinen ſolchen Salon! (Um ſich blickend und das weißlackierte Kinderzimmer betrachtend.) Er gefällt mir beſſer als der aus der Villa Doria Pamfili, ja ſogar als derjenige der Königin von Neapel.

Fritzi Gernheim.

Sie kann darin unmöglich ſo glücklich geweſen ſein wie ich ... (Georg Stephan, der bis jetzt taktvoll gewartet hat, hält weitere Erörterungen offenbar für überflüſſig und gibt den Damen durch ein lebhaftes Geſchrei deutlich zu verſtehen, daß er kein Freund mondäner Konverſation iſt und auf pünktliche Bedienung hält.)

Die Bogenſchützin.

Von Frida Schanz.

Wer iſt der beſte Zieler? Wer
Iſt der beſte Bogenſchütze im Heer?
Slodna war's! Slodna iſt's nicht mehr!

Slodnas ſtrahlender Ruhm iſt hin!
Slodnas Weib ward im Wettkampf Siegerin!
Slodnas ſchwanweißes Weib mit dem Adlerſinn!

Slodna ſelber hat ſie belehrt,
In minnigem Spiel ihren Arm bewehrt,
Ihren herrlichen Arm, goldreifbeſchwert.

Slodna, ſeiner Macht ſich bewußt,
Lehrte in ſpielender Gattenluſt
Sie den Bogen ſtemmen an ihre Bruſt.

Slodna gab ihr das ferne Ziel,
Slodna feuerte ſie zum Spiel,
Bis ſie eiſerner Ernſt befiel.

Sein Stolz auf ſie hat den ihren geweckt,
Einen Stolz, der ſich hoch wie ſie ſelber ſtreckt,
Hoch, ſo hoch, daß er Slodna erſchreckt.

Slodna liebte und haßte ſchwer.
Wer iſt der beſte Schütze im Heer?
Slodnas Weib! Slodna iſt's nicht mehr!

Slodnas Weib trägt den Schlachthelm wie einen Kranz.
Sie reitet im Heer wie zu Spiel und Tanz
Auf den Gatten ſtrömend der Blicke Glanz.

Aus der Sonne geſtiegen ſcheint Slodnas Weib,
So ragt und leuchtet ihr junger Leib,
Wenn ſie Pfeile verſendet zum Zeitvertreib.

Nach Slodnas Beifall zielt jeder Schuß:
Slodna lobt ſie nicht mehr mit ſo heißem Kuß!
„Teurer, ſag mir, was ich noch lernen muß!“

Slodnas Atem geht heiß, wie nach heißem Ritt.
„Wohlan, triff heut über hundert Schritt
Mir den Goldring vom Haupte, kein Haar triff mit!“

An die blutrote Buche ſtellt er ſich hin.
Leuchtend ſtrafft ſich die Zielerin.
Sieh, ob ich deiner würdig bin!

Ein von frohem Stolze durchfunkelter Schrei!
Ihm den Ring zu reichen, fliegt ſie herbei.
Slodna fordert ſo ſicherer Schüſſe drei.

Und ſpielend zielt ſie und kräftereich.
Und trifft zum Zweiten, Dianen gleich.
Beim drittenmal zaudert ſie, lilienbleich.

Wie ein Blitz reißt der Pfeil dann den Ring vom Haar,
Doch was ſtürmt da aus Slodnas Augenpaar
Für eine drohende Feindesſchar?

Slodnas Stimme ſpricht ſchneidend wie ein Schwert:
„Wir treiben das Spiel nun umgekehrt!
Ich ſchieß' dir vom Haupte dein Ringlein wert!“

Da gab ſie ihm ruhig die ſtarke Hand.
Als ſie hoch an der blutroten Buche ſtand,
Kam's über Slodna wie jäher Brand.

Slodna konnte ſein Weib nicht ſo herrlich ſehn!
Slodna fühlte all ſeine Liebe vergehn,
Einen zerreißenden Haß erſtehn.

Es kam über ihn, wie Höllenluſt.
Das Weib lag blutend im Steppenbluſt
Slodnas tötenden Pfeil in der weißen Bruſt.

Ihr rieſelndes Blut quoll wie Quellenlauf.
Slodna zog ſie wie irr auf den Schoß herauf.
Wie ſchlug ſie da traurig die Augen auf!

„Ach Meiſter, weh um den ſchlechten Schuß!
Du trafſt nicht wie Slodna treffen muß,
Wie Blitzſchlag endend des Lebens Fluß!

Du gabſt mir noch zum Erkennen Zeit,
Eh ich verblute, — weh, welch ein Leid!
Weh, weh mir in alle Ewigkeit!“

Geſelligkeit zur Zeit der Medici.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Ein Reitertrupp hielt vor dem Hauſe, in dem ſeit den Tagen des alten Coſimo die platoniſche Akademie die Freunde des Philoſophen verſammelte. Lorenzo, der Prächtige, ſprang als erſter vom Pferd, ihm folgten Pico, der ſchöne Graf von Mirandola und andere Genoſſen des mächtigen Medici. Raſch glitt ein liebevoll prüfender Blick über das ſchwere maſſige Pferd, das ihn zur Hatz durch die herbſtliche Flur getragen. Kräftig ſchlanke Jünglinge hoben die Jagdbeute auf ihre Schultern und gingen an den abgeſeſſenen Herren vorüber, und manches wohlgefällige Urteil wurde laut, das die Kühnheit und Gewandtheit der Reiter beim Erlegen der Tiere betraf.

Als die Männer ſich dem Hauſe zuwandten, trat Marſilio Ficino, der Philoſoph, über die Schwelle, ſeinen Gönner zu begrüßen. „Es iſt eine ſchöne Zeit, Magnifico,“ ſprach er, „in der wir leben. Auch unſeren Ahnen leuchtete die Freude der Kraft aus den Augen, wie Euch, wenn ſie von Turnier oder Jagd heimkehrten, aber ſie verſtanden es nicht wie wir, an edlen Geſprächen ſich zu ergötzen.“ Den Edelleuten und Gelehrten geſellte ſich, während ſie die Treppe emporſtiegen, Bartolommea dei Naſi, Lorenzos Freundin. Sie genoß die Achtung der Männer, denn ſie war klug, und alle lauſchten gern ihren wohlgeſetzten Reden. Bartolommea war nicht ſchön, aber ſie verſtand es, den hochgebildeten Medici anzuregen, ſo daß er in ihrer Gegenwart die Sorgen vergaß, die ihm Stadt und Familie in reichem Maß aufbürdeten. Deshalb durfte ſie die Stätte der

Platoniker betreten, die nach alter Tradition den Frauen noch verſchloſſen war.

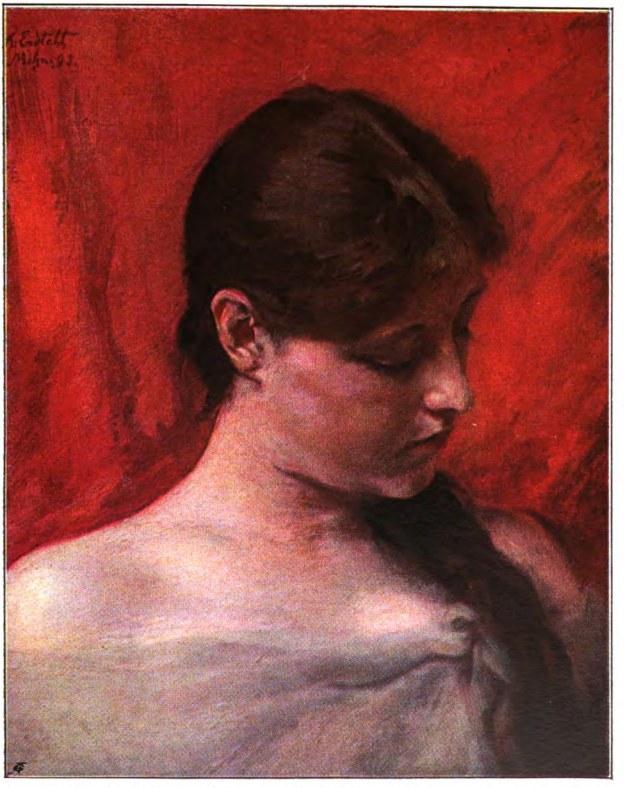
Im großen Marmorkamin ſchwelten eichene Klötze, denn draußen flatterten leiſe die kühlen Novembernebel über die Stadt, als man ſich niederließ, zu Platos Ehren die Feſtſitzung zu beginnen. Am 7. November war man ſeit Coſimos Zeiten gewohnt, den griechiſchen Weiſen zu feiern. „Das iſt Jugend und Schönheit! Alle Frauen nickten Dir zu, als Du beim Turnier den dritten Gegner vom Pferde ſtachſt," ſagte Lorenzo zu dem Grafen von Mirandola. Dieſer lächelte mit leiſem Spott: „Ich ziehe mein Zimmer, meine Studien, meine Bücher, meine Seelenruhe jedem fürſtlichen Turnier, der ganzen Politik und Euren Ergötzlichkeiten vor." — „Es liegt große Weisheit in dieſem Wort," antwortete ihm Bartolommea. „Doch alles Denken erfüllt ſeinen Zweck nur im Austauſch der Gedanken, im anmutigen Verkehr."

⊠ ⊠ ⊠

Die Wandlungen im Geiſt der Geſelligkeit ſind unzertrennlich vom Wandel in den Anſchauungen der Frau und über die Frau. Mit gewaltigem Eifer vollzog ſich der Umſchwung auf dieſem Gebiet im konzentriert lebhaften Weſen der Stadt Florenz, ſobald die Frührenaiſſance an die noch grimmen und bewehrten Tore pochte. Innerhalb der ernſten Mauern blieb die Frau durch lange Zeiten vom geiſtig regſamen Leben abgeſchloſſen nach Sitte und Gepflogenheit. Ihre geſelligen Freuden waren ſelten und ſchwerfälliger Natur. Sie beſtanden in der Hauptſache aus ehrwürdigen Familienfeſten. Dazu kamen verſchiedene kirchliche Feiern, die den wohlhabenden Frauen geſtatteten, miteinander in größerem Kreiſe über die Kleiderpracht der Nachbarin und über Familienangelegenheiten zu plaudern.

Die Männer hielten ſich untereinander vom Jünglingsalter an und hätten es verſchmäht, Gedanken auszutauſchen im Geſpräch mit der holden Weiblichkeit.

Zur Zeit der preziöſen Ritterminne war es wohl üblich geweſen, die Damen von ferne anzuſchmachten oder auch ſie zu beſingen, wie es Dante in der Vita nuova mit ſo unend-



Studienkopf.

Gemälde von Alois Erdtelt.

licher Zartheit tat. Seine Beatrice ſah er niemals anders, als umringt von Geſpielinnen und älteren Frauen. Dieſe Ehrenwache von Gefährtinnen bildet gleichſam in dem Liebesdrama einen Chor, der als Vertrauter angerufen wird. Seit Dante hatte ſich das preziöſe Minneſpiel in kriegeriſcher Drangſal verflüchtigt, und Anſtandsregeln umſchnürten immer feſter, immer engherziger das frauliche Daſein.

Der weitere Blick, den die Politik der Medici ſeit Coſimos Tagen zeitigte, bewirkte auch das immer lebhaftere Regen der Geiſteskräfte, ſo daß weder Mann noch Weib ſich in der bisherigen Weltanſchauung und den daraus hervorgehenden Lebensgewohnheiten befriedigt fühlen konnten. Die früher den Prieſtern überlaſſene geiſtige Tätigkeit wurde nun auch für den Laien Mode, und von dem Beiſpiel der großen Herren beſtimmt, ſpürten die Frauen geiſtige Bedürfniſſe, die ſie im Verkehr zu ſtillen ſuchten. Es bedeutete einen großen Fortſchritt der Kultur, daß aufgeweckte Männer bei der braven Hausfrau gelangweilt waren. Ihrem Sinn entſprachen bald jene begabten, regſamen Damen, die aufhörten, im Austauſch von Familienklatſch unbedingt glücklich zu ſein.

Überall, wo die Kultur primitiv iſt oder wo Kulturunfähigkeit herrſcht, dreht ſich das Intereſſe um Familienklatſch, der ſo ziemlich den einzigen Geſprächsſtoff bei geſelligen Zuſammenkünften bildet. Da in Florenz der Familienſinn von jeher ſehr ſtark entwickelt war, ließ das altbewährte Thema ſich auch in der Blütezeit nur ſchwer und langſam verdrängen, allein ſehr große Kreiſe ſeiner Geſellſchaft rafften ſich dennoch unter dem Einfluß des Humanismus empor zu jener höheren und höchſten Form des ſozialen Verkehrs, in dem das Individuum wagt, individuell zu ſein. Dann tut ſich im Geſpräch das innerſte Leben auf, und ſtatt über Taufen, Hochzeiten, Begräbniſſe und Familienfeindſchaften Worte zu verlieren, tönen die Lippen von den großen Fragen des Daſeins, bis Geiſt an Geiſt Feuerfunken ſchlägt. Die Abſonderung der Geſchlechter, die immer ein untrügliches Zeichen noch mangelhafter Kultur bleibt, hört in ſolchen Zuſammenkünften auf;

gemeinſchaftliche Intereſſen laſſen Anknüpfung finden im Geſpräch, und die einen wie die anderen können geiſtig bereichert die Geſellſchaft verlaſſen. Etwa ähnlich wie in unſeren Tagen die ehrpußliche und ſtreng konventionelle Zeit mit ihrer prinzipiell geringen Frauenbildung abgelöſt wird durch eine andere, in der das Weib vom Drang nach Freiheit und Studium erfüllt iſt, geſchah es im Florenz des erſten großen Medici*), als die Frührenaiſſance aus gehorſamen, ſtreng gehegten Töchtern der Kirche Schülerinnen des Cicero und Plato machte. Mit pathetiſchem Feuereifer ſollte das Verſäumte nachgeholt werden. Die Altersgrenze der Heirat wurde etwas hinaufgerückt, doch die aufblühende, fünfzehnjährige Jungfrau blieb noch immer wie zur Ritterzeit in bezug auf das Alter die ideale Braut, und ſo mußte man ſich außerordentlich beeilen, um auch an Bildung einen Brautſchatz zu ſammeln.

Der Nachfrage folgte eifriges Angebot. Das kleine Mädchen aus feinem Florentiner Hauſe lallte auf Latein, buchſtabierte auf Griechiſch und ſollte mit zwölf Jahren ſtatt einer Puppe einen Plato herzen. Mit dreizehn Jahren disputierte ſchon manch ein berühmtes Wunderkind im Salon des Palaſtes, umgeben von der Familie und den beifallklatſchenden Klienten. Der Schönheitstypus änderte ſich. Betrachten wir etwa das Porträt der Tornabuoni von Ghirlandajo. Wie bei ähnlichen Florentiner Bildern der Zeit beherrſchen wohl noch ſteifer Anſtand und abſichtliche Sanftmut den Ausdruck, allein dieſe Züge wirken nur wie eine feine, ſchier durchſichtige Maske. Die aufrichtige Einfalt alter Zeiten iſt verwiſcht. Hoch wölbt ſich die Stirn, und es wird Mode, dieſen Thron des Gedankens möglichſt groß entwickelt zu haben. Allerlei Geheimes ſpielt um die Nüſtern, um die tiefen Mundwinkel; ein lebendiges Innenleben zeigt ſich, freilich nicht anſpruchsvoll und männlich, ſondern zart verſchleiert. Der vollendetſte Typus dieſer Art entwickelt ſich ſpäter, als die Medici die Zeit ihres höchſten Ruhmes erleben. Es iſt

*) Coſimo, geb. 1389, geſt. 1464, gründete die Bibliotheca Laurenziana und die platoniſche Akademie. Lorenzo il Magnifico, geb. 1448, geſt. 1492.

Gioconda, die vor der Staffelei Lionardos Stunden edelſter Geſelligkeit erlebte. Weil dieſes Weſen Schönheit nicht nur empfand, ſondern auch ſelbſtdenkend zu vermitteln wußte, wirkt ihr Zauber ſo unvergeßlich, daß er bis zu uns kommen konnte. Die Gelehrſamkeit der Renaiſſance-Damen hielt ſich in ſolchen Grenzen, daß ihre Anmut nicht Gefahr darunter litt.

In den Frühlingstagen des aufſtrebenden Florenz ward die Spintiſiererei des Mittelalters abgeſchüttelt, jenes ſtumpf und dumpf gewordene Grübeln der ſcholaſtiſchen Weltanſchauung. Erfriſchend wehte die Luft antiker Holdſeligkeit und verſcheuchte den Moder-Atem ängſtlicher Abgeſchloſſenheit. Plötzlich gehörte es wieder zu vornehmem Verkehr, gemeinſam jene Athletik des Geiſtes zu üben, die hohe Philoſophie iſt. Überall — auch heute noch — wo kleinliche Daſeinsformen herrſchen, wird der geiſtige Arbeiter geringſchätzig betrachtet, als phyſiſch wahrſcheinlich minderwertig. Da er in dieſer Beziehung leider auch oft verkümmert war, glaubte der turnierfrohe Ritter wie der Sportsfreund mitleidig auf ihn herabſehen zu dürfen. Das Charakteriſtiſche in der Geſelligkeit des mediceiſchen Florenz aber liegt zum großen Teil darin, daß Literatur und Wiſſenſchaft nicht von eigentlichen Federfuchſern und Stubenhockern gepflegt wurden, ſondern von einer geſunden Jugend, die kraft- und ſaftſtrotzend im Leben ſtand, von blühenden Jünglingen, Mädchen und Frauen. Gepflegt nicht in einſamer Verbiſſenheit, ſondern in anmutigem Geſpräch; wandelnd etwa in den Gärten Ruccellai zur Roſenzeit oder an kühlen Tagen in den Säulengängen der neu entſtandenen Paläſte oder in den von Künſtlern eingerichteten Sälen, in denen Muſen und Grazien, Götter, Helden und Philoſophen, gemalt, gemeißelt, gewebt oder eingelegt von kunſtvoller Decke, von geſchmückten Wänden, von weiſe geſchaffenem Hausgerät grüßend, ſich gleichſam in das Geſpräch miſchten.

Wenn der Fremde die ödgewordenen Palazzi in Florenz durchwandert, ſich in den gewaltigen Räumen ganz klein verliert und das in den Ecken dieſer Einſamkeiten kauernde Echo aufſchreckt, ſo gibt er ſich ſelten Rechenſchaft

von ihrem eigentlichen Sinn als Rahmen reichſter Geſelligkeit. Eilenden Schrittes durchmißt er die Säle mit den abſterbenden Fresken, ohne Sinn für den feinen, edlen Rhythmus der tiefdurchdachten Schmuckmalerei. Selten erkennt er, wie herrlich Stoff und Darſtellungsweiſe ſich verbinden, durchdringen und vollenden. Es entgeht dem zerſtreuten, modernen Menſchen allzu leicht, wie tief berechtigt dort die lebensbunten Bilder ſind und hier in jenen Medaillons oder Frieſen die Ton in Ton mit weiſer Sparſamkeit gehaltenen Zeichnungen. Wie gut mußten die humaniſtiſch geſtimmten Grand seigneurs in dieſe Umgebung paſſen, in der Stoffe aus dem Altertum immer neu belebt ſie anheimelten und anregten, meiſt als Zyklus gedacht, um ſich harmoniſch zu gliedern. Ebenſo trachteten die großen Herren in ihrer geſchmackvollen Weisheit nach einer zykliſch vollendeten Gruppierung in ihrer Umgebung, nach einem harmoniſchen Reigen von begabten, anregenden Menſchen. Sie durften verſchiedenartig ſein, nur ſollte ſich jeder am richtigen Platz befinden. Wie bei der Schmuckmalerei grobe Grotesken ſich richtig einfügen in ein ſchönes Ganze, fehlte im geſelligen Kreis weder „der Narr“, noch der derbkomiſche Dichter, wie etwa Lorenzos Schützling Panormita, deſſen Witz für ausgelaſſenſte Zechgelage geeignet war. Solche Feſte unter Männern, bei denen der Wein „zu Bacchus Ehren“ gewaltig floß und neben dem freien das freche Wort bejubelt wurde, ſtörten keineswegs die Freundſchaft mit feinen Geiſtern wie Ficino, den der Gaſtgeber beim Mahle aufforderte, den neun Muſen ſeine Beredſamkeit zu weihen. Während die Diener ſchöne Fruchtſchüſſeln zur Tafel trugen, ſtand er begeiſtert auf und kündete mit feinſter Zierlichkeit die neue Offenbarung der platoniſchen Liebe. Ihm jauchzten die Frauen zu, die einen Seelenaufſchwung in dieſem Ideale ſuchten. Sie ſtimmten alle für Plato und trugen begeiſtert dazu bei, das Mißverſtändnis ſeiner Lehre auszubauen und zu ſchmücken. Man glaubte, bei den Gaſtmählern und den Gartengeſprächen von Florenz Plato neu entdeckt zu haben, und wollte ihm nachleben. Indeſſen hatte die Renaiſſance ſich ſelbſt entdeckt und ſchaffte am eigenen Reichtum weiter im Namen des großen Griechen.

So hielten es die Medici in ihrem Kreis, mit heißer Inbrunst Weisheit im Genießen erstrebend. Denn es ist eine sehr große Weisheit nötig, um weise zu genießen. Welch Unterschied, ob es höchste Freude ist, im Anblick verehrter Frauen den Gegner blutend auf den Sand zu strecken, oder ob es mehr gilt, einen Nebenbuhler auf geistigem Gebiet zu übertrumpfen mit scharfer, spitzer, dennoch zarter Waffe! Vielfach behielt unter den Freunden der beiden Lorenzo die Begeisterung für das klassische Altertum rührende Kindlichkeit und machte sich auf das naivste im geselligen Leben geltend. Am besten verstehen wir dieses Gefühl, wenn wir uns der eigenen Begeisterung erinnern, auf Großvaters oder Großmutters Dachboden unerhört interessante Dinge unter altem Gerümpel zu finden, Dinge, mit denen man sich kostümieren, in eine fremde, herrliche Welt versetzen, wundervolle Spiele spielen kann. Nicht nur Gelehrte tauften sich auf lateinisch oder griechisch um, der alte, brutale Adelsstolz mußte dem feineren Stolz der Weisheit weichen, ein San Severino nannte sich nach weihevollem Feste der Platoniker „Pomponius Laetus".

Doch abgesehen von dieser Kindlichkeit, von diesem Trieb zum Spiel, der in der schöngeistigen Gesellschaft herrschte, finden wir als besonderes Kennzeichen ihres Wesens einen anderen, einen pathetisch wehmütigen, ja tragischen Zug. Diese Menschen, deren Geist und Namen sich antik kostümierten, waren im Herzensgrund noch Christen. Sie glaubten zwar mehr an das irdische Paradies, dessen Freuden sie so oft als möglich genossen, als an die problematischen, himmlischen Wonnen; aber das Reich der Hölle fürchteten sie noch immer. Die Schrecken der Verdammnis konnte man sich lebhaft vorstellen, es wurde ja noch alle Tage gerädert, verbrannt, gemartert. Grimmige Mönche, deren letzter und größter in dieser Zeit Savonarola war, verkündeten ewige Qual mit donnernden Worten, und ihre Stimme klang bis in die Festsäle, bis in die lieblichen Gärten, um an diesen Stätten platonischer Zusammenkünfte ein schauriges Echo zu wecken. Auch der prächtige Lorenzo bebt unter solcher Drohung. Er kann mit all seiner Pracht, mit dem kostbaren Marmor, dem

ſchweren Brokat, dem ſchön gearbeiteten Gold die überall geſpenſtiſch hervorlugende Todesfratze des Mittelalters nicht verhüllen. Das Lächeln ſeiner holdgeſchmückten Freundinnen, die ſüßen Geigenklänge ſeiner Muſiker, die klugen Reden ſeiner Dichter und Gelehrten können nicht vollſtändig jenes Geſpenſt bannen, deſſen Furcht ſchon auf ſo vielen Generationen laſtete. Aber er will ihm entgegentreten wie die alten Weiſen, bekränzt und mit herrlich gefüllter Schale in Händen. Es heißt nicht mehr — wie auf den alten Totentänzen: Bete und büße, weil du morgen ſterben mußt! ſondern: Sei recht lebendig und lebensbewußt, weil du morgen vielleicht ſtirbſt!

Quant è bella giovinezza
Che si fugge tuttavia
Chi vuol esser lieto sia
Di doman non c'è certezza.

Der Genuß konnte nicht zu philiſterhafter Behäbigkeit und Gemächlichkeit ausarten, ſo lange dieſer Peitſchenhieb, die ſcharfe Erinnerung an die Vergänglichkeit und die Unſicherheit der Zuſtände, ihn antrieb. Lorenzo und ſeine Zeitgenoſſen erinnerten immer wieder in ihren Karnevalsliedern daran. Die ernſte Mahnung an das ungewiſſe Morgen ſpukte und grinſte durch alle „trionfi", die großen Faſtnachtszüge voll Pracht und Künſtlerlaune. Der Verliebte, der um Liebe flehte, wußte wie die antiken Dichter dieſes unanfechtbarſte Argument anzuführen, um ſein Glück zu gewinnen. Durch die zarte, ſinnige Poeſie, die wie ein leiſer Lautenſchlag die Geſellſchaft des mediceiſchen Florenz begleitete, klingt und ſingt das Verlangen, mit der Gabe des Augenblickes die Furcht vor der Zukunft zu bannen. Die Lebensdurſtigen der Renaiſſance ſchlürften mit Haſt und warfen den Pokal von ſich, ein vorſichtig hygieniſches Nippen wäre ihnen unmöglich geweſen. Es war eine ſkrupelloſe Zeit, die zwar den Tod ſchrecklicher ſah als nachfolgende Geſchlechter, doch nicht mit ihm ſchachern und rechnen wollte, ſondern ihm zum Trotz das reiche Leben umarmte, ſo heftig, wie vor unabwendbarem, nahem Scheiden ein Held die ſchöne Geliebte umarmt.

Dieſer Mut, an allen Ecken und Enden zu bauen und

zu graben und zu scharren und die Anmut der toten alten Götter wach zu küssen trotz lebensfeindlicher Mönche, Gärten zu schaffen trotz Kriegsgefahr, Sonette zu dichten am Lagerfeuer und alles, worauf eine rauhe Zeit stolz war, einem neuen Stolz zu opfern: wie spiegelt er sich in den neuerwachten, aufs neue verstandenen geselligen Freuden?

Sich in einem Gedränge zu befinden, ist eigentlich eine pöbelhafte Unterhaltung, aus was immer für Leuten das Gedränge bestehen mag. Ein großer Vorzug der Geselligkeit früherer Kulturepochen bestand deshalb darin, daß sie sich um irgendeine maßgebende Persönlichkeit scharte, die rücksichtslos auswählen konnte und durch keine Nebenzwecke bestimmt war, ein Gedränge um sich zu dulden. So blieb auch der Kreis der Mediceer „ausgewählt" im besten Sinne. Die eigentliche schöngeistige Schar war immer verhältnismäßig klein, sonst hätte sich die Anmut ihres Zusammenseins schnell verloren; denn nur eine geringe Anzahl von Menschen kann gesellig so regiert werden, daß ihr Verkehr sich ineinander fügt wie die Töne einer Fuge und harmonisch ohne Stimmgewirr abwickelt. Aber eine Regierung, eine anerkannte, mit höchster Grazie und doch wieder treffsicherer Bestimmtheit ausgeübte Autorität ist in Dingen „feiner Gesellschaft" unerläßlich. Der Mangel solcher Autorität macht die geselligen Anstrengungen der modernen Zeit oft zu öden, ganz sinnlosen Unternehmungen. Peinliches Stillschweigen oder lärmendes Geschwätz entstehen sofort, wenn keine geschmackvoll leitende Persönlichkeit sozusagen passende Rollen zuweist, die falsche Schüchternheit des einen, die leicht zur Unverschämtheit entartende Selbstgefälligkeit des anderen hinauf- oder herabstimmt. Dies darf aber nicht etwa schulmeisterlich geschehen, sondern fast unmerklich mit scherzender Kunst. Solch raffiniertes Sicheinstimmen zeigt die florentinische Frührenaissance im heiteren und geistreichen Verkehr vornehmer Männer und Frauen.

Schon Boccaccio kann ausführlich belehren über diese zierliche Form des Lebensgenusses. Auf ähnliche Art, wie im Dekameron der Verkehr von sieben Damen und drei

Herren ſich abſpielte, nur vertieft in bezug auf den philoſophiſchen Inhalt der Geſpräche, haben wir uns die intime Geſelligkeit eines Lorenzo zu denken, wohl meiſtens auf einem der reizenden Landſitze bei Florenz. Nicht gedrückt durch dumpfe Stubenluft, ſondern umfächelt vom belebenden Hauch eines Gartens lagert man ſich. Briefe ſchöner Frauen erzählen, daß die nahen Myrten-, Lorbeer- und Roſenbüſche Kränze lieferten, um den König oder die Königin des Tages zu krönen. Deren Herrſchertalent lag es ob, die Geſellſchaft zu paſſender Unterhaltung anzuregen, für Erfriſchung und Abwechſlung zu ſorgen. Niemand zierte ſich, niemand drängte ſich vor, um zur Unterhaltung beizutragen, in kindlicher Harmloſigkeit bot jeder und jede, was ſie konnten und wußten. Lieder und Liedchen werden geſungen, die einer auf der Sackpfeife begleitet. Ein Pärchen, das gerne beieinander ſitzt, ſpielt Schach in luftigem Gartenhaus, einige Ausgelaſſene verfolgen die Kaninchen und Faſanen. Dann ſchließt ſich der Ring, Hand in Hand wird ein abwechſlungsvoller Reigen geſchlungen, vielleicht um den Springbrunnen, der in Mitten der Tanzenden plätſchert.

Die Erwähnung des Dudelſacks als willkommene Tanzmuſik erinnert daran, daß die Muſik weniger entwickelt war als die anderen Künſte, die mit Geſchmack und Pracht die Geſelligkeit der Frührenaiſſance umrahmten und durchdrangen. Was „concerto“ genannt wurde, beſtand aus einigen noch ſehr primitiven Inſtrumenten. Erſt Amati, ein Zeitgenoſſe Raffaels, erfand die Geige, die der Meiſter alsbald in der Mitte ſeines Olymps Apollo, dem Führer der Muſen, in die Hand gibt. Ein Florentiner, Antonio degli Organi, erfand damals die jetzige Ausgeſtaltung der Orgel. Der Chorgeſang war noch kunſtlos, die größeren Kompoſitionen blieben ſchwerfällig, da ſie aus der pompöſen, ſcholaſtiſchen Muſikſchule der Niederlande ſtammten. Die Niederländer galten als die größten Meiſter der Tonkunſt, und Lorenzo verſäumte es nicht, einen ſolchen, Josquin de Près oder Jodocus Pratenſis, an ſeinen Hof zu ziehen. Von dem Muſikmeiſter des Magnifico, der ein Vorgänger Paleſtrinas werden ſollte, ſchrieb Luther: „Jos-

quin iſt der Noten Meiſter, die haben's müſſen machen, wie er wollt; die anderen Sangmeiſter müſſen's machen, wie es die Noten wollen haben."

Beſchränkte ſich alſo die Muſik auf ziemlich primitive Weiſen und deren noch ungefüge Ausführung, ſo daß ſie der führenden Rolle ziemlich fern blieb, die ſie in der ſpäteren italieniſchen Geſelligkeit einnehmen ſollte, ſo war die Liebe zu Sang und Klang doch ſchon recht wach. In den Armen ſchöner Frauen, Knaben und Ritter ſehen die Violen und Theorben vielleicht entzückender aus, als ſie klingen mochten, doch man muß einräumen, daß die volkstümliche ruſſiſche Muſik mit ähnlichen Inſtrumenten noch heute recht intereſſante und gefällige Wirkungen erzielt.

Dichten und Komponieren gehörte wie Singen und Tanzen zu den Freuden der vornehmen Damen, die von der Geſellſchaft begutachtet wurden. Die Melodien der religiöſen und weltlichen Lieder waren ſich ziemlich gleich. So können wir aus den noch erhaltenen Geſängen geiſtigen Inhaltes auch auf die Art der Muſik ſchließen, die man im geſelligen Kreis pflegte. Ein reizendes Lied zu Ehren des Jeſuskindlein von Lucrezia di Medici iſt vorhanden mit der dazu gehörigen Weiſe. Seine ſpieleriſche Zartheit erinnert ganz an die naiven Anbetungsbilder eines Ghirlandajo und ſeiner Zeitgenoſſen, wo traulich Ochs und Eſel mit den Nüſtern in die Krippe des Kindes blaſen. Charakteriſtiſch für die Weiterentwicklung des religiöſen Gedankens und ſeiner Einbeziehung in die Freuden des irdiſchen Daſeins, die nunmehr als berechtigt anerkannt waren, iſt ein dreiſtimmiges Marienlied Lorenzos mit heiterſter Melodie. In dieſem Lied preiſt der fürſtliche Humaniſt die göttliche Jungfrau ganz ähnlich, wie einſt Aphrodite geprieſen wurde, als Königin der Schönheit, als Siegerin ob aller anderen Herrlichkeit. Wie bei Boccaccio die geſelligen Freuden am Freitag zugunſten chriſtlicher Meditation unterbrochen wurden, ſo geſchah es auch noch im Jahrhundert der Medici, daß der antik geſinnte Kreis an dieſem Tag frommer Stimmung zugänglich blieb.

Manche Malerei belehrt über das Weſen des Tanzes, und der lebhafte Rhythmus gewiſſer Lieder beweiſt, daß

es Tanzlieder waren, nach deren Takt ſich der Reigen bewegte. Ambrogio Lorenzetti zeigt, wie die Damen von Florenz und Siena in einer Kleidung, die ſtreng anſchloß und die ſchlanken Körperformen modellierte, ſich die Hände reichten mit zierlich geſpreizten Fingern und ſich mit frommer Miene langſam drehten, ähnlich den zarten Engeln Fra Angelicos. Viel lebhafter wurde der Tanz im Cinquecento, als er die Geſchlechter wieder mehr zuſammenführte. Auf Bennozo Gozzolis Freske ſehen wir eine Art Quadrillenfigur, Mädchen mit luſtig flatternden Gewändern tanzen einem Jüngling zu, der ihnen in ſchwierigem „Pas“ mit graziös erhobenem Bein entgegenkommt.

Man war ſich noch ſehr wenig bewußt, daß die geſellſchaftlichen Sitten mehr und mehr von der frommen Art der Väter abwichen. Wie in Maskenzügen und ſymboliſchen Tänzen die Götter des Altertums offenkundige Verehrung genoſſen, ſo teilte ſich in rührender Unbefangenheit auch die Andacht zwiſchen chriſtlichen Heiligen und heidniſchen Weiſen. Die Bibliotheken der Vornehmen, deren Schätze im gleichgeſtimmten Kreis gezeigt und erörtert wurden, boten eine ſehr heterogene geiſtige Nahrung. Aber mit kräftigem Verlangen genoſſen, wurde ſie ganz gut verdaut.

Wenn wir zum erſtenmal eine Landſchaft oder Stadt begrüßen, die wir vom vielen Hörenſagen und aus eigenen ſehnſüchtigen Träumen kannten, ſo vermiſcht ſich zunächſt die Traumerfahrung mit der Wirklichkeit. Auch bemächtigt ſich unſer leicht ein faſt trunkenes Gefühl des Triumphes, als hätten wir in gewiſſem Sinn dieſes Gebiet nunmehr uns zu eigen gemacht. So erging es den Liebhabern der Antike, als ſie Plato und Cicero erobert glaubten und damit eine geiſtige Befreiung ſondergleichen. Jedoch die naiven Traumvorſtellungen, die noch die erſten Mediceer von der Antike und ihren Philoſophen gehabt, miſchten ſich ein und würzten die alten Klaſſiker mit neuen fremden Ingredienzien, eben ſo wie ſich das Reich chriſtlicher Gedanken unbewußt heidniſch färbte. Coſimo Medici hatte unter dem jungen Ficino die platoniſche Akademie gegründet, und Plato wurde unter dem Magnifico Mode-

philoſoph, beſonders beliebt bei den Damen, die ſich ſchwerlich Rechenſchaft darüber gaben, wie unwichtig die Frau im allgemeinen dem Griechen erſchienen war. Seine tiefe Deutung des Erosproblems mußte ſich's gefallen laſſen, populär einfach und im chriſtlich-myſtiſchen Sinn umgedeutet zu werden. Die Theorie der irdiſchen und himmliſchen Liebe entſtand, die ja ſchon in der preziöſen Troubadourzeit praktiſche Anwendung im geſelligen Leben gefunden hatte. Nun da die Frauen zur Schöngeiſtigkeit reiften und nicht nur Pagen, ſondern Männer erziehen mochten, bot die modiſche Deutung Platos Anlaß, die Erziehungsmethoden der Schönen ſehr eindringlich zu machen, und verwandelte das Lernen in eine Art Geſellſchaftsſpiel. Eine Form des Flirt tauchte auf, mit dem Zweck, die Geſchlechter durch anmutige Gelehrſamkeit in Verkehr zu bringen. Plato wurde deſſen Schutzpatron, beſonders in Florenz, wo die Eingeweihten dieſes Glaubens ſeine Büſte bekränzten und ihm „laudes“ wie „Canzoni“ ſangen. Die ſogenannte platoniſche oder himmliſche Liebe wurde von einigen Pärchen, die Sympathie vereinte, ſo ernſt genommen, daß ſie ein Landhaus zuſammen bewohnten und mit harmloſem Glück ihrem Glauben lebten. Sie zogen die Freuden gemeinſchaftlichen Kunſtgenuſſes und edler Geſpräche den gröberen Genüſſen und dem Ehrgeiz vor. Die Luſt wachſender Erkenntnis und zwar nicht einer einſam grübleriſchen, verbiſſenen, ſondern einer in Geſelligkeit gewonnenen, freudig feſtlichen Erkenntnis war für dieſe Menſchen der Gipfelpunkt des Lebens. Das anregende Moment, das auch im harmloſeſten Verkehr der Geſchlechter liegt, ſpielte ſeine Melodie zum Text. Die Konverſation bewegte ſich nicht ohne feierliche Ordnung und behandelte meiſtens ein aufgegebenes Thema. Man fand — die Dichter der Vergangenheit bewundernd — den idealen Liebesgedanken ſchon bei Dante ausgeſprochen, deſſen Seele zu Beatrice emporgehoben wurde, während ſein Eheweib keine geiſtige Bedeutung für ihn hatte. Petrarca ſah in Laura die Quelle aller ſchönen Empfindungen, während er ſich doch zu einer irdiſchen Freundin hingezogen fühlte. Ähnlichen Zwieſpalt trugen manche in ſich,

doch kam es auch umgekehrt vor, daß einer von Herzen an der Mutter seiner Kinder hing und die ideale platonische Liebe nur für Modespielerei nahm und für einen Vorwand, „Sonette zu drechseln".

Jedenfalls galt es für schicklich und ziemlich für einen „Cortegiano", für einen Mann von Welt, schöngeistige Freundinnen zu verehren. Daher der Reiz und Duft der Geselligkeit, die Unbefangenheit und Anmut im Verkehr. Dante hatte schon das echte Florentiner Ideal ausgesprochen, als er davon träumte, mit Herzensfreund und Herzensfreundinnen süßen Gespräches zu pflegen, „ragionar d'amore". Dieser zarte Ausdruck besagt: nach dem wahren Wesen der Liebe forschen. Und solches Forschen bildete auch von reiner Tändelei bis zu ernst philosophischer Disputation die Quintessenz der Unterhaltung. So spiegelt es sich mit allerliebster Lebendigkeit in der zeitgenössischen Lyrik von den Dichtern des Quattrocento bis zu den Freunden Lorenzos des Prächtigen. Ihre reizenden Stimmungsbilder entrücken uns zauberhaft mitten in das feine gesellige Leben der Zeit.

Donne e donzelle e giovanette accorte
rallegrando si vanno a le gran feste
d'amor sì punte e deste
che par ciascuna che d'amar appaghi
e l'altre a punto in gonnellette corte
giuocano a l'ombra delle gran foreste,
tanto leggiadre e preste,
qual solean ninfe stare appresso i laghi
e in giovanetti vaghi
veggio seguire e donnear costoro
e talora danzare a mano a mano.*)

Allein außer dieser exklusiven idyllischen Geselligkeit sollte die Zeit der Medici in Florenz eine ganz neue Art der Unterhaltung bringen, die nach Grazzini il Lasca eine

*) Ich sehe die lieblichen Frauen und Mädchen fröhlich zum Fest sich bewegen. Die Liebe hat sie getroffen und geweckt; es ist, als sei jede blühend von süßem Verlangen. Ich sehe sie im Schatten spielen und laufen mit hochgeschürzten Gewändern, so behende und artig wie Nymphen spielen am Rande des Wassers, und die schönen Jünglinge folgen den süßen Frauen im Liebesspiel, da und dort schwebt Hand in Hand ein Pärchen.

eigenſte Erfindung Lorenzos war und alle Volksklaſſen voll Vergnügungsſucht zuſammenführte. Dieſe Schaugepränge waren ſo hinreißend, daß die gute Stadt ihre ernſten Geſchäfte darüber gern vergaß und dem prächtigen Lorenzo das Regieren überließ, ihm, der ſo ausgezeichnet über die Luſtbarkeit herrſchte. Seine Erfindung war aber nicht darauf berechnet, nicht geboren aus kühler Staatsklugheit, ſondern Lorenzo, ſelbſt Dichter und ein König im Reiche des edelſten Dilettantismus, war von ganzem Herzen bei der Sache. Gern ergab er ſich lauter Luſt wie alle im Grunde melancholiſchen, ſkeptiſchen Naturen. Aus den primitiven Rüpeltänzen, die ſchon längſt im Karneval üblich waren, entwickelte ſein fürſtlicher Geſchmack jene üppig vollendeten „trionfi“, Feſt- oder Huldigungszüge, aus deren Chören, Maskeraden und reicher allegoriſcher Kurzweil die ganze Farben- und Verkleidungsfreude der naiv genießenden Renaiſſance leuchtete. Sie ſtellten meiſt irgendeine mythologiſche Begebenheit dar, wie etwa die Hochzeit von Bacchus und Ariadne oder den Jagdzug Dianas. Die ganze Stadt beteiligte ſich an dieſen Feſtlichkeiten; die tanzenden Satyren und Nymphen wurden höchſte Mode und regten die Künſtler wieder an zu mannigfachem Ornamentenwerk, das ein Füllhorn der Schönheit über Italien ergoß.

Wie ein ſonnig veranlagtes Kind ſich nicht ſcheut vor der grimmen Rüſtung des Krieges, ſondern das glitzernde Panzerhemd anjauchzt und ſpielen mag mit dem wehenden Federbuſch, ſo verhält ſich der Geiſt der Renaiſſance dem grimmen Leben gegenüber. So zog ſein Inbegriff, Lorenzos „trionfo“, durch die Straßen der Stadt Florenz, die ſo viel Greuel und Blut erblickt hatten und noch erblicken ſollten, blumenſtreuend und tanzend dahin. Die ſtreng gehaltenen Frauen und Mädchen und Kloſterinſaſſen durften ihm zujubeln von den Fenſtern aus. Sonnenhaft drang durch ſolche geſellige Freuden das ewige Kind, die Kunſt, in das Düſter, in die Enge, lachte zu den ernſten Kirchen empor und zu den finſteren Paläſten, ihren dämmerigen Geheimniſſen ſein offenes Bekenntnis trotzig entgegenrufend:

„Quant è bella giovinezza“.

Lotteliesens Traum.

Von

Ewald Gerhard Seeliger.

Andreas Dudithius war zu Wien
Des Kaisers treuster Berater,
Zum Bischof von Pecs und Szegedin
Macht ihn der heilige Vater;
Er war der schönste Mann im Land:
Auf das Tridenter Konzil entsandt,
Riet er vergeblich zu Eintracht und Frieden.
Die beiden Kirchen, sie wurden geschieden.

Wer war das schönste Jungfräulein
Zu Krakau am polnischen Hofe?
Das war Lotteliese von Stratz und Herdain,
Der Königin Kammerzofe;
An Feiern gebrach es ihr wahrlich nicht,
Sie tummelten sich wie die Motten zum Licht:
Sie aber blieb beim Sinnen und Säumen,
Bei ihren gar wunderlichen Träumen.

Da kam des römischen Kaisers Vasall,
Der schöne Bischof, gefahren,
Er kam in Geschäften als Hofmarschall,
Wie jung war er an Jahren!
Er machte der Königin einen Besuch
Und bracht ihr vom Kaiser flandrisches Tuch
Und eine goldne Brillantendose,
Vom Heiligen Vater die Tugendrose.

Und Lotteliese starrte ihn an,
Bis tief in die Seele erschrocken;
Dem wohlberedten, höfischen Mann
Gerieten die Worte ins Stocken;
Sie wurde rot wie der Rosen Glut,
Ihm aber schoß zum Herzen das Blut:
Da schlug er ein Kreuz, um sich zu bannen,
Und neigte sich tief und schritt von dannen.

„O Lotteliese, was hast du gemacht?"
„„Ach Herrin, wollt mir verstatten,
Es hat mir ein Traum den Bischof heut Nacht
Gewiesen als meinen Gatten!
Er war's! Seine Augen und seine Statur,
Sein Antlitz! Nur hatte er keine Tonsur!""
Da mußte die Königin herzlich lachen:
„Mein Kind, du träumst ja reizende Sachen!

Ein Bischof ist heilig und auserwählt,
Und wer ihn begehrt, tut Sünde!"
Dann aber hat sie's dem König erzählt,
Daß er es dem Bischof verkünde;
Er bracht es dem Gaste als lustigen Scherz:
Den aber traf der Traum ins Herz,
Drei Nächte mußte den Schlaf er missen,
So hart schlug ihm das fromme Gewissen.

Die vierte Nacht er sich erhob,
Warf von sich das dumpfe Zagen
Und stellte sich selbst das Horoskop,
Um seinen Stern zu befragen;
Er schrieb an Zahlen ein ganzes Heer
Und rechnete hastig die Kreuz und die Quer,

Bis das, was er finden mußte und wollte,
Aufs Härchen genau vor die Feder ihm
rollte.

Nun ſandte er Botſchaft an den Papſt,
Brach hinter ſich ab die Brücke:
O Heiliger Vater, was du mir gabſt,
Das geb ich dir alles zurücke;
Es ſteht in den Sternen, daß ich ſoll frein
Die Lotteliese von Stratz und Herdain,
Da du mich dafür wirſt exkommunizieren,
So will ich ſchon vorher mich reformieren.

So ward aus dem Biſchof ein Proteſtant,
Der Traum, er rückte ins Wahre;
Sie zogen nach Breslau ins ſchleſiſche Land
Und lebten noch dreißig Jahre:
Ihre Herzen kannten nur einen Schlag,
Sie ſtanden ſtill an demſelben Tag —
Und ihr Geſchlecht treibt unverdroſſen
Noch heute reiche Blüten und Sproſſen.

Frühlingstag. Gemälde von John Lavery.

Erinnerungen an Charlotte Wolter.

Ein Stück Wiener Theatergeſchichte. Von Memor.

Es war in den fünfziger Jahren, daß ſich die Anfänge eines ſyſtematiſchen Theaterverkehrs zwiſchen Nord und Süd zu regen begannen, daß ſogar der Wechſeltauſch von Enſemblegaſtſpielen ſeine Anfänge zeigte und von Wien aus die Burgſchauſpieler die erſten Blicke über die Grenze hinüber ſtreifen ließen. Unter den Wiener Privattheatern, die dazumalen nur „Vorſtadttheater“ waren, hatte das Theater a. d. Wien unter der Leitung eines naiv kühn ausblickenden Theatermannes, des als Tſcheche geborenen Franz Pokorny, ſchon vor der Märzrevolution Fühlung mit dem deutſchen Theater genommen. Auf dieſer Bühne zuerſt hatte Beckmann, ehe ihn das Burgtheater wegkaperte, den Wienern ſeine Berliner Komik gezeigt, und Charlotte Birch-Pfeiffer hatte mit Hermann Hendrichs ihnen etwas von ihren Stücken vorgeſpielt. Der Tod Franz Pokornys aber nahm auch ſeiner Bühne die Lebensſpannkraft, und das Karltheater kam dafür in Betriebsſchwung, in der das treibende Rad durch Anton Aſcher eingeſetzt wurde, dieſen ſpezifiſchen Berliner, den man wohl für den direkten Gegenſatz des Wienertums hätte halten müſſen, der aber durch die wirbelnde Beweglichkeit ſeines Geiſtes und beinahe nicht weniger durch die ſeiner Zunge die Wiener mit ſich nahm. Er bildete den Kriſtalliſationspunkt einer Berliner Bühnengruppe mit Anna Grobecker und Wilhelm Knaack als Hauptelementen, die ſich mit der, um Neſtroy und Karl Treumann herum kriſtalliſierten Wiener Gruppe ganz merkwürdig zu einem ſüd-norddeutſchen Repertoire vereinigte. Das Charakteriſtiſche aber für die immer fortſchreitende Akklimatiſierung des norddeutſchen Zuzuges war, daß ſogar das kleinere Rollennebenwerk der auswärtigen Konkurrenz offen ſtand. So befand ſich denn in der Reihe der Nebenfiguren, die den „Doktor Peſchke“ umkreiſten — in dieſer

zur Poſſenklaſſizität gelangten Rolle hatte Aſcher in Wien debütiert — auch eine junge Kölnerin, eine dunkelhaarige, blaſſe Schönheit mit vornehm geſchnittenem, dramatiſch ausdrucksvollem Geſichte, die Charlotte Wolter hieß. Sie war das Kammermädchen, zu dem Dr. Peſchke mit perfider Einſchmeichelei zu ſagen hatte: „Schenner wird ſe, älter wird ſe — älter wird ſe, ſchenner wird ſe.“ Ein anderes Horoſkop aber wußte der doch ſonſt ſo ſcharfe Theaterkenner Aſcher der unbeachteten Epiſodiſtin nicht zu ſtellen, die im Schauſpielerproletariat verkümmern zu müſſen ſchien.

Ein draſtiſch bezeichnendes Abenderlebnis von damals war ihr im Gedächtnis geblieben, das ebenſo draſtiſch wieder aus der Erinnerung heraus ins Leben treten ſollte. Beim Bühneneingang des Karltheaters, wo an ſchönen Abenden nach dem Schluſſe der Vorſtellung gern junges Wiener Volk Poſto faßte, um die größeren oder kleineren Theaterhuldinnen paſſieren zu ſehen, ſtanden einmal auch zwei Studenten der Medizin, die gerade in etwas übermütiger Laune aus dem Prater gekommen waren und den Spaß riskieren wollten, die erſtbeſte hübſche Choriſtin zum Souper einzuladen. Allerdings konnte das Menü nur das allerbeſcheidenſte ſein, denn die beiden Mediziner hatten nur über ſehr mäßige Monatseinkünfte zu verfügen, und es war ſchon gegen Monatsende — ſie ermutigten ſich aber ſchließlich damit, daß Choriſtinnen eines Poſſentheaters nicht allzu verwöhnt ſein konnten. So nahmen ſie denn reſolut Aufſtellung und harrten der kommenden Erſcheinungen. Zwei, drei huſchen heraus, die nicht einmal das Einabendintereſſe der beiden jungen Leute anzuregen imſtande ſind. Nun aber die da jetzt kommt — „red' ſie an,“ mahnt der eine den anderen; der aber hat einen Blick auf die Geſtalt, das Geſicht, die Haltung geworfen und erklärt: „An die trau' ich mich nicht, die iſt was Beſonderes.“ — „Ach was, Beſonderes, Haſenfuß! So tu ich's,“ ſchilt der couragiertere Kollege, tritt an die „Beſondere“ heran und bringt ſeine Einladung vor, die ebenſo unbedenklich und ohne Zögern angenommen wird. Denn, auch bei ihr, ach, der ſo Imponierenden, iſt Monatsende, und auf dem Wege nach Hauſe hatte ſie ein bißchen Wurſt und Käſe zum Nacht-

mahl kaufen wollen. Nun geht's in ein nächstgelegenes Beisel zu einem saftigen Gulasch und etlichen Krügeln Lagerbier hinein. Das dürftige Souper vergeht in flotter Lustigkeit, dann noch die kurze Begleitung bis ans Tor des Wohnhauses — und dann wurde Abschied genommen. „Auf ein mögliches Wiedersehen" — klang das — „aber nur wenn's der Zufall wolle!" Und lachend fügte das Mädchen bei: „Die Herren müssen aber dann von mir eine Einladung auf Gulasch annehmen."

Zwei Jahrzehnte beinahe waren vergangen, aus dem Possenstubenmädel des „Doktor Peschke" war die große Tragödin des Burgtheaters, die Gräfin Charlotte O'Sullivan geworden, aus dem einen der beiden Studenten ein einflußreicher Wiener Zeitungsherausgeber, dessen Salon einen starkgesuchten Sammelpunkt der Gesellschaft bildete. Auch die Künstlerschaft des Burgtheaters verkehrte da viel und die Wolter war ebenfalls einige Male zu Gaste. Der einstmaligen Begegnung und des Gulasch-Abend war vom Hausherrn selbstverständlich nie Erwähnung getan worden. Der andere von den zweien war jetzt ein angesehener Arzt und Mitglied der Sanitätsbehörde in einer Kronlandeshauptstadt. Er war des öfteren zu Besuch in Wien, und bei solcher Gelegenheit traf auch er in dem abendlichen Geselligkeitskreise des Freundes mit der Künstlerin zusammen, die ihn mit der Begrüßung überraschte: „Ach, nun sind Sie auch einmal in Wien, nun kann ich mich doch endlich revanchieren und die beiden Herren auf das lange genug schuldig gebliebene Gulasch zu mir einladen." Sie hatte also das kleine Abenteuer nicht vergessen. Und das Revanche-Gulasch wurde prompt absolviert — mit einiger Erweiterung des Menus allerdings. So knüpft das Schicksal, wenn es gerade bei gutem Humor ist, Lebensanfänge und Lebensenden aneinander.

⁂ ⁂ ⁂

Man weiß, daß Laube die, von Ascher in nächster Nähe total übersehene Wolter entdeckte und erkannte.

Sie passierte rasch die Wertestationen, Berlin und Hamburg, um im Jahre 1861 bereits ihren Platz im Burgtheater einzunehmen, den sie bis zu ihrem Tode 26 Jahre

lang mit immer steigendem Ruhme behaupten sollte. Als das stolzeste Siegesmoment jener Anfänge aber bezeichnete sie mit ihrem gerne recht zwanglosen Humor, daß sie bei ihrem ersten Auftreten in Berlin als Hermione im „Wintermärchen" von Herman Hendrichs — einen Kuß bekommen hatte. Hendrichs war dafür bekannt, eine heftige Abneigung gegen das weibliche Geschlecht zu hegen; und nun war er während ihres Spieles ganz enthusiastisch auf die Bühne gekommen und hatte sie wahrhaftig umarmt und geküßt. „Es war mein höchster Triumph," versicherte sie lachend. Daß sie aber auch die Verehrung von Männern zu würdigen wußte, die keine Weiberfeinde waren, den Ruf brachte sie ebenfalls nach Wien mit, wie auch, daß sie die Gabe besitze, bedeutende Männer an sich zu fesseln. Aber wie selten bei einer Künstlerin, die von dem Freirechte der Ungebundenheit Gebrauch macht, zeigte sich an ihr die reinigende, adelnde Gewalt der Kunst, die ihren schimmernden Purpur deckend über so manches breiten kann, wenn er nicht mit allzu herausfordernder Hand weggezerrt wird. Und das tat diese schöne Hand im Leben nie, sie wußte alle Freiheit mit einer zwingenden Gelassenheit zu üben, die sich wie Hoheit ansehen konnte — wenn sie's auch gerade nicht immer war. Von dem Wesen der Bohême hatte diese, aus den Niederungen des Lebens daherkommende und durchaus nicht mit einem erlesenen Rüstzeug geistiger Bildung ausgestattete Eroberin nichts an sich — das, was an jenem Sommerabend der eingeschüchterte Student der Medizin als „etwas Besonderes" an ihr herausgefühlt hatte, das war eben die höhere Signatur, die sie von der Mutter Natur mitbekommen hatte. Sie konnte recht vulgär in ihrer Redeweise sein, sogar ihrer Feder ließ sie manchmal ungehemmten Lauf, und manche Scherzepisteln flatterten von ihrem Schreibtisch hinaus, gar bedenklicher Art! All das aber änderte nichts daran, daß „eine Hoheit, eine Würde die Vertraulichkeit entfernte", wenn sie nicht gewillt war, eine zu gestatten. Und wie sehr der Lärm ihres Namens die Stadt füllte, wie sehr ihre Persönlichkeit von jener brausenden Atmosphäre umgeben war, die man gegenwärtig „Sensation" nennt: sie selbst war keine „geräuschvolle Per-

ſönlichkeit", nichts von dem, was der Franzoſe „une femme tapageuse" nennt, wie es etwa die Gallmeyer und Friederike Goßmann, die theatergeſchichtlich gewordene „Grille" waren. So eiferſüchtig Charlotte Wolter ihre Alleingeltung auf der Bühne gewahrt wiſſen wollte — außerhalb des Theaters die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, dazu verſpürte ſie keine Neigung, dafür fehlte ihr ſogar die Anlage. Ihr wäre es gewiß nicht eingefallen und ſie wäre auch durch keinen Reiz der Wohltätigkeitskoketterie für ſo etwas zu haben geweſen, was die Goßmann ausführte, als die ſich eines Tages in einen Mehlladen in der Vorſtadt Neubau als Verſchleißerin ſetzte, natürlich unter vorangeſchicktem Reklametamtam, und ein paar Stunden Mehl verkaufte, einer armen Familie auszuhelfen, umjubelt von ihrer freiwilligen Leibgarde, den Enthuſiaſten — dem Elitekorps der „dummen Jungen". Und noch weniger wär's nach ihrem Geſchmacke geweſen, der Gallmeyer gleich, das Stadtgeträtſch mit ihren Herzens- und Geldaffären zu beſchäftigen. Darin hatte ſie wirklich „Stil", den beſten geſellſchaftlichen Stil, ſie vergab ſich nichts und erreichte dadurch am ſicherſten, daß ihr gerne vergeben wurde, daß über Vergangenes hinaus ſich ihr eine ſtolze Gegenwart geſellſchaftlicher Ebenbürtigkeit erſchloß.

⁂ ⁂ ⁂

Kaum in einer Stadt noch, nächſt Paris etwa, hat die Bühnenkunſt, die weibliche zumal, von jeher einen derartigen Freiheits- und Adelsbrief ausgeſtellt bekommen, wie in Wien. Überhaupt wird bei uns eine weitgehende geſellſchaftliche Toleranz dem Bühnenvölkchen zugeſtanden, das ſich dafür gern durch künſtleriſche Vergnüglichkeiten revanchiert. Der „Sänger" wird hier nicht juſt eingeladen, „mit dem König zu gehen" — — von den Hoftheaterbühnen aber und auch für beſonders namhafte Mitglieder anderer Theater führte ein ſtets offener Verbindungsgang in die Geſellſchaftsſalons. Ein weſentliches Moment hierfür bildete das entgegenkommende, eiferſuchtsloſe und von pretiöſer Zurückhaltung freie Intereſſe, womit die Damenwelt eine Künſtlerin empfing, die ſich der Aufmerkſamkeit wert erwieſen hatte. Auch die Wolter ſah ſich demnach beinahe nicht minder von den

Frauen, als von den Herren umschwärmt. Etwas von dem freien, dem Gesetze der eigenen Persönlichkeit folgenden Zuge der Renaissance war in ihrer Domäne.

Aber diese stark souveräne Persönlichkeit fügte sich doch der geistig legitimen Autorität einer anderen, die dann auch durch die gesellschaftliche Gesetzesformel legitimiert wurde. Ein „Verhältnis" war es mit einem, nicht bloß durch Geburtsrang, sondern mehr noch durch Seelenrang distinguierten Manne, woraus dann die Ehe wurde, die sich aber noch längere Zeit scheu vor der Welt barg in der stillen, heimlich „legalisierten" Sicherheit häuslichen Glückes. Zwei Türen, auf dem Stiegengange einander gegenüber gelegen, führten zu der gemeinsamen Wohnung: „Le comte Charles O'Sullivan" war an der einen auf dem Täfelchen zu lesen — „Charlotte Wolter" an der anderen. Ein zartnerviger, feingliederiger, blaßwangiger, blonder Mann, den man sich recht wohl in minnehöfischer Gewandung denken konnte, der aber dabei auch, mit dem leise vorgebeugten Haupte, etwas von der sinnenden Art des Stubengelehrten und dem träumerischen Wesen des Kunstdilettanten hatte —: so war der Sohn des langjährigen belgischen Gesandten in Wien, der das für unbändig geltende Temperament dieser gebieterischen Frau in seinen Bann brachte. Das war, vom ersten Anbeginne gleich, kein Abenteuer der Sinne, keine „galante Liaison", kein zärtliches „Attachement", sondern ein Band der Lebensgenossenschaft. Und es wurde auch sofort als solches anerkannt, noch bevor es in aller Form bekannt gemacht war. Es war sogar eine Art regierungsamtliche Publikation, in der dies geschah. Die „Wiener Abendpost", die Abendausgabe der amtlichen „Wiener Zeitung", kündigte ein gesellschaftliches Doppelereignis mit der Meldung an, daß der Kaiser der Hofschauspielerin Charlotte Wolter, vermählten Gräfin O'Sullivan, in Anerkennung ihrer künstlerischen Verdienste das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen habe. Es war die erste solche Auszeichnung, die einer Theaterdame widerfuhr.

* * *

Auf ſeinem Permanentſperrſitze in der erſten Parkettreihe ſaß, wenn die Wolter ſpielte, allabendlich ihr aufmerkſamſter, ſorgfältigſter und unnachſichtigſter Kritiker — es war ihr manchmal recht lieb, daß er ſeine Kritiken nicht drucken ließ — der Graf O'Sullivan. Tatſächlich ihr ſchärfſter Kritiker, denn ſie war ſonſt nur zu gewohnt, „eine gute Preſſe" zu haben. Die leiblich und ſeeliſch gottbegnadigte Frau war nicht bloß ein Liebling, ſie war ein Hätſchling der Zeitungen. Die Fälle waren vielleicht an den Fingern einer Hand herzuzählen, in denen ſie Unannehmlichkeiten, oder gar heftigen Angriff von der Kritik zu erleiden hatte. Eine, die heftigſte Attacke, die durch beſondere Umſtände zu einem weiter greifenden Konflikte wurde, hatte ſie von Ludwig Speidel zu beſtehen. Das geſchah zur Zeit des erſten Wiener Gaſtſpiels der Sarah Bernhardt, November 1881, im Ringtheater, das wenige Wochen darauf, am 8. Dezember, das Opfer der grauſigen Brandkataſtrophe werden ſollte. Das lärmmachende Erſcheinen der Pariſer „dame aux sensations" veranlaßte allerlei geſchmackloſe Vergleiche zwiſchen der einheimiſchen Kunſt und der fremdländiſchen, die der Wolter-Enthuſiasmus ſelbſtverſtändlich nur bis zu einem gewiſſen Grade gelten laſſen wollte.

Nun ſollte Sarah Bernhardt auch die „Phädra" ſpielen, und da geriet der, als Präſident der Wiener „Konkordia" jüngſt verſtorbene Edgar v. Spiegl, ein wahrhafter Virtuoſe der Wohltätigkeitsveranſtaltungen, auf den Einfall, welch zündendes Intereſſe es haben müßte, jetzt die „Phädra" erſt von der Wolter ſpielen zu laſſen. Richtig ließ ſich auch die Künſtlerin, wohl ſelbſt von dieſem Turnierſpiel gereizt, bereit finden; die Vorſtellung ging unter demonſtrativen Ovationen vor ſich, worauf ſofort die „Phädra" aus dem Gaſtſpielrepertoire der Bernhardt geſtrichen wurde. Speidel aber griff die Wolter in ſcharfer Weiſe an, nicht mit künſtleriſcher Kritik die Leiſtung ſelbſt, ſondern wegen des Verſtoßes gegen das Schicklichkeitsgebot der Gaſtfreundſchaft, einer gaſtierenden Kollegin eine Rolle wegzuſpielen und ſie überbieten zu wollen. Dies nahm die Wolter als unverdiente Beleidigung, und die geſamte Kollegenſchaft des Burgtheaters erklärte: nie mehr bei derlei Wohltätigkeits-

vorſtellungen mitzutun. Erſt vielen diplomatiſchen Bemühungen gelang es, die Dinge wieder ins Gleis zu bringen und den Gemeinſäckel der Hilfsbedürftigkeit im Gleichgewichte zu erhalten.

Dieſen und nur einige wenige andere Zwiſchenfälle ausgenommen, hatte die Wolter der Wiener Kritik nur das beſte Wohlverhaltungszeugnis auszuſtellen, und, wie geſagt, der einzige Kritiker, der ihr nichts nachſah, war ihr Gatte, deſſen Eintritt in ihr Leben für ſie die klärendſte und reifendſte künſtleriſche Entwicklung bedeutete. Graf O'Sullivan, der ſich auch in der Muſik und mit Griffel und Pinſel betätigte, brachte das dunkel gärende Können dieſer Elementargewalt zur Selbſterkenntnis. Auf ſich ſelbſt angewieſen, war ſie, ſozuſagen, dem Ungefähr des Gelingens preisgegeben, was ſie ſelbſt einmal, ehrlich genug, mit dem Geſtändnis ausdrückte: „Durchs Nachdenken komme ich zu nichts, entweder ich treff's — oder nicht." Merkwürdigerweiſe hatte Laube ſelbſt auf ſie nicht den Einfluß geübt, durch den er ſich ſo viel andere nach Abſicht und Willen herangezogen hatte; ſie war unter ihm wenig anders geworden, als ſie zu ihm gekommen war, das Nichtvorbereitete, Überraſchende war in all den Jahren immer das beſte Teil ihrer Leiſtungen geweſen. Einen Charakter mit Bewußtheit und glanzvoll anlegen, ihn mit ſtrategiſcher Berechnung und Sicherheit die gedeckten Wege führen, bis er ins offene Feld hinaus mündete und ſeine Form entfaltete, das war in dieſer anfänglichen Epoche nicht ihre Art. Ein dramatiſcher Schriftſteller, der den Einakter als Spezialität pflegte, wurde einmal an einem der berühmten Nachmittage im Salon Laube von der Hausfrau, Frau Iduna, interpelliert: „Warum ſchreiben Sie nichts für die Wolter?" Aufs Geratewohl antwortete er: „Weil ſie nicht einaktig iſt." Worauf aber die feinverſtändige Dame ihn über Gebühr weiterkommentierte: „Sie haben damit ein treffendes Urteil gegeben; denn die erſten Akte läßt ja die Wolter gewöhnlich fallen, erſt im zweiten Akte findet ſie ſich und fängt zu ſpielen an." Laube überließ ſie gerne ihrem Ingenium, dem er zutraute, ſchon von ſelbſt die richtigen Wege zu finden — und auf ſich ſelbſt angewieſen, fand ſie auch zumeiſt das Richtige. Ein Bei-

ſpiel: Franz Niſſel, der Wiener Poet, der mit ſeiner „Agnes von Meran“ den Schillerpreis errang, hatte einen „Perſeus von Macedonien“ geſchrieben, eine großzügig angelegte, nur allzu ſchwerblütig gewobene Tragödie, das Trauerſpiel eines zu allen Mitteln der Tyrannei greifenden Zwangsbefreiers des Vaterlandes. Darin die Geſtalt einer Römerin mit der Aufgabe, den Feind Roms zu umgarnen und ſich ſelbſt in dem meuchleriſchen Liebesſpiel umgarnend. Das Stück imponierte einigermaßen Laube, obwohl ihm die Art des Dichters zu „ſteifbeinig“ erſchien und er überhaupt nicht die rechte Fühlung für „die Stuck' mit die nackete Füß'“ hatte — wie Laubes oberſter Chef, der Oberſtkämmerer Graf Lanckowski die römiſchen und griechiſchen Trauerſpiele in ſeinem Geiſtesdialekt zu bezeichnen pflegte. Niſſels Stück wurde alſo zur Aufführung beſtimmt und die Rolle der Römerin der Wolter zugewieſen, für die Römiſch und Griechiſch damals ſo ziemlich „ſpaniſch“ war. Laube aber fiel es durchaus nicht ein, ihr einen Leitfaden der Geſchichte an die Hand zu geben, ſondern er gab ihr kurzweg das Stück zu leſen. Nach ein paar Tagen brachte ſie es ihm ratlos zurück: ‚ſie wiſſe nichts damit anzufangen.‘ „Dann leſen Sie es noch einmal,“ beſchied er ſie. Gefügig trug ſie das Manuſkript wieder mit ſich, las es noch ein mal, aber mit keinem beſſeren Reſultate. Laube indes ließ nicht locker, tat aber auch ſeinerſeits nichts, ihr durch Anleitung zu beſſerem Verſtändniſſe zu verhelfen. Sie mußte es zum dritten Male leſen, und dann — ſpielte ſie in Gottes Namen, ohne ſich darüber viel klarer geworden zu ſein als bei dem erſten Leſen. Sie ſpielte „hell drauf los“ — und gab eine mächtige Leiſtung, als wäre ſie durchdrungen geweſen von dem Geiſte Alt-Roms.

Eine Art Sturm- und Drangperiode war dieſe erſte Burgtheaterzeit für ſie, und ſie ſchleuderte mit ſtarker Wurfkraft ihr Können ins Publikum hinein, gemodelt und geformt nur durch das eigene inſtinktive Schönheitsgefühl — die Zeit des berühmten „Wolterſchreies“ war das, in dem ihre Kraftausbrüche zum Höhepunkt emporſchlugen, gleich dem „hohen C“ der Exploſivtenöre. Mit dieſem „hohen C“ wurde der Schrei auch gerne verglichen, den

ſie zum erſten Male in einem auf den Knalleffekt zugerichteten Salondrama „Eglantine“ von Eduard Mautner produzierte und der ſofort von Joſefine Gallmeyer, der, ihr an Elementargewalt ebenbürtigen, genialen Parodiſtin, mit der Zerrſpiegelfigur „Die elegante Tini“ reproduziert wurde. Der Lärmerfolg dieſer einen Rolle, der „Eglantine“, ſchien eine Zeitlang ſogar bedrohlich und hemmend für ihre Weiterentwickelung zu werden, ſie an eine Leiſtungsſchablone zu bannen als die „Tragödin des hohen C“, wie etwa der damalige Tenorſpezialiſt dieſes Stimmſuperlativs, Theodor Wachtel, durch die Einzigkeit des einzigen Tones und die Virtuoſität des auf dem Kutſchbock erlernten Peitſchenknallens zeitlebens der „Poſtillon von Lonjumeau“ blieb. Das ſind die gefährlichen Virtuoſenſtückchen, „auf die gereiſt wird“ und in denen die Kunſt zur Gleichförmigkeit erſtarrt, wie ein mit konſervierendem Email überzogenes Frauengeſicht. Charlotte Wolter „reiſte“ nicht auf die Eglantine — ſie war keine Wandernatur, und ſie gefiel ſich in der vornehmen Seßhaftigkeit des alten Burgtheaters; aber in Wien ſelbſt verlangte man von ihr nunmehr Eglantine-Varianten. Das Ungeſtüm des Temperamentes, das Meeresbrauſen der Blutwellen in ihr, das wollten die Wiener als den Höchſtausdruck der Bedeutung der Wolter erkannt haben, darin ſchwelgte ihr Enthuſiasmus für ſie.

Die Verbindung mit dem Grafen O'Sullivan war die ethiſche und äſthetiſche Metamorphoſe der Wolter und ihrer Kunſt. Selten hat ein Mann in dem Maße bildenden Einfluß auf eine Frau geübt, die nichts weniger als eine untergebene und fügſame Natur war, die ganz und gar nicht das Zeug in ſich hatte, das „Geſchöpf“ eines Mannes zu ſein, ſondern einen ſtarken Drang der Unabhängigkeit in ſich trug und von den Männern gewöhnt worden war, ihnen die „Herrin“ zu zeigen. Sie war nicht geradezu ein widerſpenſtiges Käthchen, das die zähmende Hand eines Petrucchio brauchte — ein ſolcher war aber auch er nicht, dieſer ſachte, zart konſtruierte Mann mit dem geräuſchloſen Weſen, mit dem ſtillen, aber darum nicht minder feſten Tritt — ſie gab ſich in überzeugter Willigkeit ſeiner Leitung hin, ſie ließ ſich vor allem ein Gebot von ihm auferlegen: das der

Reſerve. Und auch der Wohnungsſtil, den unverkennbar der Hausherr beſtimmt hatte, war der gleiche der ſtillen, künſtleriſchen Vornehmheit, beſonders in der letzten Wohnſtätte des Paares, der Villa in Hietzing, deren Einrichtung und Zuſammenklang an und für ſich ein Kunſtwerk war. In dieſen Räumen, dieſer Umgebung, das empfand und verſtand man, mußte ſchöne Kunſt reifen, und hier reifte auch wirklich die Kunſt der Wolter bis zur edelſten Formſchönheit, zur klaſſiſchen Schönheitswürde der Iphigenie und der Antigone. Um den Abſtand der zwei Wolterphaſen, der ſchon gegen die Mitte der ſiebziger Jahre in volle Sicht trat, nach Gebühr zu würdigen, brauchte man nur ihre damals ſenſationellſte Rolle, die Meſſalina in Wilbrandts „Arria und Meſſalina“, die Hans Makart auch in einem berühmten Bilde feſtgehalten hat, mit jener verſchollenen „Eglantine“ zuſammenzuhalten. Denn dieſe Meſſalina beſteht ja doch eigentlich aus einer ganzen Reihenfolge von „hohen C“ — aber die Geſtalt wurde von der Wolter in ſolchem Adel gemeſſener Hoheit, bei allen Ausbrüchen der Sinnesleidenſchaften dargeſtellt, als wenn unter der Purpurdecke, über die ſie hinſchritt, nicht der Sumpf ſich berge, ſondern ein Marmoreſtrich. Die charakteriſtiſchſte Anerkennung dafür bot ihr Gaſtſpiel am Berliner Reſidenztheater als „Meſſalina“. Emil Claar, der damals das Reſidenztheater leitete, hatte ſie eingeladen, die Rolle dort zu ſpielen, aber es tauchten Bedenken auf, ob die Figur in Berlin überhaupt, nach dem zurzeit herrſchenden Geſchmack möglich ſei, ſo daß die Künſtlerin zögerte, das Wagnis zu riskieren. Emil Claar aber beruhigte ſie: „In der Weiſe, wie Sie die Meſſalina ſpielen, wird ſie in Berlin keinen Anſtoß erregen, ich übernehme die Bürgſchaft für den Erfolg.“ Und der Bürge trug wahrhaftig keinen Schaden.

⁂ ⁂ ⁂

In einem nur konnte Graf O'Sullivan aus ſeiner Reſerve heraustreten und, im Gegenteil, den angeborenen Heftigkeiten ſeiner Frau folgen: das war, wenn er für ſie eintreten zu müſſen glaubte, wenn er meinte, daß ihr unrecht geſchehe. Denn da ließ auch ſie ſich keine Zurückhaltung gebieten, hörte auf keine Mahnung zur Mäßigung,

weil sie sie buchstäblich nicht hörte, mit dem leiblichen Ohre nicht. Toben konnte sie und die Unduldsamkeit gegen aufstrebende — oder vermeintlich aufstrebende — Rivalinnen bis zur lächerlichen Kinderei treiben. Wenn sie dann ruhig wurde, mochte sie sich freilich über sich selbst lustig machen. So wurde ihr einmal eine, für Nebenröllchen engagierte Anfängerin vorgestellt, und der Begleiter der Kleinen, ein Intimus des Theaters, bemerkte ihr lächelnd: „Keine Rivalin, sie reflektiert nicht auf die Eboli.“ Worauf die gleichfalls lächelnde Antwort kam: „Das kann man nie wissen. Heute vielleicht denkt sie noch nicht daran, aber morgen kann sie mir doch schon die Eboli wegspielen — man fängt nie früh genug zu fürchten an.“

Dabei war das Eigentümliche, daß sie sich für solch ein aufstrebendes Talent, auch wenn es über die Anfängerschaft schon hinaus war, sehr warm interessieren, sich auf die Protektorin aufspielen konnte, um dann jäh, wenn der Schützling ihr nur mit einem Schritte in die Quere zu kommen drohte, zur unversöhnlichen Gegnerin zu werden. Das führte einmal zu einem, den Burgtheaterleuten unvergeßlich gebliebenen Eklat, auf offener Szene beinahe. In Laubes neugegründetem „Stadttheater“ hatte sich eine junge, schöne „tragische Liebhaberin“, aber mit der Gestalt und dem verhaltenen Wohlklang der Heroine, in der Tat rasch genug zur Vollheroine entwickelt: Kathi Frank. Als nun Laubes zu weit ausgreifende Unternehmung an der Ungunst der Wiener Verhältnisse, unter den Folgen des großen Krachs von 1873 scheiterte, wurde Kathi Frank durch die Intervention wohlmeinender, aber fehlblickender Freunde ins Burgtheater hineinbefördert und von der Wolter selbst mit wirklicher, lebhafter Sympathie begrüßt. Das schlimme Mißverständnis aber, von dem alle bei diesem Engagement befangen gewesen, sollte sich alsbald rächen. Man hatte keine Nachstreberin der Bognar, sondern der Wolter engagiert, keine Sentimentale, sondern eine Heroine. Nach übler Publikumssitte bildeten sich sofort Parteien, die Anhängerschaft der neuen Hofburgschauspielerin vom Stadttheater gefiel sich in ungeschickten Beifallsdemonstrationen, deren Tendenz alsbald die Reizbarkeit der „ersten Tra-

gödien" aufſtacheln mußte, und bei der Aufführung von „Kabale und Liebe" mit der Wolter als „Lady Milford" und der Frank als „Luiſe" kam es zur Entladung des in den Kuliſſenlüften ſteckenden Gewitters. In der großen Szene zwiſchen Luiſe und der Milford ſtürmten die „Frankaner" derart, daß Lady Milford eine Pauſe machen mußte, ehe ſie ſich wieder hörbar machen konnte. Das war der Wolter in dieſem Hauſe noch nicht paſſiert; bisher hatte man ihrer Rede ſtets ſpannungsvoll entgegengelauſcht, jetzt wurde ſie am Reden behindert durch das Beifallsrauſchen, das einer anderen, einer Neuen galt. Ein Weinkrampf faßte ſie, und hinter den Kuliſſen entwickelte ſich eine kataſtrophale Szene. Der gräfliche Gemahl kam vom Parkett auf die Bühne geſtürzt, fand ſeine Frau ſich in Krämpfen windend und erklärte, aus aller ſonſtigen Faſſung geratend, in lodernder Erregtheit: „Du betrittſt dieſes Theater nicht mehr, ſolange die Dame hier engagiert bleibt — entweder ſie geht, oder du gehſt." Ein „Entweder-Oder", deſſen Endentſcheidung nicht zweifelhaft ſein konnte. Kathi Frank wurde nicht „gegangen" — man mußte doch den Schein meiden, dem Machtgebot einer Schauſpielerin, mochte es die erſte und größte ſein, gar ſo unbedingt Folge zu geben — aber ſie fand es ſelbſt geraten, freiwillig zu gehen.

Trotzdem ſtand Charlotte Wolter, wenige Ausnahmen abgerechnet, mit der Kollegenſchaft ganz gut, denn ſie konnte, ſobald nicht ihr Dominium angetaſtet ſchien, eine prächtige Kameradin ſein. Wohl bekam man auch, wo es Gelegenheit gab, ihren ſcharfen Witz, ihr behend treffendes Wort zu fühlen, — aber man lachte gerne mit, auch auf die eigenen Koſten.

Von einer Kollegin, deren beſonderer Mangel an Leibesfülle faſt ſprichwörtlich geworden, wird ihr hinterbracht, dieſe habe über eine Rolle geäußert: „Das hätte mit mehr Seele geſpielt werden müſſen, als wie's die Wolter geſpielt hat." Worauf ſie lachend meint: „Ich möchte auch wiſſen, wie es die mit Körper ſpielen könnte."

Als ſie zum erſten Male die Iſabella in der „Braut von Meſſina" ſpielen ſollte, war ihr ein Don Manuel beigegeben, der ſeiner Deklamation gerne einen ſchwermütigen

Klang gab. Im Privatleben war der Künſtler durch ſeinen Hang zur Sparſamkeit bekannt. Auf der Probe nun, in der Szene mit dem Chor, dem er ſeine Weiſungen wegen der Beſorgung der Brautgeſchenke gibt, verfällt Manuel wiederum in den ſchwergetragenen Ton, worauf die Wolter ihm durch einen Theaterarbeiter ein Billett ſendet, mit der Frage darin: „Warum gar ſo melancholiſch, Liebſter? Vielleicht wegen der hohen Preiſe?...“

So wußte ſie nicht bloß mit dem tragiſchen Speer, ſondern auch mit den Scherzespfeilen umzugehen.

⁂ ⁂ ⁂

In der Entwicklungsgeſchichte der tragiſchen Bühnenkunſt ſtand Charlotte Wolter am Ausgange einer Epoche, die mit ihr einen, wenigſtens vorläufigen Abſchluß fand. Sie durfte als die letzte deutſche „Tragödin des Blutes“ gelten, vor dem Eintritt der Ära, in der die „Tragödinnen der Nerven“ auf den Plan getreten ſind.

Herbſttroſt.

Menſchen, welche wiſſend ſterben müſſen,
Sind wie Blumen, die im Herbſt erblühn,
Die vieltauſendfarbig leuchtend glühn
In des Sommers letzten Abſchiedsküſſen.

Denn ſie wollen, eh ins Grab ſie ſinken,
Einmal noch in voller Schönheit ſtehn,
Einmal noch die Erde leuchten ſehn,
Und noch einmal Glut des Lebens trinken.

Dann wird ihnen, die in fernen Räumen
Ihre wunderſamen Pfade ziehn,
Neues Leben, neues Licht verliehn,
Wenn zur Erde ſie zurück ſich träumen.

Hans Caſpar von Starken.

Der Tag der Perpetua.

Erzählung von Ernſt Zahn.

Der Tag tat langſam die leuchtenden Augen auf, von deren Blick die Welt hell werden ſollte. Sie waren noch trübe. Es wohnte noch der Traum der Nacht darin, und Glanz und Friſche fehlten ihnen; ſo fiel auch über das Land erſt ein mattes Licht, aber man ſah doch ſchon, daß es ein Tag feierlich und klar wie ein Sonntag werden wollte, obſchon er mitten in der Woche lag und kein Glockengeläute, ſondern nur das Dengeln der Senſen rings in den Bergen ihn begrüßte. Und es war, als täte das ganze geſegnete Bergland dem wolkenloſen Morgen entgegen einen weiten frohen Atemzug, mit dem es ſein erſtes Licht, ſeine reine Kühle einſog. Die mächtigen Wälder ſchienen ſich in dieſem Atemzuge einmal gleich einem wehenden Fächer zu biegen, das hohe ſchnittreife Gras an den weiten, hügeligen Hängen ſich rieſelnd zu neigen. Hoch über den Wäldern und Matten aber und über den Dörfern, die als kleine zuſammengedrängte Häuſerhaufen je mit einem freundlichen Kirchlein auf den Matten ſtanden, liefen Roſenlichter über vielzackige Felsburgen und über weißen Firn.

Du wunderſam heiliger Morgen! Alles war noch ſtill; denn ſelbſt das Senſendengeln verlor ſich in der großen Ruhe, und ebenſo verſchlang dieſes Frühmorgenſchweigen die paar Worte, welche frühaufſtehende Menſchen, um ihre Hütten geſchäftig, ſprachen.

„Sakerment, das wird ein Heutag,“ ſagte zum Beiſpiel Johann Schmid, der Bauer, der eben aus ſeinem großen, hellen Hauſe kam und nach dem danebenliegenden Stalle ſich begab, zu ſeiner Tochter Perpetua. Die Worte hallten wie in einem weiten Saale; denn der Bauer hatte trotz

seiner schmalen, dem dürren, langen Körper entsprechenden Brust eine tiefe, klangvolle Stimme. Aber doch waren sie verhallt, kaum daß sie laut geworden, aufgetrunken vom Schweigen der Natur.

„Dabei sind keine Heuer aufzutreiben, nicht um schweres Geld," bemerkte Schmid nach ein paar weiteren Schritten über die holperigen Pflastersteine. Ehe er durch eine der niederen Stalltüren eintrat, wandte er dann noch einmal das braune, hagere Gesicht nach der Tochter um und sagte: „Halte ein Auge auf die Straße, und wenn du eine oder einen abfangen kannst, die mitheuen helfen könnten, sei es nun ein Bettelweib, ein Handwerksbursche oder meinetwegen ein Mausfallenhändler sogar, so heiße sie herauf. Sie sollen beim Hagel einen guten Taglohn haben."

Das Mädchen nickte und tat ein paar Schritte weiter, am Stalle vorüber, bis wo die Mauer des Vorplatzes ein Ende hatte. Das tat sie gedankenlos, nicht um schon ihre Wacht an der Straße anzutreten. Sie hatte einen fremden Ausdruck in den großen, grauen, unter schwarzen Brauen mit tiefem Glanz hervorzündenden Augen. Wenn sie sprach und wenn sie arbeitete, immer sagte etwas in ihrem Blick, daß sie nur halb bei der Sache war; so zwar, daß Hände oder Mund an ihrer Stelle rechtschaffen ihre Pflicht taten, die Gedanken aber inzwischen in irgendeiner blauen Ferne auf einem sonnenbeschienenen Erdenfleck einen stillen Reigen tanzten. Auch jetzt suchte zwar ihr Blick die Straße, aber so versonnen, daß es zweifelhaft blieb, ob sie es gesehen haben würde, wenn in dieser Herrgottsfrühe wirklich schon Wanderer darauf aufgetaucht wären.

Des Mädchens äußere Erscheinung hatte nichts mit ihrem sinnenden Wesen gemeinsam. Ihre Gestalt war nicht zart noch traumhaft, sondern von ziemlich hohem Wuchs, fast knorrig, eher hager, die nackten Arme waren schlank und weiß, das Gesicht bleich, aber von starken Zügen. Sie setzte den einen Fuß auf die niedere Mauer und stemmte die Ellbogen aufs Knie. So vornüber gebeugt, schaute sie in ruhiger Haltung ins Leere hinaus. Das wachsende Morgenlicht zeichnete scharf die Linien ihrer Gestalt. Wie aus Stein geschlagen stand sie eine Weile da; es rührte

Bildnis.

Miniature eines unbekannten Meisters aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts.

ſich nichts an ihr, nicht einmal, daß der Morgenwind an den Schläfen das loſe Haar bewegte, das ſonſt glatt, glänzend und dunkel in dünnen Zöpfen um den Kopf geſteckt war.

Erſt als vom jenſeitigen Ende des Pflaſterplatzes das Klatſchen eines Holzſchuhs hörbar wurde, ſah Perpetua mit einer gemächlich ſicheren Bewegung ſich um. Ein gleichgültiges Lächeln ging über ihr Geſicht, die Augen glitten dabei über den hinaus, auf den ſie gefallen waren.

„Tag," ſagte ſie.

„Tag," grüßte gleichzeitig Peter Huonder.

Er trug die Senſe über der Schulter, und ſie gab mit der weit ausgeſchwungenen Linie ihres Meſſers ſeiner hohen, hageren Erſcheinung ebenfalls etwas Schwunghaftes. Breitſpurig, die dünnen Beine etwas ſichelförmig, ſtand er auf ſeinen Schuhen. Sein Geſicht trug eine ſcharfe Familienähnlichkeit mit dem ſeines Vetters, des Johann Schmid, und war, obwohl er jünger war als jener, früh faltig und braun, hatte ſonderbar kurzhaarige, ſchwarze Brauen und einen ebenſo kurzen Schnurrbart, der ausſah, als ob er mit den ſtarken braunen Zähnen Haar für Haar an der Spitze abgebiſſen hätte.

„Das gibt einen Heutag," meinte auch er jetzt und ſperrte dabei den großen Mund lachend auf. Man ſah ihm die helle Freude an dem Wetterglück und der heute zu leiſtenden ſchweren Arbeit an.

„Hat der Vater Mäder gefunden?" frug er dann die Perpetua. Er ſagte ‚der Vater' und nicht ‚der Vetter' und meinte dabei ſeinen zukünftigen Vater, nicht nur den des Mädchens, denn es war eine ausgemachte Sache, daß er und Perpetua über Winter, wenn die Arbeit geringer und das Wärmen not wurde, einander heiraten würden.

Warum hätte die Perpetua ‚nein' ſagen ſollen! Huonder war einige fünfzehn Jahre älter, aber ein hablicher Mann, ehrenwert, was ehrenwert ſein kann, und da ſie weiter keine Liebſchaft gehabt und er ihr gerade nicht zuwider war, gab ſie Vater und Mutter ganz recht, die ihr zuredeten, den Bewerber nicht fahren zu laſſen. Die Menſchen da oben machen nicht viel Umſtände, nehmen das Leben

und das Heiraten wie es kommt. Wenn man nur zu essen hat! Nur zärtlich konnte die Perpetua mit dem Peter nicht sein, obschon etwas Zärtliches heimlich in ihrer Art war. Das war nun recht eigen: Mit Kindern, mit ganz kleinen besonders, kam es aus ihr heraus. Wenn sie eines in seinem Korbwagen liegend oder auf einem Tuche sitzend in einer der Matten fand, dann hatte sie eine sonderbar weiche, kluge Hand, es zu streicheln, zu besorgen. Wenn es lachen konnte, lachte es sie sicher an. Aus ihrem Herzen strömte eine Wärme auf und ergoß sich in ihr ganzes Wesen, in ihren Blick und ihre Finger, daß es aus jenem wie eine heiße Güte auf die Kinder niedersah und diese gar nicht mehr bäurisch und ungelenk, sondern fein und geschickt waren. Mit dem Peter Huonder war es anders. Wenn der einmal in seiner verlegenen Art sein Bräutigamsrecht beanspruchen wollte, legte es sich wie ein spröder Glasguß um die ganze Perpetua. Sie ließ ihn nicht mit Worten merken, daß seine Berührung ihr lästig war. Es ging nur wie ein Zucken und Steifwerden durch ihre Glieder, und Peter wagte nachher irgendwie nicht mehr, ihr nahe zu kommen.

Auch jetzt hielt ihn etwas von ihr fern. Vielleicht der nachdenkliche und zerstreute Ausdruck ihres Gesichtes. Sie wechselten noch ein paar Bemerkungen. Dann kam Schmid aus dem Stalle, und zwei Knechte wurden sichtbar. Man bot sich den guten Tag und richtete sich zum Auszug auf die zu mähenden Matten, während Perpetua ins Haus zurückging.

Der Tag wurde heller. Tiefen kamen in den Himmel. Im Westen legte sich strahlendes Gold auf einige Bergspitzen. Ein dünnes Glockenstimmlein tönte von der Kirche, die hoch unter einem Walde lag, und es war gerade, als ob ein Mensch aus diesem hervorgebrochen wäre und ein eintöniges ‚Komm, komm' über alle die grünen Hänge hinabriefe.

⁂ ⁂ ⁂

Die Perpetua hatte den Dienst im Hause. Alle anderen waren zum Heuen ausgezogen. Es gab in Stube und Küche so viel zu tun, daß die Wacht über der Straße, die

der Vater ihr angeraten hatte, nur eine oberflächliche sein konnte. Dutzende von Menschen konnten in den ersten Morgenstunden vorbeigezogen sein, ohne daß das Mädchen sie gewahrt hätte. Sie tat freilich, wo sie an einem Fenster vorüberging, jedesmal einen Blick auf die Straße hinab. Zweimal war sie auch schon vor das Haustor hinunter gelaufen und hatte gemeint, es des väterlichen Auftrages wegen zu tun, aber es geschah vielmehr, weil die Unruhe sie heute wieder einmal besaß, diese sonderbare Eigenschaft, die so schlecht in den Bauernkittel paßte. War sie ein weiter Verstand, dem die Alltäglichkeit eines Bauerntagwerkes zu eng war, oder eine Denkfaulheit, die nicht einmal die engen Pflichten dieses Tagwerkes klar sah, oder war sie endlich eine poetische Veranlagung, die sich manchmal recht sonderbare Wohnungen aussucht, die Phantasie, die weit über die Enge der Heimat und der Erde fliegt, vielleicht ohne daß der Eigner es weiß?

Als das Mädchen um die neunte Morgenstunde zum drittenmal auf den Hausvorplatz hinunter kam, sah es auf der mehlig überstaubten Straße, dort, wo sie talzu in einem Walde verschwand, einen Menschen auftauchen, der ihr von der Art zu sein schien, wie der Vater sie ihr bezeichnet. Die Stimme dieses Menschen kam ihm voraufgesprungen. Sie hatte etwas Helles, Glockenhaftes und schien von der Perpetua angezogen zu werden. Denn in einem Liedchen klingend, kam sie über die Matten herauf wie ein fröhlich hüpfendes Kind und umtanzte gleichsam mit Jodeln und Jauchzen das Mädchen. Es war etwas Ungewöhnliches in der Stimme und dem Gesang. Die Perpetua wurde aufmerksam. Sie konnte erkennen, daß der frohmütige Wanderer jung und rüstig ausschritt und etwas wie ein Felleisen umgehängt trug. Abgesehen davon, daß ihr der väterliche Auftrag wieder einfiel, zwang die Neugier allein sie schon, sich den Fremden näher anzusehen, und sie schlenderte daher wie zufällig auf einem kleinen Fußpfad, der sich durch die Wiese hinab nach der Straße schlängelte, bergnieder. Auf der Mauer, welche die letzte Matte abschloß, und die neben der Straße aufragte, ließ sie sich geruhsam nieder und wartete des Kommenden. Bald sah

ſie einen Jüngling in einiger Entfernung auftauchen, von dem ſie nicht verwundert war, daß er ebenſo heiter und kräftig ausſah, wie ſeine Stimme es hatte erwarten laſſen. Dabei lehrte ſie ſchon der erſte Blick, daß ſie es mit keinem Landeskinde zu tun, ſondern einen der vielen über Berg nach Welſchland ziehenden deutſchen Handwerksburſchen vor ſich hatte, freilich keinen von der gewöhnlichen Sorte, ſondern einen recht eigenartigen. Er war nicht ſehr groß, aber von kräftiger und gelenkiger Statur, hatte braunes, leicht gewelltes, ungemein dichtes Haupthaar und an jeder Ecke des freundlichen und weichen Mundes ein paar ſpärliche Schnurrbarthaare, die ihm ein halb drolliges, halb gemütliches Ausſehen gaben. Der Kopf war unbedeckt, und es hatte überhaupt den Anſchein, als ob der braune, friſche Geſell gern barhaupt durch Wind und Wetter laufe. In der Hand trug er einen derben Stock, am Gürtel ein Bündel mit wenigen Habſeligkeiten, und an einem um den Oberkörper geſchlungenen Band hing ihm am Rücken eine Laute. Wenn die Perpetua nun die Geſchichte vergangener Jahre gewußt hätte, ſo möchte ſie geglaubt haben, in dem Burſchen einen fahrenden Sänger aus dem Mittelalter zu ſehen; denn auch ſeine Kleidung hatte trotz modernen Zuſchnittes vielleicht unter Einwirkung der Landſtraße einen romantiſchen Anſtrich bekommen.

„Guten Tag, Mädchen,“ grüßte der Wanderer keck, als er bis auf ein paar Schritte herangekommen war. Dabei ſprang ihm ein heiteres und aller Falſchheit ungewohntes Licht aus den braunen Augen, und der Mund hatte ein ſo einnehmendes, Grübchen in die Wangen grabendes Lachen, daß Perpetua immer erſtaunter die eigenen großen Augen auftat.

„Seid Ihr eilig?“ fragte ſie aber ohne Scheu, ihres Auftrages eingedenk.

Der Fremde hatte vorüber gehen wollen, blieb jedoch nun in der Straße ſtehen und wollte wiſſen, weshalb ſie frage.

„Wir brauchen Heuer,“ ſagte Perpetua.

Der andere ſah ſich um, als müſſe er ſich überzeugen, ob ihm die Gegend paſſe, und wendete ſich dann wieder

dem Mädchen zu. „Drei haben mich unterwegs ſchon abfangen wollen," lachte er, „ich bin meiner Lebtag noch kein ſo begehrter Herr geweſen."

Etwas in ſeinem Tone ärgerte das Mädchen. Die Handwerksburſchen waren für die Tochter des hablichen Bauern nicht eben ein Gegenſtand beſonderer Hochachtung. „Wenn du nicht willſt, laß es ſein," murmelte ſie in ſich hinein und wollte ſich abwenden.

Da ſagte der Burſche: „Am Ende — zu verſäumen habe ich nichts. Es kann mir ganz recht ſein, einmal mitzutun."

Perpetua tat gnädig. „So kommt!" ſagte ſie.

Er ſchwang ſich geſchickt auf die Mauer. „Mähen kann ich nicht," meinte er, als er hinter ihr den kleinen Fußpfad hinan ſchritt.

Sie antwortete, daß das ſchon die andern täten, und während ſie, hie und da ſtill ſtehend, über die Wieſe hinaufſtiegen, klärten ſie einander, ſoviel ihnen nötig ſchien, über ihre Perſönlichkeiten und Lebensumſtände auf. Der Wanderer hieß Wolfgang Händler und war ſeines Zeichens ein Schreinergeſell. Er kam aus einer Gegend am Rhein, wo ein munteres, leichtlebiges Volk ſitzt, das den Faſching zum Hauptfeſt des Jahres und ſein Leben zum Faſching macht. Eine friſche, ſprudelnde Freude war in ſeinen Blicken und ſeinen Worten, ganz wie ſie vorher in ſeinem Geſang geklungen hatte. Seine lachende, bewegliche Art nahm ſich hier im Bergland, wo ein langſames und bedächtiges Volk ſaß, ſo ungewöhnlich aus, daß Perpetuas Staunen und Intereſſe immer mehr wuchſen. Dabei fand ſie bald Gefallen an dieſem Ungewöhnlichen, ging ſelbſt in ungewohnter Lebhaftigkeit auf das Weſen des andern ein und hatte, noch ehe ſie miteinander das Haus erreichten, das unbewußte Empfinden, daß ihr da etwas Merkwürdiges begegnete.

⁂ ⁂ ⁂

Nachdem ſie ihm einen Morgentrunk geboten, führte Perpetua den geworbenen Heuer in die wogenden Wieſen hinaus und dem Vater zu. Johann Schmid betrachtete den Ankömmling mit dem Mißtrauen des Bergbauern,

gab dann unumwunden der Meinung Ausdruck, eine große Hilfe werde mit ihm nicht gewonnen ſein, marktete aber doch mit ihm um den Lohn, und Wolfgang Händler wurde für den ſtrahlenden Heutag als Arbeiter eingeſtellt. Die Perpetua ging indeſſen langſam nach Hauſe zurück. Zum erſtenmal wäre ſie lieber unter den Heuern geblieben. Sie lief an dieſem Vormittag mehrmals aus der Küche, wo ſie zu tun hatte, in die Wohnſtube, wo die einzige Uhr im Hauſe tickte, und die Zeit verging ihr ſchneckenhaft, bis die Stunde da war, zu der ſie das zweite Frühſtück den andern in die Matte hinaus zu tragen hatte. Leichtfüßig machte ſie ſich dann auf den Weg, den ſteinernen Weinkrug in der einen, den Korb mit Eßzeug in der andern Hand. Der Tag leuchtete wohlgefällig auf ſie nieder und warf ihr einen goldenen Sonnenmantel über die ſchlanken Schultern. Das rote Tuch, das ſie zum Schutze gegen die Hitze im Zipfel über den Kopf gelegt, ſchimmerte weithin über die Wieſen.

Johann Schmid trat mit Frau und Leuten von der Arbeit ab, als die Perpetua ſie erreichte. Am obern Saum ſeines Wieſenlandes, wo dichte Eſchen ihre Schatten breit und kühl auf den geſchorenen Boden legten, ließen ſich die Leute zur Raſt nieder. Da ſaßen die behäbige und ſtramme Mutter der Perpetua neben ihrem zähen Mann, ein paar alte Weiber, die Magd des Hauſes, endlich Peter Huonder, der Bräutigam, mit Knechten und Taglöhnern. Mitten unter ihnen hatte der fremde Handwerksburſche ſeinen Platz. Die Perpetua packte den Korb aus und verteilte das Brot und den harten Käſe. Der Krug ging von Hand zu Hand, und jedes tat einen tiefen Zug daraus. Anfänglich hatten die Bergler das Wort. Schmid, der Bauer, machte einen Scherz, und Peter ſagte etwas Kurzes dazwiſchen, die Bäuerin lachte, und dann und wann erzählte der etwas und jener etwas. Auf einmal aber und ohne daß jemand wußte oder danach fragte, wie es kam, ſprach der Rheinländer allein noch. Hatte es ſeine Heiterkeit, der helle Wohllaut ſeiner Stimme oder nur ſein einnehmendes Geſicht den andern angetan, ſie ſaßen, mitten im Veſpern begriffen, um ihn und hörten ihn an, wie er redete. Mit

der Erzählung einer Schnurre hatte er angefangen, mit allerlei Erlebniſſen, die er auf ſeiner Fußreiſe gehabt, fuhr er fort. Dann kam er auf die Heimat zu ſprechen und dann lachte er über ſich ſelbſt, wie er, der Landfremde, plötzlich hier unter ihnen ſitze. Er hatte eine wunderbare, natürliche Gabe zu ſprechen.

„Schade, daß ich meine Gitarre drüben im Hauſe gelaſſen habe," meinte er nach einer Weile. „Sonſt hätten wir jetzt eins ſingen können."

Die Perpetua ſagte, ſie würde das Inſtrument mitbringen, wenn ſie zu Mittag trage. Das Mädchen ſprach am wenigſten von allen. Sie hing mit ihren Augen an dem beweglichen Fremdling, und manchmal ſprang etwas wie ein Blitz der Freude durch ihren Blick. Es war etwas Neues an ihr und brach aus dem bisherigen Gleichmut ihres Lebens als ein Flämmlein auf, das gleichſam ihre ganze Geſtalt bis in jedes Glied erwärmte und beſonders auf ihre Wangen eine Röte und in ihre Augen den Ausdruck einer Luſt und eines Intereſſes trug, die ſie bisher an nichts gefunden hatte.

Nach ihrem Weggang, während die Heuer auf den Wieſen ihre Arbeit fortſetzten, machte Wolfgang, der Schreiner, ſich die Bauern immer mehr zu Freunden. Sie taten ihm das zwar nicht zu wiſſen, gerieten aber ſelbſt in eine aufgeräumte und behagliche Stimmung, in welcher ſie zuweilen heimlich mit gutmütigem oder überlegen ruhigem Lachen einander zunickten und den Rheinländer einen Teufelskerl nannten. Perpetua traf, als ſie nach einigen Stunden mit dem Mittagsbrot kam, die ganze Geſellſchaft in munterer Laune an. Über die Laute, welche das Mädchen ſich umgehängt hatte, wurden allerlei Witze laut. Daß einer, der ſich mit ſolchem Firlefanz in der Welt herumſchleppe, zur Arbeit nicht geſchickt, ſei nicht zu verwundern und dergleichen mehr! Wolfgang lachte dazu und wollte wetten, wenn er einmal ein paar Tage nichts zu eſſen habe, lulle ihm ſein Inſtrument den knurrenden Magen ein. Nach der Mittagsmahlzeit griff er dann zu dieſem, ſtimmte es und begann leiſe zu ſingen.

Die Heuer ſchauten ihm neugierig zu und lauſchten

dann, die einen ſichtlich aufmerkſam, andere Geſichter ſchneidend, aus denen zu leſen war, daß ſie für Muſik kein Verſtändnis hatten. Einige kümmerten ſich nicht um den Wolfgang, ſtreckten ſich im Gras aus und hielten den Mittagsſchlaf, der an der Zeit war.

Des Burſchen Stimme klang jetzt, da ſie nicht in den Tag hinaus ſchmetterte, weich und wohllautend. Wie die Gabe des Erzählens hatte er die des Vortrags; und er wußte, was ſeinen Zuhörern behagte, ſang heitere Weiſen, witzige Liedchen, daß die Weiber kicherten und die Knechte einander anſtießen. Einmal, als Wolfsgangs Blick den der Perpetua kreuzte, ſtimmte er ein kleines Volkslied an.

Wie ein Bächlein ſind zu ſchauen,
Valleri, Vallerei,
Deine Augen, deine grauen,
Valleri, Vallerei.

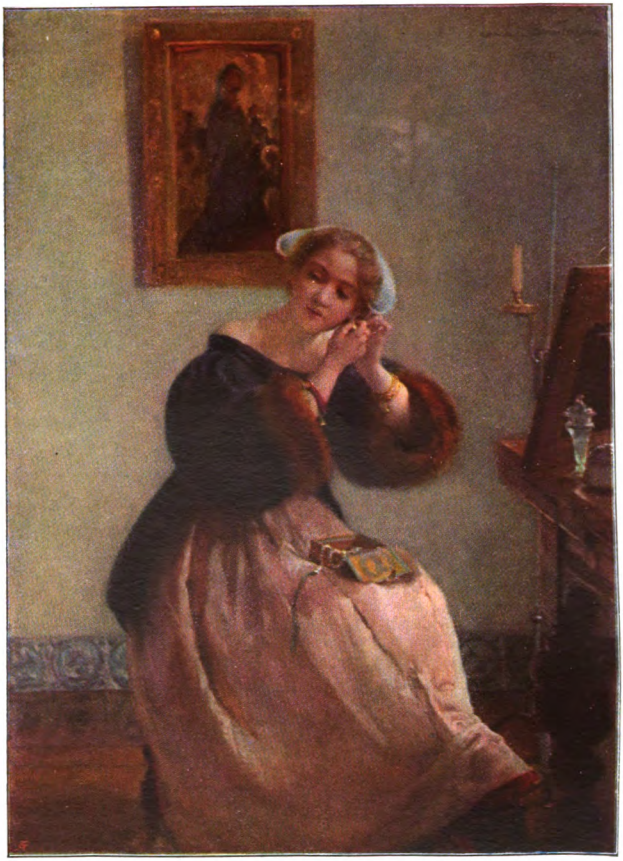
Doch wie fremd iſt mir geſchehen,
Valleri, Vallerei,
Als ich ſtill hinein geſehen.
Valleri, Vallerei.

Wie von Tiefen aufgetrunken,
Valleri, Vallerei,
Iſt mein Blick darin verſunken.
Valleri, Vallerei.

Und zu ſpät hab' ich geſehen,
Daß das Bächlein grundlos ſei,
Mußte ſelbſt drin untergehen,
Valleri, Vallerei.

Die Perpetua war ein Bild zu ſehen. Ihr Geſicht war bleich und ſeltſam lebendig, ſo als zuckte jeder Nerv unter der glatten Haut. Ihre Augen hatten einen verklärten Ausdruck. Sie vergaß ihre ganze Umgebung, ſprach mit niemandem ein Wort, ſah nur immer den Muſikanten an.

Die Heuer bekamen lange vor dem Mädchen das Muſizieren ſatt.



Die erſten Ohrringe.

Gemälde von Laura T. Alma-Tadema.

„Es tut es jetzt," sagte Johann Schmid, als Wolfgang abermals ein Lied anstimmen wollte.

Ein paar Knechte hatten ein Kartenspiel hervorgekramt und begannen im Gras zu trumpfen.

Wolfgang Händler erhob sich, nahm seine Laute und schlenderte, vor sich hin summend, von ihnen hinweg. Einmal sah er über die Schulter zurück und lachte; es fiel ihm ein, unter was für ein schwerfälliges, trockenes Volk er geraten. Bei diesem Umsehen gewahrte er die Perpetua, die hinter ihm her kam.

„Sing doch noch, du," sagte sie, als sie ihn erreichte. Sie gab ihm ganz unbewußt das landesübliche „Du"; es war ihr, als kenne sie ihn schon jahrelang.

„Damit sie besser schnarchen können?" fragte er mit Lachen entgegen und zuckte mit der Schulter nach den im Grase liegenden Männern.

„Ich könnte noch lange zuhören," fuhr sie fort und wies dann nach einem andern Schattenplatze der Wiese, entfernt vom Lager der Bauern. „Komm dorthin und sing mir allein noch eines," sagte sie in meisterhaftem Ton.

Der Bursche sah sie erstaunt an. Er hatte ihr bisher keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, sich nur unbewußt über das gewundert, was sie von den übrigen unterschied.

Einen Augenblick wollte ihr Wesen ihn lächern. Dann sah er näher zu. Die Art paßte zu ihrer schlanken, ernsten Erscheinung. „Meinetwegen," sagte er und klomm der Stelle zu, die sie ihm bezeichnet hatte.

Sie ging schweigend neben ihm. Dann ließen sie sich nebeneinander ins Gras nieder. Ihr Platz lag höher als derjenige der andern. Auch ihn schatteten grüne Büsche, aber zwei schlanke, weißstämmige Birken hoben sich über das übrige Gesträuch hinaus und trugen auf jedem Blatt den heißen Glanz des Tages. Weil diese Blätter in einer steten Unruhe zitterten und sich drehten, war zu Häupten der beiden Dasitzenden ein unablässiges Blitzen und Zucken, als ob kleine goldene Vögel durch die Bäume huschten.

„Was soll ich singen?" fragte Wolfgang ein wenig unwirsch, als ob ihm das Spielen selbst verleidet sei. Die

Laute hielt er im Schoß, beugte ſich ein wenig darüber und ſah nach der Perpetua. Seine Augen trafen in die ihren, aber ganz tief hinab. Sapperment waren der ihre Augen ſchön! Die Wimpern umſtanden ſie lang und ſchwarz, und ſie leuchteten daraus mit einem tiefen, verſtändigen Ernſt hervor! Es krabbelte ihm etwas im Herzen. Er fand es auf einmal ganz vergnüglich, neben der Perpetua zu ſitzen. Seine Finger glitten halb unbewußt über die Saiten der Laute, und er begann wieder zu ſingen, aber leiſer, mit einer ungemachten Innigkeit.

„Jetzt das noch einmal, was du drüben zuletzt geſungen haſt," ſagte das Mädchen, als er eine Weile muſiziert hatte.

Auch den Willen tat er ihr und begann:

„Wie ein Bächlein ſind zu ſchauen,
Valleri, Vallerei!"

Sie wußte es ſchon halb auswendig. Leiſe ſummte ſie die wiegende, trauliche Melodie mit. Aber noch waren ſie nicht zu Ende damit, als ein mehrſtimmiges Jauchzen ſie unterbrach. Die Heuer unten hatten ſich von ihren Ruheplätzen erhoben und ſchickten ſich an, wieder an die Arbeit zu gehen. Sie riefen nach den beiden Ausreißern. Man ſah, daß ſie Witze riſſen. Auch Peter Huonder, der Bräutigam, tat mit. Er ſtand, hager und lang, ein Stücklein ab von den andern und blickte ruhig herauf. Im Gefühl ſicheren Beſitzes ſchien er ſich durch keinerlei Unruhe oder Eiferſucht in ſeiner Behaglichkeit ſtören zu laſſen.

„Wir müſſen," ſagte die Perpetua zu ihrem Geſellſchafter.

„Trägſt du um vier Uhr das Abendbrot?" fragte er

Sie bejahte und wollte dann wiſſen, ob er heute noch weiter wolle.

„Nach Feierabend," antwortete er.

Als ſie ſich aber dabei in die Augen ſahen, wußten ſie, daß er es nicht eilig haben würde.

„Wir ſetzen uns dann noch ein wenig zuſammen," ſagte die Perpetua. „Ich höre fürs Leben gern Muſik. Und wer weiß, wann ich wieder ſolche höre."

„Das können wir," bestätigte er.

Und dann — unwillkürlich, ohne daß Ursache war, da sie doch den gleichen Weg hatten, gaben sie sich die Hand. Es geschah zögernd, und zögernd ließen die Hände sich wieder los. Beide wurden dabei verlegen, und sahen sich doch mit Blicken an, die schon allerlei redeten, was sie selber noch nicht wußten.

Darnach stiegen sie zu den andern hinunter.

⁂ ⁂ ⁂

Am Nachmittage geschah das Ungewöhnliche, daß die Perpetua in einem Hui die Hausarbeit beendet hatte und kam, um beim Heuen mitzuhelfen. Von den andern mochte der und jener darüber erstaunt sein, aber sie sparten alle die Worte zu sehr, als daß sie sich lange besonnen und davon gesprochen hätten.

Perpetua schob sich während der Arbeit unbemerkt in die Nähe des Wolfgang. Manchmal tönte ihr klangvolles ruhiges Lachen über die Matte, und mit langsamen Bewegungen ihres schlanken Körpers handhabte sie den Rechen. Händlers Wohlgefallen an ihr wuchs. Er begann sich auf den Abend zu freuen, der ihm eine Stunde des Alleinseins mit dem Mädchen zu bringen versprach.

Dieser Abend kam. Er schien keinen Atem zu haben; denn auf der ganzen warmen Landschaft lag bewegungslose Ruhe, während die Sonne die Taltiefen verließ und ihr Gold mit lautlosem Fließen höher und höher auf die Berge zurückebbte. Am Himmel, der noch immer klar und blau war, stand nur im Westen eine Reihe der Form nach ganz gleicher Wolken. Eine war immer kleiner als die andere, und sie bildeten einen gegen das Ende sich zuspitzenden Streifen, der, durchbrochen von schmalen blauen Linien, aussah, wie ein mächtiger Wurm mit drachenähnlichen Gliedern. Diese Wolken waren anfangs weiß und durchsichtig. Ihre Farbe vertiefte sich aber. Jetzt war sie grau, jetzt braun, und jetzt begannen die Wölklein wie aus sich selber zu glühen, daß sie gleich nebeneinander gebundenen Rosen auf dem blauen Himmelsteppich lagen.

„Ihr habt hier ein schönes Land," sagte Wolfgang

Händler zur Perpetua, mit der er aus dem Hauſe trat, nachdem er den Blick durch den Abend hatte gehen laſſen. Der Bauer hatte ſeinen Taglöhner ausbezahlt, die Mutter der Perpetua das Regiment im Hauſe wieder übernommen. Noch ſaßen die Heuer oben in der kühlen Stube beim Abendbrot. Wolfgang hatte ſich verabſchiedet, und Perpetua war ohne weitere Erklärung mit ihm gegangen.

„Sieh nur die Wolken," fuhr der Burſche fort, und ſie blickten gemeinſam nach dem Himmel.

„Jetzt wird es immer ſchöner," ſagte das Mädchen. „Und jetzt bleibſt du noch ein wenig da, nicht wahr?" fügte ſie hinzu. Sie ſah heute Dinge in ihrer Umgebung, die ſie nie geſehen hatte. Nun mahnte ſie den andern, auf die feierliche Stille des Abends zu achten und auf das Leuchten der Berge. Dann forderte ſie ihn auf, mit ihr zu kommen. Sie wiſſe einen Platz am Strom, der das Tal durchzog, wo ſie noch eine Weile plaudern könnten.

Wolfgang zögerte nicht. Das Mädchen machte ihm warm. Eine Stunde mit der, — ſo übel war das nicht!

Sie ſtiegen über die Wieſen in die Tiefe. Unterwegs beſprachen ſie die befremdliche Tatſache, daß er mit dem Weiterwandern zögere. Wenn er überhaupt fürbaß wolle, ſollte er den Reſt des Tages noch nutzen! Und auf einmal waren ſie mitten im Erklären, daß es ſo eilig nicht ſei. Weiter wollte Wolfgang wohl, allein, meinte er, es gehe ſich beſſer zur kühlen Nachtzeit als in der Hitze des Tages, und, fügte die Perpetua hinzu, der Mond komme früh und ſtehe voll am Himmel, da finde der Weg ſich leicht.

Als ſie ſich dem ſtürzenden Strome näherten, wurden ſie ſtiller. Ein kleiner Wald ſtand dort am flachen Flußufer, mooſiger Grund, einige dreißig Tannen, am Waldeingang ein weißes, altes Kapellchen mit bruſthoher Schutzmauer auf der Stromſeite. Das alles lag im Abendſchatten, während auf den Bergen noch der Widerſchein der Sonne brannte und der Wolkenſtreif immer tiefer erglühte.

Die beiden ſetzten ſich auf die Mauer. Die Perpetua hieß Wolfgang ſingen. So nahm er die Laute. So ſchlichte Menſchen ſie waren, die ſeltſame Stimmung der Stunde nahm ſie gefangen. Des Wolfgang Stimme zitterte, und

die Perpetua rückte dicht an ihn und ſtützte die Hand auf ſeine Schulter. Auf einmal ſchwieg er, drehte ſich um und legte ſeine Rechte auf die ihre. Da ſchlug ſie den Blick zu Boden und ſummte gedankenlos:

„Wie ein Bächlein ſind zu ſchauen
Valleri, Vallerei!“

Dann wurde es ganz ſtill. Sie rückten dichter aneinander und küßten ſich. Es war aber, als ob der wunderſame Abend ihnen Zurückhaltung auferlegte. Selbſt Wolfgang, der doch kaum mehr empfand als den Reiz des Abenteuerlichen und eine Aufwallung verfliegender Freude, zeigte keinerlei Leidenſchaft. Sie nahmen ſich in die Arme und fühlten die Nähe ihrer jungen Körper mit einem Empfinden verſonnenen Glückes. Der Wald regte ſich nicht. Leiſe vertieften ſich die Schatten unter den Tannen und an der Kapelle. Nur ein Berg flammte noch, der höchſte im Lande. Ganz oben am Gipfel trug er den heißen roten Schein. Nun erloſch auch der.

Da verſtrickten ſich die Arme der beiden feſter.

„Wenn uns jemand ſähe,“ flüſterte die Perpetua und zog Wolfgang unter die Tannen. Sie traten hinein, und — war es das Dunkel oder das Schweigen — dann kam die Begierde. Aber wenn der Burſche zu ſtürmiſch wurde, wehrte Perpetua ihm, tat das unbewußt, aber aus derſelben Freude heraus, die ſie ihm zugeführt hatte, und mit dem unbeſtimmten Empfinden, daß nichts Unrechtes den wunderſamen Tag beſchließen dürfe.

Es wurde beinahe Nacht unter ihren Zärtlichkeiten.

„Jetzt muß ich aber wirklich,“ ſagte Wolfgang zum zwanzigſten Male.

Diesmal machte er ernſt, und die Perpetua wehrte ihm nicht mehr. Hand in Hand ſchritten ſie durch das Wäldchen. An ſeinem Rande kam ein kleiner Bach vom Berge nieder und warf ſich mit ſprudelnder Wildheit ein Stück weiter unten in den Strom. Händler hielt an und umfing das Mädchen noch einmal. Dann ſetzte er mit einem Sprunge über den Bach.

Die Perpetua ſtand einen Augenblick, hing mit den

Augen an ihm wie ein Hungernder am Brot. Plötzlich, ehe, er ſich's verſah, ſprang ſie ihm nach und warf ihm die Arme um den Hals. Und wiederum, ehe er es ſich verſah, hatte ſie ihn losgelaſſen und war über den Bach zurück nach dem Walde geeilt.

Da hob er an, bergan zu ſchreiten. Das Herz war ihm nicht eben ſchwer, aber noch unter dem Eindruck deſſen, was geſchehen war, und dem Bedürfnis, das Mädchen, das er zurückließ, zu grüßen, ſang er laut das Lied, das ihr gefallen hatte.

„Valleri, Vallerei!!"

Es tönte noch lange bergnieder, während er ſtieg. Ferner und ferner!

Der Singende konnte nicht wiſſen, daß die Perpetua noch unter den Tannen ſtand, die Hände vor die Bruſt gelegt, und lauſchte und — ſchluchzte.

⁂ ⁂ ⁂

Die Perpetua hat den Peter Huonder nicht geheiratet. Zum Erſtaunen Huonders und ihrer eigenen Leute erklärte ſie, bald nach jenem Tage, daß ſie ihn nicht nehme. Sie möge nicht, und damit fertig.

Die Bergleute ſind gewohnt, ein Nein oder ein Ja ohne Begründung hinzunehmen, denn ſie ſind alle ſtarrſinnig und nicht imſtande, zu ſagen, warum ſie es ſind. So brummten Johann Schmid und Peter Huonder wohl eine Weile, dann fügten ſie ſich mit Gleichmut. Um ein Weibervolk kamen ſie denn doch nicht aus dem Gleichgewicht, beim Eid! An den fremden Handwerksburſchen und daß der die Urſache von Perpetuas Sinnesänderung ſein könnte, dachten ſie nicht.

So blieb das Mädchen ledig, bleibt es wohl bis ans Ende; denn jetzt iſt ſie ſchon eine ſteinalte, hagere Jungfer, vor der jedermann Reſpekt hat, weil ſie ein arbeitſamer, vernünftiger, andern hilfsbereiter Menſch, aber auch zeitweilig bärbeißig iſt. Mancher ſieht nun aber freilich auch mit heimlichem Lächeln auf ſie. Vor Jahren nämlich iſt die Perpetua ins Tal gegangen, hat ſich eine Laute gekauft und ſich von einem Schulmeiſter in einem der Nachbar-

dörfer im Spielen unterweiſen laſſen. Seitdem ſpielt ſie und ſingt dazu, aber nur, wenn ſie die Laune hat. Sie hat auch das Leſen angefangen und verſchlingt ſeit Jahren alle Bücher, die ſie auftreiben kann, gute und ſchlechte, geringwertige und gehaltvolle, denn ſie weiß ihren Wert nicht einzuſchätzen. Sie iſt in ihrem Alltagsleben um kein Jota anders als ihre Talgenoſſen, nur wenn ſie ſpielt oder lieſt, löſt ſich etwas von ihr, was nicht in ihren Körper paßt, und wandelt auf Sonntagswegen weit, weit fort. Und nachher kann ſie lange ſitzen und ſinnen. Ein Tag ſteigt vor ihrer Erinnerung auf, an dem ein fremder Menſch in ihr Leben getreten, einer, der etwas von dem an ſich hatte, was ſie ſelbſt von ihren Mitbürgern unterſcheidet. Der Tag iſt der Reichtum der Perpetua. Er hat für ſie einen ſolchen Glanz, daß dieſer hinreicht, ihr ganzes Leben bis an ſeine letzte Stunde zu erhellen. Einmal vor Jahren iſt ihr der Gedanke aufgetaucht: Warum haſt du jenen, den Wolfgang, nicht feſtgehalten? Und ſie hat ſich ganz ruhig geſagt, daß er vielleicht nicht geblieben wäre. Öfters, ebenfalls vor Jahren, hat ſie gewartet: Ob er nicht einmal wiederkommt! Aber ſie hat ſich auch über ſein Ausbleiben nicht gewundert. Es iſt ihr alles gut, wie es iſt.

So lebt die Perpetua hin, jetzt im trockenen Alltag, wo die Hände tun, was Landesſitte iſt, jetzt im Sonntag, wo die Freude im Herzen hüpft und drängt, und wo ein Sinn hinaus lauſcht, immer hinaus. Und fern, fern aus der Jugend kommt ein Ton, leiſe, verträumt:

Wie ein Bächlein ſind zu ſchauen,
Valleri, Vallerei!
Deine Augen, deine grauen.
Valleri, Vallerei!

Auszug aus dem Inhalts-Verzeichnis des I. Jahrgangs.

(Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Preis 3 M.; in der Luxus-Ausgabe 7.50 M.)

Erzählendes: Otto v. Leitgeb: Der Königin Leid; G. v. d. Gabelentz: Der gelbe Schädel; Marie v. Ebner-Eſchenbach: Drei Fabeln; Rudolf Hans Bartſch: Madame Dorette und die Natur; Herm. Heſſe: Legende von den ſüßen Broten; Georg v. Ompteda: Arm's Madl; Marg. Siebert: Die Scharffenburg; Hugo v. Hofmannsthal: Erinnerung ſchöner Tage.

Lebenserinnerungen: Clara Viebig: Wie ich Schriftſtellerin wurde; Richard Voß: Römiſche Erinnerungen.

Literatur: Prof. B. Litzmann: Shakeſpeares Römerdramen; Dr. Ernſt Heilborn: Die Frau im modernen Drama; Prof. Ed. Heyck: Liebesbrevier vor hundert Jahren.

Kunſt: Dr. M. Osborn: Frauen-Bildniſſe; Dr. Muthesius: Das Muſikzimmer.

Gedichte von: Paul Heyſe, Börries v. Münchhauſen, Iſolde Kurz, Joſ. Lauff, Prinz Schoenaich-Carolath, Carl Buſſe, Frida Schanz, Karl Henckell, Herm. Heſſe, Johannes Schlaf, Peter Roſegger, Ludw. Fulda, Hans Caſpar v. Starken, Fr. K. Ginzkey, Ricarda Huch, Will Vesper, Guſt. Falke u. ſ. w.

Mit 23 farbigen Kunſtblättern, Intagliodrucken und Einſchaltbildern.

Princeton University Library
32101 066456516

This Book is Due

FEB 14 1933

P.U.L. Form 2